




Banko
Der fünfte Mai.
Lebensbild von der Unterelbe
von Carl Reinhardt
Leipzig = bei Georg Wigand.

Der fünfte May.

Ein Lebensbild von der Unterelbe.

Roman in vier Bänden

von

Carl Reinhardt.



Mit Illustrationen von demselben.

Leipzig

Georg Wigand's Verlag.

1866.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Band.



Weg mit Pinsel und Palette,
Die nur den Moment gebannt,
Während der Momente Kette
Durch die Feder schafft die Hand.

Tief aus der Erinn'rung Walten,
Wie aus naher Gegenwart,
Führ' ich vor Euch die Gestalten,
Komischer, und ernster Art. —
Manchem will es nicht behagen,
Wird sein eig'nes Bild gebracht,
Während bei des Nachbars Klagen
Er sich still in's Fäustchen lacht.
Allen kann man's recht nicht machen,
Ein'ge brummen sicherlich.
Doch, wenn nur die Meisten lachen,
Geb' ich ganz zufrieden mich! — —



Erstes Capitel.

LandpartHien.



An einem Sonntag, zu Ende April des Jahres 1839, stieg die Sonne wolkenlos in den Vierlanden herauf, um ihrer Gewohnheit nach, einen Blick von da in das alte Hamburg zu werfen und zu sehen, ob der hochedle und weise Rath noch in den Federn liege oder schon für das Wohl der Stadt wache. — Da sie den Herrn Senator Eiskuhl mit seiner holländischen Tonpfeife am Fenster erblickte, der offenbar wartete, um ihren Aufgang zu con-

troliren, so setzte sie ihren Weg fort. — Hätte Herr Eiskuhl nicht auf seinem Posten gestanden, wo sie ihn jeden Tag fand, sie wäre wahrhaftig sofort umgekehrt! — —

Es war indeß eine eitle Einbildung der Sonne, daß sie glaubte, Herr Eiskuhl stehe wegen ihr am Fenster. Er wartete vielmehr auf seinen Barbier und blies, da dieser bereits drei Minuten über die Zeit ausblieb, schnaubend seine Nasenflügel auf, denn er betrachtete es für das unläugbare Zeichen eines schlechten Charakters, einen Millionär und Senator drei Minuten warten zu lassen. — Ja! Wenn es noch Salomon Heine gewesen, der ihn warten ließ, oder Rothschild! Aber ein Barbier! Das war zu arg. —

Die Woche hätte jedenfalls mit einem Gewitter für den pflichtvergessenen Bartscheerer begonnen, wenn sich nicht auf dem Platz vor der Petrikirche, welchen der Herr Senator überschaute, ein Blitzableiter befand, der in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit des hochedlen und weisen Herrn in Anspruch nahm und in dessen Nähe er sogar den Barbier erblickte.

So ungewöhnlich früh es für die Hamburger war, so hatte sich doch schon ein Kreis von Menschen versammelt, in dessen Mitte ein Fiaker neben seinen zwei Pferden stand. Alle drei sahen sich lautlos an, ohne sich zu rühren und glichen täuschend einem Fiakermonument, welches in Metallguß aufgestellt war.

Die Pferde waren allerdings an einen Wagen gespannt. Diese böswillige Maschine hatte es jedoch vorgezogen, lieber eine Axe zu brechen und sich in der Stadt auf die Seite zu legen, als sich draußen auf der Landstraße herumschleppen zu lassen.

Aus dem einen Fenster des Wagens, welches direct nach dem Zenith, statt nach dem Horizont gerichtet war, drängten sich eine solche Masse Menschenköpfe, daß einer der Umstehenden die Vermuthung aussprach, der Fuhrmann müsse eine Ladung Köpfe haben, denn die Leiber,

welche eigentlich dazu gehörten, konnten unmöglich alle im Wagen Platz finden.

„Es ist vielleicht 'n Gummifabrikant mit seiner Familie", bemerkte einer der Umstehenden, „die sind elastisch". Leider müssen wir dem Leser mittheilen, daß diese Bemerkung von dem pflichtvergessenen Barbier ausging.

Daß die weiblichen Köpfe indeß an Körpern mit guten Lungen saßen, konnte man aus dem Jammergeschrei entnehmen, welches aus und in dem Innern des Wagens erschallte. — Es gelang endlich dem Familienoberhaupt, sich den Gliedern seiner Familie, die ihn wie die Schlangen den Laokon umstrickt hatten, zu entwinden und aus dem Fenster wie aus einer Schiffsluke zu steigen. An seinem Rock zog er dabei einen kleinen Jungen mit heraus, der sich in der Meinung, er sei mit einem Dampfschiff gekentert, krampfhaft festhielt und furchtbar schrie.

Man hätte nun glauben sollen, daß der Familienvater sich sofort an die Rettung seiner Angehörigen aus dem gekenterten Fahrzeug machen würde. — Dieser stand jedoch kaum auf den Füßen, als er seinen Sprößling abschüttelte und sich unter den Umstehenden jemand aussuchte, den er für den Unfall zur Verantwortung ziehen könnte.

Die geeignetste Person zu diesem Zweck wäre jedenfalls der Kutscher gewesen, da indeß die Augen des Familienvaters zunächst auf einen jungen Mann mit einem weißen Hute fielen, der ihn mit unnennbarem Vergnügen betrachtete, so hielt er diesem ohne Weiteres die Faust unter die Nase und fragte ihn, was es bedeuten solle, daß er ihn so anstiere! —

Der junge Mann schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe und sagte mit bewegter Stimme: „Mitleid", worauf er sein Taschentuch herauszog, um sich die Augen damit zu wischen, was die Umstehenden sehr heiter stimmte und den Familienvater dahin brachte, daß er wie ein ergrimmter

Löwe im Kreis umherblickte, ein Opfer suchend, welches sein Zorn zermalmen konnte.

Dem Wagen entstiegen indeß eine solche Menge Personen, daß einer aus dem Publikum die Bemerkung machte: „es müßte eine Fallthüre unten sein.“

Selbst der Herr Senator oben am Fenster war erstaunt über die Fassungskraft des Wagens, und da er sich eben mit dem Bau von Auswandererschiffen beschäftigte, so benutzte er den Vorfall als praktischer Mann zu seinem Besten, verglich den Raum des Fiakers mit den Cojen auf seinen Schiffen und zog den Schluß, daß darin eben so viel Personen Platz haben müßten, was gegen seine frühere Calculation einen Mehrertrag von hunderttausend Mark jährlich machte.

Herr Eiskuhl war gewöhnt, jeden Vorfall so auszubeuten, und dies hatte ihn zum Millionär gemacht. — —

Als die letzte Person aus dem Wagen auftauchte, entfuhr den Umstehenden ein allgemeines „Ah“, denn die Dame war geeignet, einen Wagen ganz allein auszufüllen und umzuwerfen. Ihr Erscheinen kam dem unglücklichen Kutscher, auf den sich der grimmige Familienvater eben geworfen hatte, sehr zu statten, denn des Fiakers Frage an das Publikum: „ob eine Achse, außer der Erdachse, eine solche Last tragen könne“, rief allgemeinen Beifall hervor und brachte den Familienvater dahin, zu erklären, „daß er alle vom Teufel geholt zu sehen wünschte“, worauf er mit seinen Angehörigen den Unglücksplatz verließ, nachdem seine Frau den mit Victualien beladenen Lehrjungen zur Sühne für den Umsturz eine Hand voll Haare ausgerissen.

Damit diesem Finale eine entsprechende Musik nicht fehle, hob das alte wackelige Glockenspiel oben am Thurme aus und begann die Melodie „Nun danket Alle Gott“ langsam abzuhämmern.

Der pflichtvergessene Barbier hatte bis zu dieser Schlußscene den Senator ganz vergessen. Der Undankbare, der doch alle Weihnachten eine

Flasche Rum zum Geschenk erhalten sollte, die Herrn Eiskuhl selbst drei Schillinge kostete. Zufällig blickte er jetzt zu ihm hinauf, als er einige Worte mit dem jungen Manne sprach, der vorhin so gerührt von des Familienvaters Unglück wurde. — Ein kleiner Schreck durchfuhr den Bartkünstler und er setzte, die Unterhaltung kurz abbrechend, mit zwei Sprüngen in das Haus, da er den strengen Blick des Senators auf sich ruhen sah.

Herr Eiskuhl überlegte einen Augenblick, ob er den Barbier abkanzeln sollte; da die Neugier jedoch die Oberhand bei ihm gewann, so fragte er ihn, sobald er sich auf seinem Lehnstuhl zum Rasiren niedergelassen hatte: „Wat war dat für Volk, dat ut dem Wagen kroch?"

„Es war der Schneidermeister Wöllers, der eine Landparthie machen wollte, Herr Senator", sagte der Barbier demüthig, indem er in halbgebückter Stellung, ein Bein vorgeschoben und des Senators silberne Seifenschüssel respectvoll vor sich haltend, den Schaum schlug.

„Hm — hm" — murmelte Herr Eiskuhl mit bedenklichem Kopfschütteln, „de Snieders fangt also an, Landparthieen zu Wagen zu machen? — So'n Volk, das froh sein müsse, wenn es zu Fuß nach Eimsbüttel gehn könnte. — Nu wart mal, mien Jung, da können se ock noch was Steuern zahlen! — Ich werde mich dat merken."

Der Barbier, welcher beim Einseifen jedes Wort von des Senators Selbstgespräch gehört hatte, strich sein Messer, oder vielmehr das Messer des Herrn Eiskuhl, denn dieser hätte sich um keinen Preis mit fremdem Rasirzeug anrühren lassen, mit Messern, welche vielleicht Tags vorher die Bärte von Lumpen, welche unter einer Million besitzen, abgemäht hätten. — Das wäre ein schauderhafter Gedanke. Es hatte stets in seiner Familie jeder Sohn schon bei der Geburt ein eigenes silbernes Rasirzeug erhalten und gehörte mit zu den Functionen des Hauslehrers, seine Schüler zu rasiren, was Herr Eiskuhl oft versicherte und seinen Schulkenntnissen nach auch sehr wahrscheinlich war, vielleicht auch in der

entlegenen Lüneburger Haide, wo sein Familiensitz lag, gar nicht auffiel, da dort der Schulmeister mitunter auch noch den Bauern die Stiefeln besohlte.

Der Barbier wetzte also mit einem etwas kannibalischen Lächeln sein Messer und dachte dabei, welches Vergnügen es ihm machen würde, dem steuerlustigen Senator den Hals abzuschneiden, wenn er sich gerade auf einer wüsten Insel von ihm barbieren ließ. Da eine solche Operation, obgleich vielleicht zum Besten der Bürgerschaft, dennoch auch gefährlich für den eigenen Hals werden konnte, so beschloß er, ihn für seine Calculation wenigstens etwas zu kratzen, und begann, nachdem er mit dem Messer vor dem Gesicht des hochweisen Herrn einige gefährliche Lufthiebe ausgeführt hatte, sein Werk.

Emil Schnepfe (oder der schöne Emil, wie man ihn bei Peter Ahrens und im Joachimsthal nannte), der Barbier, welcher eben Herrn Eiskuhl etwas kratzte, sodaß er ein Weniges mit den Beinen zappelte und bei sich beschloß, dem Verbrecher zu Weihnachten nur von dem Rum zu anderthalb Schilling zu geben. — Schnepfe also hatte bald eine Erbschaft zu erheben und beabsichtigte, Bürger zu werden und seine eigenen Geschäfte zu treiben. — Es konnte ihm deshalb nicht gleichgiltig sein, solche Steuererhöhungsprojecte zu entdecken. — Da er es jedoch nicht mit dem Senator verderben durfte, so kratzte er ihn blos. — Er hätte ihn gar zu gern geschnitten! — —

„Was war dat für 'ne Art Mensch, der mit 'm Schnurrbart un de Brill, mit dem Sie unten sprachen?“ fragte Herr Eiskuhl.

„Das war der Maler Bernhart“, erklärte Schnepfe.

„Hm“, knurrte der Senator, „'n Hiesiger?“

„Nein, Herr Senat'r, 'n Sachse aus Leipzig. — Ich habe ihn kennen lernen, wie ich dort conditionirte.“

„Dachte mir doch, daß es kein Kaufmann war“, murrte Herr

Eisstuhl. „Was macht er hier? Wir brauchen solche Tagediebe hier nicht! — Streicht er Häuser an oder ist er Schiffsmaler?“

Schnepfe ließ des Senators Nase fahren und sah ihm verwundert ins Gesicht. — Sein Freund, der Künstler, sollte Häuser oder Schiffe anstreichen? — Er glaubte, sein Kunde mache ein Späßchen.

Schnepfe war in Dessau geboren und wußte nicht, daß der Hamburger sich das Wort Maler nur in Verbindung mit einem großen Faustpinsel, einem Farbentopf und einem Mann, der wie ein Eiderdunensucher an einem Tau in schwindelnder Höhe hängt, denken kann.

Als er sah, daß es kein Spaß war, entgegnete er etwas gekränkt: „Herr Bernhart malt allerdings Häuser und Schiffe, er malt aber auch Bäume und Wasser, Wolken, Menschen und Vieh dabei.. — Wenn Sie sich einmal etwas malen lassen wollen, so wenden Sie sich nur an ihn, er versteht seine Sache. Er ist sogar Professor!“ sagte Schnepfe nachdrücklich.

„Ein Schildereimaler also“, knurrte der Senator verächtlich. — Plötzlich fiel ihm jedoch ein, daß er unvorsichtiger Weise seinem Schwager ein Bild von seinem Landhaus in Neumühlen versprochen hatte. Als er deshalb bei einem kunstsinnigen Bekannten um die Adresse eines Malers fragte, von dem er eine Landschaft sah, dabei aber erfuhr, daß das Bild zweihundert Thaler kostete, ließ er die Sache ruhen, weil er nicht wußte, ob er den Maler oder den, der das Bild für eine solche Summe gekauft, für verrückt halten sollte. — Jetzt dachte er wieder daran und glaubte hier vielleicht eine Gelegenheit zu finden, die ihn billig zu dem Bilde brächte. Er sagte also sehr herablassend! „So! Na, wenn er seine Sache versteht, dann muß man den Mann unterstützen. Sagen Sie ihm doch mal, wenn er mir mein Landhaus an der Elbe recht billig und gut abmalen will, dann werde ich ihn empfehlen. Aber viel darf es nicht kosten, denn ich thue es nur um der Empfehlung willen. Wenn es etwa so 'n verrückter Schmierer ist, der gleich von

een=, zweehundert Thaler spricht", fuhr Herr Eiskuhl vorbeugend fort, „dann ist nichts mit der Sache. Ist es aber en bescheidener Mann — na, dann kann er heute Nachmittag mal 'raus kommen. — Sie können ihm ja mein Landhaus zeigen." „Mit Vergnügen", sagte der über diese Munificenz erstaunte Barbier, faßte dann auf die zarteste Weise die Nase des Mäcen mit der Spitze des Daumen und Mittelfingers, während er die übrigen Finger hoch in die Höhe streckte, und ließ sein Messer auf eine Weise durch den Bart des Senators streichen, die er im Gedanken poetisch mit dem Wehen des Zephyrs durch Jasminbüsche verglich. — So hatte ihn die Kunstliebe des Herrn Eiskuhl gerührt.

Kaum fertig, packte er sein Zeug in eine elegante Schreibmappe, die ihm als Scheerbeutel diente, denn er war von Leipzig aus gewöhnt, den Studenten zu spielen, und empfahl sich mit einem tiefen Bückling, um seinen Freund aufzusuchen und ihn mit seinem Glücke bekannt zu machen.

Herr Eiskuhl war sehr guter Laune. Der umgefallene Fiaker hatte ihm als Rheder, Beamten und Kunstkenner genützt und die Woche fing gut an, wie er bemerkte, indem er sich eine neue Pfeife stopfte.

„Morgenstunde hat Gold im Munde", sagte er schmunzelnd und eine große blaue Dampfwolke von sich blasend. „Ja, ja, es ist so", fuhr er fort. „Wenn man mit der Sonne aufsteht, so findet man immer Leute, die noch in den Betten liegen und die man über's — — — mit denen man ein Geschäft machen kann", verbesserte er sich.

Es klopfte an der Thür, welche sich dann öffnete, um einen jungen Mann mit sorgfältig frisirtem Haar einzulassen, dem der Hausherr einen ergrimmten Blick zuwarf. „Herr Senat'r möchten die Güte haben, gefälligst zum Kaffee erscheinen zu wollen — Frau Senat'r warten schon", sagte der Jüngling so herablassend, als es ihm möglich war. Es war Henri, der Diener, welcher von der Dame des Hauses neben Jost, dem alten Inventar Eiskuhl's, der jetzt gleichfalls in der Thür erschien, enga=

girt wurde. Jost, welcher die Kleider seines Herrn auf dem Arme trug, sah seinen Kameraden an, wie der Löwe die Katze anblicken würde, die sich in seinem Revier zeigt. Henri schien Jost gar nicht zu bemerken und schaute mit einem milden Lächeln nach dem Senator, der ihn mit der Pfeife abwinkte, eine Pantomime, die sehr deutlich sagte: „Scheeren Sie sich ins Pfefferland!“ und wozu Herr Eiskuhl etwas wie „Pomadenbengel“ brummte.

Henri verschwand und Jost begann seinen Herrn anzuziehen. Herr Eiskuhl wäre freilich lieber in seinem Schlafrock zum Kaffee gegangen oder hätte ihn auf seinem Schlafzimmer getrunken. Die Frau Senatorin hielt jedoch streng darauf, daß ihr Herr Gemahl in voller Rüstung am Kaffeetisch erscheine; denn sie hatte die Bemerkung gemacht, daß er im Schlafrock schrecklich gemein aussah; und Herr Eiskuhl, der einen ungeheuren Respect vor seiner Frau besaß, fügte sich. Hätte sie verlangt, daß er spanische Tracht anlegen solle, er wäre wie Egmont zu seinem Klärchen gekommen. — Wenn er jedoch gefordert, daß seine Gattin jeden Morgen wie heute um halb fünf Uhr mit ihm frühstücke, so würde er sehr bald allein das Feld behauptet haben.

Lassen wir den Herrn Senator mit höchst ärgerlichem Gesicht, aber steif gestärkten Vatermördern und dito Gilet, in den Salon eintreten, während der Barbier dem Maler in der Alsterhalle den Auftrag überbringt, und sehen uns nach dem gekenterten Familienvater um, der voller Zorn nach dem Jungfernstieg schritt, ohne sich nach seinen Angehörigen auch nur einmal umzusehen.

———

An der Alster angekommen, setzte sich Herr Wöllers auf eine Bank, stemmte die Arme herausfordernd in die Seite und fragte seine eben nachkommende Frau mit offenbarer Schadenfreude: „Wat sagst de all nu?“

Madame sagte gar nichts, sondern blickte in ärgerlicher Verlegenheit umher, was sonst nicht ihre Art war.

Meister Wöllers war nämlich eine Art Seehund, ein ehrlicher Haifisch, wie seine Frau behauptete. Er hielt sich stets ein Ruderboot und wollte alle Vergnügungspartien nur auf diesem ausgeführt wissen.

Der Lehrjunge Christian oder, wie die Hamburger sagen, Chrischaan mußte ihn auf seinen Wickingerfahrten begleiten und lernte, da Wöllers ein wohlhabender Mann war und viele Zeit auf diese Liebhaberei verwenden konnte, besser calfatern und Theer kochen als Knopflöcher nähen.

Da der Meister sehr viel mit Seeleuten zu thun hatte, so schwärzte er sich bald in die Geheimnisse der Schiffskunde ein und brachte ungemein gern nautische Ausdrücke an, sodaß er z. B. von seinem rechten Bein als vom Steuerbordsbein und vom linken als vom Backbordsbein sprach.

Diese lüderliche Umhertreiberei auf dem Wasser war nun der Meisterin ein Gräuel, denn erstens fand sie keinen Gefallen daran und zweitens war es nicht möglich, den Mann auf dem Wasser so genau zu controliren als auf dem Lande, wo man ihn viel leichter finden und überraschen konnte.

Madame Wöllers behauptete geradezu, daß ein Boot ein Instrument sei, welches sich nur für leichtsinnige Junggesellen eigne, die ihren Unfug damit treiben und ihr Leben auf das Spiel setzen könnten, wie sie wollten. Ein verheiratheter Mann gehöre aber auf das Land und sei verpflichtet, sein Vergnügen an der Seite seiner Frau zu suchen.

Nachdem sie ihrem Manne über dieses Thema einige Jahre lang, besonders jeden Sonnabend, Vorlesungen gehalten hatte, war es ihr gelungen, ihn endlich dahin zu bringen, der Elbe einmal den Rücken zu kehren und einen Wagen zu miethen, in welchem er, mit der Verwandtschaft eingeschachtelt, eine Sonntagspartie nach Wandsbeck machen

wollte, die, wie wir sahen, vor der Petrikirche ein so trauriges Ende erreichte.

Als der Wagen umfiel, konnte Meister Wöllers kaum ein Triumphgeschrei unterdrücken. Nur die Besorgniß, er könne auf seine Seite fallen und er sammt der ganzen Verwandtschaft von der Meisterin erdrückt werden, ließ ihn stillschweigen. Als er jetzt den ersten Versuch seiner Frau so schmählich mißglückt sah, mußte er alle Verstellungskunst zusammen nehmen, um ein grimmiges Gesicht zu schneiden und nicht laut aufzulachen.

„Da hast du ja nun dein Vergnügen per Achse“, sagte Wöllers vorwurfsvoll zu seiner Ehehälfte. „Wir können nur noch froh sein, daß wir nicht Hals und Beine gebrochen haben.“

„Das wäre doch immer noch besser, als wenn wir wie Katzen hätten ersaufen müssen“, murmelte die Meisterin.

„Im Wasser ersäuft man nicht gleich und fällt wenigstens weich. Wenn übrigens jemand dabei ist, der es versteht“, entgegnete der Meister, sich auf die Brust schlagend, „dann geht weder ein Boot durch, noch schlägt es um. — Nur rohe Seelen können die Rumpelei auf einer staubigen Chaussee der schönen Fahrt auf dem freien Wasser vorziehen, wo man sich in der Natur umsieht.“

„Rohe Seelen? rohe Seelen??“ fragte die Meisterin spitzig und rückte dabei dem Lehrjungen auf den Leib, weil dieser bei der Anspielung des Meisters ein vergnügtes Grinsen nicht unterlassen konnte. Da Chrischaan jedoch keine Lust zeigte, sich vollständig scalpiren zu lassen und in der nächsten Zeit eine Perrücke anzuschaffen, so zog er sich hinter den Meister zurück.

Chrischaan besaß zwar einen sehr gesunden Haarwuchs, da die Meisterin jedoch ihren Zorn über Wöller's Argonautenthum stets an seinem Schiffsjungen ausließ und diesem wenigstens schon so viel Haare ausgerissen hatte, daß sich recht gut sechs alte Herren davon mit Perrücken

versorgen konnten, so hielt sich Chrischaan ungefähr zu ihr, wie der Mond zur Erde.

„Stopp!" sagte Wöllers, seine Hand zwischen die Meisterin und seinen Schiffsjungen streckend, „du wirst an den Wind brassen und jetzt den Cours anlegen, den ich laufen will. Du siehst, daß wir mit deinem Fahrzeug auf den Strand gerathen sind. — Nun werden wir es mit meinem versuchen und nach Neumühlen, statt nach Wandsbeck kommen. — Wer mit will, der geht mit mir an Bord." Mit diesen Worten stand Wöllers auf und ging, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen, ob ihm jemand folge, nach dem Gänsemarkt zu.

Da er zufällig die Kasse bei sich trug und man überhaupt nichts Besseres thun konnte, so trollte Madame Wöllers mit der Verwandtschaft trübselig hinterher, wobei die Meisterin indeß fortwährend murmelte: „Na wart' nur! Ich krieg' dich schon! — Na wart' nur!" — —

Vor dem Alsterpavillon stand aber wieder der junge Mann mit dem Barbier und sah den Zug, das tiefste Mitleid in seinen Blicken, vorüberwandeln, was Meister Wöllers beinahe veranlaßte, am Sonntag Morgen einen Faustkampf zum Besten zu geben. Er zog jedoch weiter nach St. Pauli hinaus, wo sein Boot lag, in welches er die Nachfolgenden packte. — „Es hätte nur eine lange Stange gefehlt, an welche Madame Wöllers nebst der Verwandtschaft mit den Hälsen angeschlossen in den alten Theerkasten geschleppt wurde, und der Sklavenhandel wäre fertig." Das war die Ansicht, welche die Meisterin aussprach, als sich das Boot in Bewegung setzte und den Fluß hinabtrieb.

Wir müssen jetzt zu den beiden jungen Künstlern zurückkehren, die wir vor dem Alsterpavillon verließen.

Der Bartkünstler hatte eben dem Pinselkünstler die Aufforderung des Senators verkündet.

Wir wissen nicht, ob es republikanischer Gebrauch ist, daß die Machthaber die Bestellungen bei Künstlern durch ihre Barbiere machen lassen. In monarchischen Staaten würde man sich einigermaßen darüber wundern. In der Republik Hamburg herrscht jedoch eine solche Freiheit, daß man sich über gar nichts wundert. Dort ist Jeder, vom Senator bis zum letzten Polizeidiener, ein kleiner Souverain. Jeder Bürger muß seine Schuldigkeit thun, besonders was die Steuern anbelangt, und wer viertausend Thaler besitzt, gilt genau so viel, als wer zehntausend Mark (Courant) im Vermögen hat.

Wenn in monarchischen Staaten ein lächerliches Vorurtheil in Hinsicht des Geburtsadels oder gar eine Art Abgötterei gegen Künstler und Gelehrte (meist besitzloses Volk und nur in höchst seltenen Fällen „erbgesessen") zu finden ist, so darf man dergleichen in einer Republik nicht suchen und würde es in Hamburg, dem Muster aller Republiken, auch nicht finden. Hier gilt nur persönliches Verdienst, und eigentlich erst dann, wenn Einer etwas Großes gethan hat. Geschäfte und Bankerotte ziehen nur die allgemeine Achtung auf sich, wenn sie bei Millionen anfangen. Wer sich mit fünfhundert Mark insolvent erklärte, den würde man als einen Schandfleck der Republik betrachten und des Geläutes der Schandglocke nicht theilhaftig werden lassen, welche der Scharfrichter hinter der Börse nur über Genies erklingen läßt, die ihre Collegen in der Börse mit Hunderttausenden „machten" und dadurch ihre stille Hochachtung erwarben.

Die Republik an der Alster war genöthigt, sich der angrenzenden Länder wegen zum Christenthum zu bekennen. — Wir wissen jedoch aufs Genaueste, daß dies nur Maske ist und daß man sich dort mehr zu dem Cultus hinneigt, welcher in Konstantinopel herrschend ist.

Was man dort „Allah" nennt, nennt man hier „Banko", und was die Türken Mohammed nennen, das heißt hier Salomon Heine. Das Wort „Koran" übersetzt man in „Bankconto". Die

„Paschas“ nennt man „Senatoren“, die „Dardanellenschlösser“ „Winserbaum“, und statt des Wortes „Serail“ gebraucht man „Schwiegerstraße“ und „Dammthorwall“. Kurz, im Ganzen genommen ist Hamburg eine aus dem Türkischen ins Plattdeutsche übersetzte Republik.

Was Wunder also, daß wir den Barbier als Protector des Malers sehen?

Der Unterschied zwischen Beiden ist eigentlich auch gar nicht so groß. Ja, der Barbier steht gewissermaßen noch höher als der Maler.

Ist es nicht eine erwiesene Sache, daß ein Barbier das menschliche Gesicht stets verschönert? Kann man das immer von den Malern sagen? —

Geben sich nicht Beide die größte Mühe, Haare zu beseitigen? — Der Eine thut dies von den Gesichtern der Menschen, indem er ein Gemisch von Oel und Soda, Seife genannt, dazu anwendet und die Borsten schnell abschabt. — Der Andere nimmt eine Composition von Oel und Oxyden, die er Oelfarbe nennt, und schabt die Haare seiner Pinsel langsam ab. — Der Barbier geht den Leuten um den Bart. Der Maler muß ihnen auch um den Bart gehen, wenn er seine Bilder verkaufen will, kurz, Beide arbeiten fast auf eine und dieselbe Weise.

Der Maler Bernhart hatte kaum den Auftrag vernommen, der ihm von einem hochmögenden Senator der Republik Hamburg zu Theil werden sollte, als er auch gleich die rosigste Zukunft vor sich aufdämmern sah und ernstlich überlegte, ob es nicht gerathen sei, schon in den nächsten Tagen einen Salon am Jungfernstieg als Atelier zu miethen. Bernhart gehörte zur Familie, welche von jenem Milchmädchen abstammt, die aus ihrem Milchtopf Eier, Hühner, Kälber, Schweine und endlich ganze Rittergüter aufwachsen sah und nur durch den kleinen Umstand nicht zur Ahnfrau eines Millionärgeschlechts ward, weil ihr der Milchtopf vom Kopfe fiel.

Wie er als Kind der guten Stadt Leipzig, die auch gern eine kleine Republik Hamburg sein möchte, dazu gekommen war, ein Maler zu werden, ist uns unbegreiflich, denn verbanden die Hamburger mit dem Wort Maler den Begriff von „Anstreichen", so galt in jener Zeit ein Maler in Leipzig für eine Art Vagabonden, den man etwa unter die herumziehenden Seiltänzer, Kesselflicker und dergleichen zu rechnen hatte.

Erst das Aufblühen der Münchner und Düsseldorfer Kunstschulen und die Preise, welche den dortigen Künstlern für ihre Gemälde gezahlt wurden, brachten den Pleiß=Athenern einen anderen Begriff von dieser Corporation bei. Ein Kunstverein, der sich noch dazu etablirte, verbesserte die Ansicht über die „Maler" vollends, und so war es Bernhart zu verzeihen, daß er sich zu einer so riskanten Existenz entschloß.

Dies wäre übrigens keineswegs der Fall gewesen, wenn ihn nicht das Talent dazu getrieben hätte. Schon sein erstes Bild: ein Waldbach, durch den ein Bauer mit einem Ochsenwagen fährt, machte in der Sonnabendsausstellung des jungen Kunstvereins solches Aufsehen, daß am Sonntag früh ein Kunstliebhaber bei ihm erschien und ihm das Gemälde für einen alten Pelzrock und acht Thaler baar abhandelte.

Solche Aufmunterung mußte ihn zu weiteren Studien anspornen, und es gab bald keine alte Bauernhütte und Mühle im Umkreis von zwei Stunden, die er nicht gemalt hätte.

Da die Leipziger Kaufleute jedoch nach ihren Waarenlagern alles Andere taxirten, so meinten sie, daß ein geborner Leipziger unmöglich eine so gut gefärbte Leinwand liefern könne, als ein Belgier oder Holländer. Sie verwiesen dabei auf die Weidenrinde, welche sie, aus der Gegend von Lindenau bezogen, als Chinarinde verkauften, und welche zwar eben so bitter schmeckte und einem großen Geschäft in der Fieberzeit nach der Schlacht bei Leipzig zu seinem Reichthum verholfen hatte, dennoch aber nicht ganz so gut war, als die echte Chinarinde.

Ein anderes Beispiel lieferte der Tabak, welcher bei Stötteritz

erbaut und durch verschiedene Saucen behandelt, den Leipzigern als Cuba beigebracht wurde. Es war und blieb jedoch Stötterico, und deshalb stand es fest, daß ein Leipziger Maler niemals malen könne wie ein fremder.

Zahlte man den Niederländern für mittelmäßige Bilder Preise von zwei= bis dreihundert Thalern, so verstand es sich von selbst, daß Bernhart nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Thaler fordern durfte, und sich bei einigem Fleiß recht gut jährlich gegen zweihundert Thaler verdiente. Das war mehr als man einem guten Markthelfer gab und konnte den jungen Mann leicht übermüthig machen.

Als man ihn nun in seinem zwanzigsten Jahre zum Soldaten aus= hob und es sich dabei fand, daß er keine zweihundert Thaler erspart hatte, um sich loskaufen zu können, schüttelte man bedenklich mit dem Kopfe und kam auf die alte Meinung zurück, daß ein Maler ein leichtfertiges Subject sei. — —

Einige Kunstliebhaber wollten jedoch der Welt ein glänzendes Beispiel von Kunstliebe geben und schlugen dem jungen Kunstverein vor, den Maler vom Militär loszukaufen. Daß man ihm zu diesem Zweck ein paar Bilder abkaufen und so die Sache glatt und ohne Demüthigung abmachen könne, fiel Niemanden ein. Der junge Künstler und seine alte gute Mutter mußten mit einer Liste bei allen Kunstfreunden herum= laufen und die Summe in Form von milden Gaben zusammenbringen, die mit längeren und kürzeren Ermahnungen gegen das Biertrinken, Tabakrauchen (wenn der Geber nicht gerade ein Tabakshändler war) und sonstige Vergnügungssucht ertheilt wurden. Das Geld kam jedoch zusammen und der Künstler ward von der Sclaverei losgekauft.

Nun glaubte er vollständig an die Kunstliebe seiner Landsleute und begann mit frischem Muthe zu arbeiten. Er träumte von einem Atelier, in dem er von den Kunstliebhabern der Stadt umgeben saß. Er sah im Geist den großen runden Tisch in der Mitte mit Früchten und Wein=

flaschen besetzt, welche ihm seine Gönner verehrt hatten und bei denen sie nun seine Studien ansahen. In den Winterabenden erblickte seine Phantasie dasselbe Atelier von einigen großen Lampen erleuchtet, während die Theemaschine auf dem Tisch summte und ein Pianist Mendelssohns Melodien hören ließ, worauf eine junge Dame am Flügel die Anwesenden durch ihren Gesang bezauberte, denn Musik war ihm eben so ins Herz gepflanzt als Malerei.

Es kam aber anders als er geträumt! — Die Besten der Kunstfreunde, welche zehn und mehr Thaler gezeichnet hatten, glaubten ihm die Straße zum Tempel des Ruhmes vollständig geebnet zu haben und kümmerten sich nicht weiter um ihn. Ein anderer Theil bestellte Bilder und Albumblätter und war der festen Ueberzeugung, in ihm einen dankbaren Menschen zu finden, dem es nicht einfallen würde, ein Honorar zu beanspruchen. Einige glaubten sogar die Goldrahmen um die Bilder mit als Zeichen der Dankbarkeit betrachten zu können und geriethen in die höchste Entrüstung, wenn sie für das Bild einen Thaler mehr bezahlen sollten, als die Vergolderrechnung machte.

Am schlimmsten war der junge Künstler aber mit Jenen daran, welche zehn und fünfzehn Neugroschen zu seiner Befreiung gesteuert hatten.

Wagte er es, in das Concert im Schweizerhäuschen, oder gar in das Gewandhaus zu gehen; trank er eine Tasse Kaffee, oder ein Glas Bier irgendwo, und ward dabei von einem dieser Kunstfreunde ertappt, so schüttelte dieser gewiß bedenklich mit dem Kopfe und verfolgte ihn mit strengem Blick, wie einen Verbrecher, den man in guter Gesellschaft findet.

Das Atelier des Künstlers war und blieb trotz allem Fleiß auf einer Bodenkammer unter den Dachbalken, die musikalischen Soireen wurden vor seinem Fenster von den Katern der Nachbarschaft aufgeführt, und statt des Concertflügels von Härtel mußte er sich mit dem schrecklichsten aller Instrumente, mit der Guitarre behelfen, die ihn durch fortwährendes Quintenplatzen fast zur Verzweiflung brachte.

Es waren aber nicht die Quinten allein, welche ihm Sorge machten. Es gab bald ganz andere falsche Fortschreitungen in seinem Notensystem. Jene Noten nämlich, die ihm von den Gläubigern in immer schnellerem Tempo eingeschickt wurden, bis diese selbst als Fermaten die Treppe zu seiner Bodenkammer belagerten und ihn endlich zwangen, seinen Aus- und Eingang über das Dach zu nehmen.

Da faßte er einen großen Entschluß, packte seine besten Habseligkeiten zusammen in eine Kiste und schickte sie gen Hamburg, wohin er dann selbander pilgerte, denn er hatte gehört, daß dort auf jeden Maler zehn Millionäre kämen und hoffte dieses Mißverhältniß etwas auszugleichen.

Als er durch die Lüneburger Haide wanderte, traf er eines Tages, mitten in einer besonders öden Gegend, einen jungen elegant aussehenden Mann, welcher auf einer Erhöhung sitzend, beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, eine Cigarre rauchte und ihn verwundert näher kommen sah. Bernhart war ebenfalls erstaunt über die Figur in der Gegend und hielt ihn für einen Gutsbesitzer, welcher in der Haide jage.

Das Komischste war, daß der junge Mann dasselbe von ihm glaubte, bis sich zeigte, daß allerdings Beide auf der Jagd, und zwar nach ihrem Glück, waren, welches sie auf dem Hamburger Revier zu erlegen hofften.

Schnepfe hatte im Anfang Lust, sich gegen seinen Reisegefährten für einen jungen Doctor auszugeben. Da er jedoch einsah, daß seine Kurart nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, so gab er sich als Bartkünstler zu erkennen und bat Bernhart, dies nicht unnöthiger Weise zu erwähnen, sondern ihn in außergeschäftlichen Kreisen „Doctor" zu nennen, wogegen er sich erbot, den Maler „Herr Professor" anzureden. — Freundschaft auf gegenseitige Hochachtung gegründet, nannte er dies Verfahren.

Das Schicksal hatte mit so harter Hand einen unnöthigen Künstlerstolz von Bernhart abgestreift, daß er sich gern seinem Reisegefährten

anschloß, der übrigens, gleich ihm, nicht verfehlte, die abenteuerlichsten Speculationen auszuhecken und nicht abgeneigt war, einige Landhäuser mit kostbaren Gemälden ausschmücken zu lassen, sobald das Glück ihm dieselben verschaffen würde.

Vor der Hand nahm er den Künstler nur so weit unter seinen Schutz, daß er sein bescheidenes Dachzimmerchen mit ihm theilte (denn zu Dachzimmern schien Bernhart nun einmal verurtheilt zu sein) und ihm in freien Stunden mit grenzenloser Bewunderung zusah, wie er Luft, Wasser, Schiffe und Menschen auf die Leinwand zauberte.

So viel sich aber auch der Künstler Mühe gab, er konnte bei keinem Millionär ankommen, der ihn unter den Schutz seiner Fittige genommen hätte. Der arme Barbier blieb seine einzige Hilfe in dieser reichen Stadt und war ihm vor der Hand mehr werth als alle Millionäre.

Da endlich lächelte das Glück und die jungen Leute beschlossen, es beim Schopf zu fassen und festzuhalten.

Obgleich man erst Nachmittags zum Senator kommen sollte, so war ihrer Ansicht nach dennoch keine Zeit zu verlieren. Bernhart glaubte die möglichst feinste Toilette machen zu müssen, wozu er Alles besaß bis auf eine vorschriftsmäßige schwarze Angströhre.

Er hatte sich, dem Rath des Barbiers folgend, einen weißen Cylinder nach seiner Ankunft in Hamburg gekauft, weil ihm dieser ganz besonders gut stand, und nach der Ansicht des Barbiers kein weibliches Herz im Stande war, ihm in diesem Hute zu widerstehen.

Dieses Argument hatte gesiegt und Bernhart trug seinen weißen Hut mit großer Zufriedenheit bis zu diesem Augenblick, wo er plötzlich zu der Ueberzeugung kam, daß es unmöglich sei, sich in demselben dem hochmögenden und hochweisen Herrn vorzustellen.

Der Barbier trug unglücklicher Weise den Zwillingsbruder von Bernharts Pinch auf seinem gelockten Haupte. Er machte zwar den Versuch, von einem seiner Collegen eine schwarze Angströhre zu borgen,

mußte jedoch verschiedene Anzüglichkeiten über das tolle Ansinnen, einen Staatscylinder am Sonntag borgen zu wollen, hinnehmen.

Es wäre nun allerdings das Leichteste gewesen, einen Hut zu kaufen. Dies ist aber nur in dem Fall leicht, wenn Geld oder Credit genug vorhanden ist. An Beiden war jedoch einiger Mangel — dieser Weg also verschlossen.

Ein schwarzer Hut mußte jedoch geschafft werden, wie Bernhart seinem Freund bestimmt erklärte, „und wenn er ihn dem Geistlichen vor dem Altare vom Kopf rauben solle". — Ein ziemlich schwieriges Unternehmen. Unseres Wissens nur in einer Synagoge ausführbar, wo die Juden mit den Hüten auf den Köpfen erscheinen.

Bernhart begab sich vor der Hand wieder in sein Atelier, um sich in den höchstmöglichsten Glanz zu werfen, während der Barbier noch ein paar Stunden zu thun hatte.

Als sich Beide eben trennen wollten, sagte dieser plötzlich: „Halt, ich habe ihn!" —

„Wen?" fragte Bernhart, sich ganz verwundert umblickend.

„Den Hut! den Hut!" schrie Schnepfe freudig. „Ich werde den meinigen bei irgend einem Kunden aus Versehen vertauschen und morgen wieder auswechseln. — Verlaß Dich darauf, ich bringe einen schwarzen Hut." Mit diesen Worten verschwand er.

„Er weiß immer Rath", murmelte Bernhart lachend und nach dem Burstah zugehend, wo er sein „Atelier" aufgeschlagen hatte. „Er hat verteufelte Projecte und wird noch einmal ein Millionär werden. — Das heißt, durch's Barbieren nicht. — Er wird einen Handel anfangen, den er nebst seiner Barbierstube treibt, wenn er seine Erbschaft erhält — ja — ja. — Er wird sich wahrhaftig seine Landhäuser noch von mir ausmalen lassen."

Bernhart war während dieses Selbstgespräches bis vor das Haus des Senators gekommen, vor welchem die Equipage desselben stand.

Die Frau Senatorin nebst ihren zwei Töchtern stiegen eben mit Henri's Beihülfe in den Wagen, worauf sich dieser junge Mann herabließ, seinen Platz neben dem Kutscher zu nehmen, ohne sich im Geringsten um den Senator zu kümmern, der eben aus dem Hause trat.

Herr Eiskuhl erschien auf der Thürschwelle mit einem sehr rothen Gesicht und sehr weißem Hemd, welches wie ein Marssegel über die gute Hälfte seiner Person ausgespannt war. Dies schneeweiße Hemd war sein Stolz und er war unter den schwierigsten Umständen stets damit gesehen worden. Er konnte bei einem Diner noch so viel Toaste trinken, nie ließ ein Tropfen Rothwein seine Spuren darauf zurück. Er war schon oft in der Nacht sehr schwer nach Haus gegangen und oftmals gekentert, aber immer „über Steuer", wie Meister Wöllers gesagt haben würde, oder rückwärts, ohne auf sein Hemd zu fallen.

Die Weste war zum Vortheil dieses Hemdes so weit ausgeschnitten, daß man Herrn Eiskuhl in dem Verdacht haben konnte, keine Weste zu tragen, wenn sich dieselbe nicht plötzlich in der Nabelgegend gezeigt hätte, wo sie den Bauch im Zaume halten mußte, den hier das Hemd nicht mehr allein bewältigen konnte. Daß eine goldene Uhrkette von der Dicke eines Fingers sie darin unterstützte, war unzweifelhaft und hatte zu dem Gerücht Veranlassung gegeben, daß Herr Eiskuhl seinen Bauch an die Kette gelegt habe.

Wenn man im Alsterpavillon saß und der Herr Senator ging auf dem Jungfernstieg im Sonnenschein vorbei, so glaubte man ein Linienschiff mit vollen Segeln vorüberfahren zu sehen. — Herr Eiskuhl jagte mit diesem Hemd den gewöhnlichen Bürger in Schrecken, und verplüffte selbst die Erbgesessenen damit.

Auch Bernhart stand erstaunt vor dieser Leinwand, gegen die sein weißer Hut wie ein alter Schimmel auf einem frischgefallenen Schneefeld abstach. Er versäumte nicht, denselben tief abzuziehen, sobald der Blick des Senators auf ihn fiel.

Herr Eiskuhl unterließ nie, ein Weilchen in seiner Thür stehen zu bleiben und die Petrikirche mit einem Gesicht anzublicken, in dem, besonders gegen den Thurm, die stumme Frage lag, ob er denn nicht seine Haube vor ihm abnehmen und ihn grüßen könne. Er warf auch jetzt seinen strengen Blick auf diesen unhöflichen Riesen, worauf er seine Pferde einer Betrachtung würdigte und dann stolz (wie er glaubte) nach dem Wagen schritt.

Ein kleiner Judenjunge, welcher ein Milchtöpfchen in der Hand trug, starrte die feine holländische Leinwand des Senators mit solcher Verwunderung an, daß ihn dieser über den Haufen lief, ehe er sich's versah, wobei die Milch, statt in den schwarzen Kaffee, über die schwarzen Beinkleider des Hochweisen gegossen wurde, so daß er wie ein Schneemann aussah.

Herr Eiskuhl packte den armen Kerl bei seinem Hosenboden (der übrigens recht gut mit der Hemdenbrust des Senators rivalisiren konnte, denn er war von einem erwachsenen Mann auf den Jungen übertragen worden, ohne eine Aenderung zu erleiden) und zählte ihm mit seinem Bambus eine freigebige Tracht Prügel auf.

Obgleich nun der Junge fürchterlich schrie, so geschah dies doch mehr wegen der vergossenen Milch, als wegen der Hiebe, deren Kraft durch die ungemein faltenreiche Beschaffenheit der Beinkleider geschwächt wurde.

Als Herr Eiskuhl von dem Prügeln zu warm wurde, warf er den Jungen wie eine Katze von sich, ließ die Milch von Jost abwischen und fuhr dann mit grimmigem Gesicht davon.

Der kleine Judenjunge stand aber dort und rieb sich seine Hinterfront, wobei er kummervoll auf den großen weißen Fleck am Boden blickte, von dem jetzt zwei Hunde ihr Frühstück zu halten begannen.

Dann sah er mit seinen dunklen Augen dem davonrollenden Senator nach und murmelte, immer fortreibend: „Soll's dich doch schneiden

und beißen in deinen Gedärmen und soll Gras wachsen vor deiner Thüre! — Hast de mer gemacht meine Milch zu schanden, will ich dir machen oach deine Milch zu schanden, alle Morgen so ich's kann."

Es ist kurios, wie schnell jeder sich selbst der Nächste ist, sobald der eigene Vortheil in das Spiel kommt. — Hätte Bernhart nicht eine Bestellung von dem Senator in Aussicht gehabt, so wäre er sicher dazwischen gesprungen, um den kleinen Jakob vor dem Bambus desselben zu retten. Es zuckte ihm auch in den Fingern, wie er sah, daß Herr Eiskuhl so rücksichtslos darauf losarbeitete.. — Sollte er jedoch, um dem Jungen eine Tracht Prügel zu ersparen, vielleicht seine ganze Zukunft bei der Millionärschaft auf das Spiel setzen? Denn er wußte nur zu gut, daß die Millionäre wie die Freimaurer, eine große Wahlverwandtschaft bilden. — Dieß Opfer der Menschenliebe zu bringen, schien ihm zu groß, deshalb versteckte er sich hinter den Wagen, als wäre die Prügelgruppe ein Spiegel, in dem er seine Scham erblicken würde, sobald er hinsähe. — Es waren ja noch andere Leute genug da, welche sich einmischen konnten und es vielleicht auch gethan hätten, wenn nicht gerade ein Herr Senator den Bambus führte.

Um sein Gewissen einigermaßen zu besänftigen, steckte Bernhart dem Jungen, der immer noch die Flüche seiner Nation auf den Senator herabrief, einige Schillinge in die Hand, wofür ihn dieser verwundert ansah und ohne ein Wort zu sagen wieder davonlief, um einen neuen Topf mit Milch aufzutreiben, denn seine alte Mutter wartete mit dem Kaffee auf seine Zurückkunft.

Bernhart stieg die vier Treppen nach seinem Atelier hinauf, wobei es ihm wie seiner Ahnfrau, dem Milchmädchen erging. Mit jeder Stufe, welche er höher stieg, machte auch seine Phantasie einen Schritt aufwärts. Er sah die vom Alter geschwärzten Treppenpfeiler von Eichenholz und die daraufgeschnitzten grotesken Gesichter lächelnd an und nickte ihnen auf ihre stumme Frage: „ob er nun wohl bald nicht mehr herauf-

steigen werde", ein entschiedenes Nein zu. Er sah sich im Geiste die mit Teppichen belegte polirte Mahagonitreppe hinaufsteigen, welche, ohne solche knarrende, quiekende Stufen, nach dem neuen Atelier am Jungfernstieg führte.

Er sah sein Vorzimmer, in welchem tropische Blattpflanzen ein grünes Dunkel verbreiteten, wodurch man plötzlich, nach Aufhebung eines Vorhanges das Bild im blendenden Licht erblickte, an dem er gerade arbeitete. Seine Phantasie hatte ihm vollständig den Zügel aus der Hand gerissen und ging mit ihm durch. So kam es denn, daß er drei und drei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinauf flog, und durch den dunkeln Gang, der noch zur Zeit sein Entree bildete, und in dem, statt der Palmen, einige alte Spinnräder und Fässer standen, mehr flog als ging. Plötzlich erhielt er hier einen Stoß vor den Kopf, der so stark war, daß er drei Schritt zurückprallte und sich dermaßen niedersetzte, daß die Dielen krachten.

Er saß in halber Betäubung da, ohne sich nach der Ursache dieser Niederlage umsehen zu können. Erst als die Spinnräder ein Weilchen Froschhüpfen um ihn gespielt und dann in ihren Ecken bloß noch ein wenig hin und her schwankten, besann er sich auf den großen Balken, der jeden Mann über fünf Fuß zu einem kleinen Kompliment zwang und von dem Baumeister des Hauses so günstig angebracht war, daß sich jeder beinahe den Kopf einrannte, der unter ihm durchging.

Bernhart hatte sich schon einige Mal, aber noch nie mit solchem Effect an den Balken gestoßen. Er wußte nicht, ob er nebst seinem Hut auch vielleicht seinen Kopf suchen sollte, und war endlich überzeugt, daß bei der Brausche, die er haben mußte, der weiße Hut jetzt ganz unmöglich sei.

Etwas gebückt trat er in das Atelier und versuchte hier vor allen Dingen, den Totalüberblick seines Hauptes in einem fünfeckigen Stückchen Spiegel zu gewinnen, das ihm und dem Barbier als Ankleidespiegel

diente und welches er gegen Fremde sein Trumeau nannte, welches Wort er von „Trümmer“ ableitete.

Da er einen guten Kopf besaß und der Stoß glücklicher Weise durch Hut und Haar geschwächt ward, so machte sich die Sache noch, und die Havarie war nicht groß, wie Herr Wöllers in diesem Fall bemerkt haben würde.

Bernhart begann deshalb seine schwarze Turnierrüstung anzulegen, wie er seinen Ballanzug nannte.

Wie ein Ritter, der jedes einzelne Rüststück in allen Fugen und Nieten prüft, wenn er zum Kampf reiten will, unterzog er den Küraß, d. h. den schwarzen Frack einer genauen Besichtigung und wunderte sich nicht wenig, wie ein solches Kleidungsstück durch das Liegen im Koffer leiden und unansehnlich werden kann, denn er hatte es kaum erst sechsmal auf dem Leibe gehabt.

Noch weit unerklärlicher war ihm jedoch der Zustand der „Beinschienen“, d. h. seiner schwarzen Pantalons, welche gerade da, wo sich ihre größte Tuchfläche ausbreitet, einen Riß zeigten, dessen Entstehung ihm ein unerklärliches Räthsel war.

Er wußte freilich nicht, daß Freund Schnepfe seine Rüstung oft im Geheimen anlegte, um damit bei Peter Ahrens und in St. Pauli Eroberungen zu machen, bei welchem Unternehmen er erst vorgestern in eine böse Fehde gerathen war, in der er den Schaden in den Beinschienen davon trug. Er hatte noch keine Zeit gefunden, dieselben zum Waffenschmied zu bringen und ausbessern zu lassen, sonst würde Bernhart sich nur über die Naht an jener Stelle gewundert haben.

Vor der Hand glaubte er, es könne doch möglich sein, daß er bei der Abgabe eines Empfehlungsbriefes an einen lustigen Makler und bei dem darauffolgenden Frühstück, welches von drei Uhr Nachmittags bis drei Uhr Nachts gedauert, diesen Leck unbewußt davongetragen habe. Da er seit dieser Zeit die schwarze Rüstung nicht wieder aus der

Waffenkammer, wie er ein Zuckerfaß nannte, welches als Kleiderschrank diente, hervor geholt hatte.

Es blieb jetzt nichts weiter übrig, als den Waffenschmied selbst zu machen, d. h. Bernhart mußte zu Nadel und Faden greifen und an diesem gesegneten Sonntag den Flickschneider vorstellen, wenn er sein Erscheinen in schwarzer Rüstung noch durchsetzen wollte.

Vorsichtige Junggesellen sind gewöhnlich im Besitz von einigen Knöpfen, Zwirn und Nähnadeln. Der Maler suchte deshalb diese nöthigen Requisiten herbei, fädelte sich einen etwa zwei Ellen langen Faden ein und vergaß nicht Eulenspiegels weise Lehre, einen Knoten daran zu machen, den er, um ihm das Durchrutschen zu verleiden, von der Größe eines Stecknadelkopfes anfertigte.

Die Naht, welche er nun herstellte, hätte einem akademisch gebildeten Schneider jedenfalls Krämpfe verursacht. Konnte sie indeß keine Ansprüche auf Eleganz und künstlerische Durchbildung machen, so war ihre Festigkeit desto größer, denn Bernhart war mit einem Mal nicht zufrieden, sondern nähte vier Mal hin und her, so, daß eher alles Andere als diese Naht wieder gerissen wäre.

Er war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als Schnepfe eintrat und erschrocken stehen blieb, wie er die Beinkleider in der Hand Bernharts erblickte.

Sein böses Gewissen ließ ihn glauben, das Unheil, welches er angerichtet, sei entdeckt. Er wagte kein Wort zur Entschuldigung vorzubringen und wartete auf das Gewitter, welches sich ohnfehlbar über ihm entladen mußte. — Indem er deshalb an der Thür stehen blieb, und lautlos nach seinem Freund hinblickte, hielt er Etwas hinter seinem Rücken verborgen.

Bernhart glaubte, Schnepfe sei erstaunt, ihn hier als Schneider zu finden, und mußte über das Gesicht lachen, mit dem dieser zu ihm herüber sah. Er erklärte ihm, daß der vorgefundene Riß noch von dem

Frühstück auf der hohen Luft herrühren müsse, und Schnepfe versäumte nicht, ihn in diesem Glauben zu bestärken, und behauptete gesehen zu haben, wie Bernhart in jener Nacht auf allen Vieren zur Thür hereingekommen sei.

Der also Beschuldigte schüttelte mit dem Kopfe und wollte dies nicht zugeben. Da er indeß seiner Sache nicht ganz gewiß war, so fragte er, wie es mit dem schwarzen Hut stehe, da ihm dieser jetzt am meisten am Herzen liege.

„Einen schwarzen Hut habe ich allerdings erwischt," berichtete Schnepfe kleinlaut. „Aber —"

„Nun, aber?" fragte Bernhart gespannt.

„Es war etwas dunkel auf dem Vorsaal, wo ich ihn vertauschte, und ich bemerkte erst auf dem Jungfernstieg, daß er sich bei Lichte nicht ganz so gut macht als ich wünschte."

Hierbei brachte er hinter dem Rücken einen Felbel hervor, bei dessen Anblick Bernhart in einen Ruf der Entrüstung ausbrach.

„Bist Du verrückt," schrie er. „Dieses alte Sturmfaß soll ich aufsetzen und damit durch die Stadt und zum Senator gehen?"

Und in der That, Schnepfe hatte sich grausam vergriffen, denn nicht nur, daß ihm und Bernhart der Pinch bis an die Nase über den Kopf fuhr; er war auch von einer Form, welche das Hohnlächeln aller Modekundigen herausfordern mußte. Außerdem hatte er ganz das widerspenstige borstige Ansehen eines bösen Rattenfängers und war noch dazu an den Kanten kahl geschabt. Kurz, es wäre ein reiner Toilettselbstmord gewesen, mit diesem Hute auszugehen.

Schnepfe sah das just selbst ein und dachte mit Schaudern daran, daß er in seiner Unschuld damit über den Jungfernstieg gelaufen sei. Nun erst konnte er sich erklären, weshalb man ihn so freundlich angelächelt habe. Er stürzte mit dem Hut in der Hand davon, um ihn, ein Versehen vorschützend, wieder umzutauschen und in den Besitz seines weißen

Pinches zu gelangen, da Bernhart entschieden erklärte, daß er nicht um tausend Thaler auch nur dieses Ungeheuer in der Hand tragen würde, welches Manöver Schnepfe vorschlug, indem die Leute dann glauben müßten, es sei ihm zu warm.

Schnepfe führte die Kriegslist jetzt selbst aus, hielt den Hut nachlässig auf dem Rücken und schlenderte den Jungfernstieg wieder hinunter bis zu seinem Kunden.

Zufälliger Weise war dieser indessen auch mit seiner ganzen Familie auf das Land gegangen und Schnepfe mußte den Unglückshut behalten und wieder damit zurückspazieren.

Im Atelier angekommen, fand er Bernhart bei einer Beschäftigung, die ihn sprachlos vor Erstaunen machte.

Der Künstler hatte da alle natürlichen Mittel, sich in den Besitz eines schwarzen Hutes zu bringen, fehlgeschlagen waren, ein außergewöhnliches, vielleicht noch nie dagewesenes Mittel erdacht, er stand dort, mit aufgestreifelten Hemdärmeln, hatte Bürsten und Stiefelwichse herbeigeholt und verwandelte seinen weißen Hut in einen schwarzen, indem er ihn wie einen Stiefel wichste.

Bernhart stand mit einem so verbissenem Grimm bei diesem unnatürlich lächerlichen Unternehmen, daß Schnepfe endlich in ein Gelächter ausbrach, in welches der Hutschwärzer mit einstimmen mußte. Eifrig fortwichsend sprach er dann: „Ich habe es Dir gleich gesagt, einen schwarzen Hut mußte ich haben, so oder so! — —"

„Was soll ich aber mit dem Scheusal hier anfangen!" fragte Schnepfe, sein Mißgeschick erzählend.

„Du kannst ja Den spielen, dem es zu warm wird!" erwiederte Bernhart lachend, „denn Deine Mütze darfst Du zum Sonntag um keinen Preis aufsetzen, das wäre eine Gemeinheit, die Du beim Besuch einer Villa nicht riskiren darfst."

„Das wird recht hübsch", sagte Schnepfe ärgerlich und sah dabei

den Unglücksspinch mit mordlustigen Blicken an. Wäre sein geliebter Weißer nicht als Bürge für ihn in fremden Händen gewesen, er hätte ihn breit getreten.

Bernhart hatte indeß das Unglaubliche geleistet und den weißen Cylinder in einen glänzend schwarzen verwandelt. — Er kleidete sich nun an. Die Beinkleider hatten durch die Naht zwar eine beunruhigende Spannung erhalten, waren aber doch sicher und dicht gemacht. — Die Cravatte wurde vom Barbier, der darin eine seltene Meisterschaft besaß, zu einem Knoten geknüpft, gegen den der gordische ein Kinderspiel war. Die Glacéhandschuh wurden in ein Papier gewickelt, in die Seitentasche des Fracks gesteckt, um beim Angriff wie ein Schwert aus der Scheide gezogen zu werden, auf das Taschentuch ward ein für solche Fälle heilig gehaltenes Parfüm gegossen und damit alle Vorbereitungen zum ersten Angriff auf die Millionäre beendet.

Den beiden jungen Leuten stand Sonntags ein kleines Boot zur Disposition, welches einem lustigen Makler gehörte, der jeden Sonntag in seinem Landhaus auf der hohen Luft zubrachte. In diesem Boot schifften sie sich nach Neumühlen ein und trieben damit, wie Meister Wöllers, den Strom hinab.



Zweites Capitel.

Am holsteinischen Strand.

Wo ein Fluß in nur irgend anständiger Weise in seinem Bett dahinläuft und den Uferbewohnern nicht durch tolle Sprünge über Felsstücken durch ein zu seichtes Dahinkriechen im Sande oder gar durch struwelpeterartigen Schilfwuchs jedes nautische Vergnügen von vornherein zu nichte macht,

da werden die Leute auch versuchen, auf seinem Rücken herumzufahren.

Je größer der Fluß ist, desto mehr wird man auch darauf bedacht sein, die Fahrzeuge zu schneller und sicherer Fahrt einzurichten. Man scheint indeß oft gerade da, wo ein großer Fluß reißend dahinströmt, die unsichersten Fahrzeuge zu lieben, wie man dies an der Donau und am Inn sehen kann, wo die sogenannten „Schinackel“ die schönste Gelegenheit zum Inswasserfallen und Ertrinken geben, und wegen dieser spaßhaften Gewohnheit den Spottnamen „Seelentränker“ erhalten haben.

Man wird auch, theils wegen des starken Stromes, theils wegen der unvollkommenen Fahrzeuge, die Wasserfläche fast immer todt und leer finden und kennt die Erscheinung eines Segels dort gar nicht.

Ganz anders ist dies auf den Flüssen, welche durch einen gemäßigtern Lauf oder gar durch die vom Meer aufsteigende Ebbe und Fluth die Segelschifffahrt begünstigen, wie dies auf der Elbe bei Hamburg der Fall ist.

Da Zeit und Fluth, einem alten Sprüchwort nach, auf Niemand warten, so ist der Elbspiegel Sonntags ebenso belebt, als in den Wochentagen, und die großen Seeschiffe ziehen mit ihren ausgespannten Segeln wie Riesenschwäne stromauf und ab.

Giebt es nun eine Menge Leute, die froh sind, wenn sie Sonntags der Elbe den Rücken kehren können, weil sie die ganze Woche auf ihr herumhandtieren müssen, so warten Andere wieder auf den Sonntag, um sich zum Vergnügen auf dem Wasser halb todt und beide Hände voll Blasen zu arbeiten und dabei den Schiffsleuten zum erbarmungslosen Spott zu dienen.

Dies war dem Meister Wöllers so oft passirt, daß er sammt Chrischaan dagegen gänzlich abgehärtet erschien, während jene über Witze, die sie im Vorbeifahren an den Schiffen einstecken mußten, außer sich gerathen wollten.

Herr Wöllers hatte, als ein vorsichtiger Mann, in Altona angelegt, um einige Victualien zu besorgen, denn er wollte dem Strandrecht nicht verfallen, welches die Gastwirthe am Elbufer an den Hamburgern auszuüben pflegen, die Sonntags in ihre Hände gerathen. — Er hatte sein Boot am Fischmarkt zwischen zwei Kartoffelewer geschoben und war mit Chrischaan hinaufgegangen, indem er die weibliche Besatzung mit der Versicherung zurückließ, daß er in fünf Minuten wieder da sein werde.

Es vergingen jedoch zehn Minuten. Es verging eine halbe Stunde und kein Wöllers ließ sich sehen. Dagegen krochen aus allen Schiffsluken struppige Köpfe hervor, welche die Damen anglotzten und aus kurzen Tabakspfeifen dazu rauchten. Wohin Madame Wöllers auch blickte, überall stierten sie ein paar wasserblaue Augen an, über denen ein strohgelbes Haardach zu sehen war. Es schien ihr, als sei sie unter eine Herde Seehunde oder andere stumme Ungeheuer des Meeres gerathen, welche stillschweigend berechneten, ob es sich auch der Mühe verlohnte, sie zum Frühstück zu verspeisen.

Und das nannte Wöllers ein poetisches Vergnügen? Hier zwischen theerstinkenden Schiffen zu sitzen und sich von solchen Bestien anglotzen zu lassen?

„Na wart' nur! Ick kriege Dich schon“ murmelte die Meisterin mit unheilvollem Kopfschütteln vor sich hin.

Endlich erschien Chrischaan, der mit einem halben Dutzend Weinflaschen, einer Metwurst, und verschiedenen anderen guten Sachen beladen war.

Der arglose Jüngling stieg in das Boot, kletterte an Madame Wöllers und der Verwandtschaft neben den jungen Damen vorbei und legte seine Schätze bei dem Steuer nieder, worauf er wieder nach vorn wollte. Der Unvorsichtige, er hatte diesmal die Meisterin ganz vergessen, welche nur den Augenblick abwartete, wo er die Flaschen los war, um dann einen Hauptscalpirungsversuch zu machen. Der Arme mußte die

Suppe für Wöllers ausessen, der ihn hinterlistiger Weise voraus=schickte.

Die Meisterin hatte ihn nicht sobald bei den Haaren geentert, als sie ihn auch mit einem großen blechernen Löffel zu bearbeiten anfing, der ihr gerade in die Hand gekommen war und zum Ausschöpfen des Bootes diente, für Chrischaan jetzt aber in der That zum Prügelsuppenlöffel wurde.

Die Seeungeheuer rundum schmunzelten vergnügt über die Scene und die Gewandtheit, mit welcher Chrischaan eine Rudertolle auszog und damit die Hiebe parirte, wobei er es geschickt einzurichten wußte, daß sich die ergrimmte Meisterin einigemal auf die Hand schlug.

Endlich kam Wöllers und mit ihm ein magerer Herr, der es bei dem warmen Wetter riskirt hatte, sich ganz in Nanking zu kleiden, wozu er einen Panamahut trug. Da sein Gesicht auch genau die Nankingfarbe zeigte, so sah er aufs Täuschendste einem großen Pampusstock ähnlich, der unten gespalten ist. — Es war Gevatter Schünemann, ein Freund der Familie, den Wöllers „zufällig" im Weinkeller getroffen, und der jetzt mit von der Parthie sein wollte. Er trug, wie auch Wöllers, noch vier Flaschen in seinen Armen, so daß der Durst, der Feind der Schiff=fahrer, vor der Hand nicht zu fürchten war.

Die Meisterin stellte ihre Löffelei jetzt ein, und der Lehrjunge zog ihr hinter dem Rücken, zum höchsten Ergötzen der Seehunde, eine ungeheure Nase, während sie den Gevatter mit etwas saurem Lächeln begrüßte, denn er gehörte auch zu denen, die sich gern auf dem Wasser herumtreiben.

Man fuhr nun ab, um ins Freie zu kommen, da jedoch die Fluth eben im stärksten Auflaufen war und der Meister mit Chrischaan das schwere Boot nicht gegen den Strom bringen konnte, so ruderten Beide nach dem Schiffpavillon zurück, wo man noch einmal Kaffee trank und die Ebbe abwartete, welche gegen acht Uhr eintrat.

Der gute Kaffee und ein paar Stücken noch besserer Kuchen,

besänftigten die Meisterin einigermaßen, denn Kaffee ist ein Wunderbalsam, der seine beruhigende Wirkung beim schönen Geschlecht selten verfehlt, obgleich von einigen Naturforschern behauptet wird, daß er die weibliche Zunge in Damascenerstahl umwandeln könne.

Sobald todt Wasser eingetreten war, ruderte man wieder stromab und hatte nach kurzer Zeit das Vergnügen, die Windmühlen von Neumühlen zu erblicken.

Man sieht, sobald man an den letzten Häusern von Altona vorüber ist, den Strom sich frei ausbreiten und in der Ferne fast seeartig verschwinden.



Das linke hannoversche Ufer ist flach, von Sandbänken eingefaßt und mit Rohr und Weidendickicht bewachsen, worin melancholische Störche den Fröschen das Leben sauer machen und wilde Enten ihre Sommerlogis aufschlagen.

Einzelne unbeachtete Elbarme ziehen sich durch diese Wildniß, in welcher die Weidenbüsche und Schilfdickichte zur Zeit der Ebbe fast trocken stehen und wie hochbeinige Amphibien anzusehen sind, die sich bemühen, nach dem Wasser zu laufen, dabei aber mit den Beinen in einander gerathen und sich dermaßen verwickelt haben, daß sie nicht vom Fleck kommen können.

Dringt man auf einem leichten Boot in diese Dickichte ein, so lagert lautlose Stille rundum. Nur manchmal hört man entferntes Entengeschrei oder das Kirren der Möven, welche in der Luft auf- und abschwebend, über dem schmalen Flußarm stehen, um sich dann plötzlich fallen zu lassen und mit einem Fisch im Schnabel wieder aufzusteigen, den sie in der Luft verschlingen.

Biegt man mit dem Boot um eine Wendung des Fahrwassers, so steht man oft vor einem erschrockenen Storche, der dann auf seinen scandalös-dürren Beinen, mit dem krummen Hals und viel zu schwerem Schnabel bei jedem Schritt vorn überkippend, drei bis vier lange Schritte macht, einige höchst lächerliche Hubser versucht und nun die Fittige ausbreitend in einem großen Bogen seitwärts über das Schilf streicht, um sich einen ungestörten Ort für seine stillen Betrachtungen zu suchen.

Ganz anders ist der Charakter des rechten Ufers. Hier wird das Auge schon von den sanften Hügeln angezogen, welche, meistens mit Bäumen besetzt, sich bis unterhalb Blankenese hinziehen, wo der letzte Berg Abschied von der Elbe nimmt, die nun zwischen flachen Marschland nach der Nordsee fließt.

Von Altona bis Oevelgönne läuft eine ununterbrochene Reihe von Landhäusern und Villen am Fuß der Hügel hin, während oben wiederum die Sommersitze der reichen Hamburger aus parkähnlichen Baumgruppen auf die Elbe schauen.

In den Lootsenhäusern am Flußufer, welche meist mit kleinen Gärten versehen sind, beziehen viele Hamburger Geschäftsleute ihre Sommer-

logis. — Andere haben dort eigene kleine Miniaturlandsitze und bringen ihre Abende außer dem Geschäftstroubel der Stadt, auf dem Wasser fahrend, am Strande oder in den Lauben ihrer Gärten zu.

Die auf- und absegelnden Schiffe erregen stets das Interesse der Kaufleute, besonders die großen Dampfer, welche den ganzen Fluß alterirend von der See heraufkeuchen und zwei lange Brandungswellen hinter sich auf das Ufer rollen, welche die kleinen Boote hin- und herschleudern und den Kindern am Strand ein großes Vergnügen gewähren.

So schön der Aufenthalt hier ist, so hat er für die Hamburger doch eine große Unannehmlichkeit. Dies sind die Zollscherereien, welchen Wein, Zucker, Kaffee, sowie überhaupt Alles, was von Hamburg oder Altona aus kommt, unterliegen, denn die frühere dänische Zollwache wird jedenfalls jetzt nach gelungener Annexion von anderen Zollwächtern fortgesetzt.

So fleißig sich nun die Hamburger durch fortwährendes Schmuggeln dagegen wehrten, ebenso unverdrossen lagen die dänischen Zollbeamten auf der Lauer in dem Schilf und Weidenbüschen am Ufer versteckt, um auf die des Weges oder vom Wasser kommenden Leute Jagd zu machen.

Außer den Sommerbewohnern war es besonders ein alter Lootse und Bootbauer, Nielsen genannt, auf den sie es abgesehen hatten, und von allen Zöllnern ein Inseldäne mit Namen Jörs, der Tag und Nacht auf dem Platze und eine wahre Plage der Bewohner Neumühlens war.

Auch an diesem Sonntagmorgen spionirte Jörs schon seit Sonnenaufgang am Strand herum und stand mit Eintritt der Ebbe hinter einem Baum auf der halben Berghöhe. Er hatte ein Fernrohr in der Hand, welches er vor sein Auge brachte, sobald sich ein Fahrzeug auf dem Wasser sehen ließ.

Jörs war ein großer starker Mann, dessen Bauch stets ein Lager von verschiedenen Spirituosen und Weinen enthielt, denn, was er im

Einzelnen confiscirte, lieferte er des schnelleren Geschäftsganges wegen nicht erst an das Zollamt in Ottensen ab, wie es eigentlich sein Dienst erforderte, sondern deponirte es sofort in dem erwähnten Keller. Sein aufgedunsenes Gesicht zeigte die Röthe, welche der Spiritus hervorbringt. Ein paar graue Augen von rothen Lidern halb verdeckt, standen neben der Stumpfnase so weit aus dem Kopf hervor, daß eins das andere sehen konnte und Jörs deshalb wie ein Frosch aussah, der in einem Teich von Rum lebt. Außerdem zierte ein borstiger strohartiger Schnurrbart dies bösartige Gesicht, wodurch es noch abstoßender ward.

Jörs war ein rücksichtsloser boshafter Mann, dem es Vergnügen machte, Jemand ins Unglück zu bringen und den selbst seine Kameraden mieden, wo sie konnten. Seine Trunksucht spornte ihn an Tag und Nacht auf der Lauer nach Contrebande zu liegen, an den Fenstern zu horchen und um die Häuser und Gärten zu spioniren, ob sich ein Fang machen lasse. Er hatte dabei allerdings oft mehr Prügel als Beute erwischt, und zeigte auch jetzt eine mit Blut unterlaufene Wange, welche er dem Lootsen Nielsen verdankte, der ihn am vergangenen Abend mit einem Bootshaken in das Gesicht gestoßen hatte, als er unter den Weidenbüschen vor seinem Hause versteckt lag.

Der Lootse gab vor, sein Schaf zu suchen, welches sich hier öfter verkroch und bedauerte den Zufall mit einem Gesicht, welches das unverholenste Vergnügen darüber ausdrückte.

Jörs blickte lange nach Altona zu. Plötzlich machte er seine halbgeschlossenen Augendeckel ganz auf, sah nochmals durch das Fernrohr, schob es dann eilig zusammen und lief den Berg hinab zum Strand, wo er in den Weidenbüschen verschwand, welche am Fluthrande hinliefen.

Es lag eigentlich in Meister Wöllers Plan, seinen Cours direct nach Blankenese zu steuern, um dort den Süllberg zu besteigen, wo

nebst der weiten Aussicht auch noch ein paar Stiefeln von Gustav Adolph, dem Schwedenkönig, zu sehen waren.

Um jedoch das Geduldstau der Meisterin nicht zu sehr zu spannen, beschloß er, in Neumühlen anzulegen und einen Besuch bei einer Familie zu machen, mit deren Oberhaupt er in Geschäftsverbindung stand.

Er steuerte deshalb das Boot hier nach dem Ufer zu und ließ es mit der Spitze auf den Sand laufen.

Dabei bemerkte er nicht, wie ein Mann eilig am Strand daher lief und ihm zuwinkte, wieder in den Fluß zu steuern, weil ein anderes Boot, welches von den Schilfbrüchen herüber kam, seine und seiner Begleiter ganze Aufmerksamkeit durch einen vierstimmigen Gesang in Anspruch nahm, der aus demselben über das Wasser erklang. In dem Boot saßen lauter junge Leute, welche sich Kränze von dem frischen Grün, was sie drüben gefunden, flochten und auf's Haupt gesetzt hatten.

Die hoffnungsreiche lebensfrohe Jugend feierte den jungen Frühling, der nach langen Wintermonden mit aller Pracht hervorgebrochen war.

Alles Junge besitzt den Reiz einer eigenthümlichen Schönheit, die nur vom äußersten Elend unterdrückt oder vernichtet werden kann. Man betrachte Menschen, Thiere oder Pflanzen in ihrer ersten Jugend und man wird bei allen jene runden, schmeichelhaften Formen und Linien finden, auf welchen das Auge mit Vergnügen ruht.

Die Jugend selbst blickt auf diese Schönheit mit sympathischer Neigung und wird durch dasselbe Naturgesetz angezogen, welches gleichgestimmte Saiten mit einander erklingen läßt, wenn nur eine davon berührt wird.

Das Alter blickt auf diese Formen mit der Bewunderung, welche das Herz dem Verstand abnöthigt, zugleich aber mit der stillen Wehmuth, womit man einen Schatz unwiederbringlich in das Meer der Vergangenheit sinken sieht. — Der Schmelz der Jugendschönheit, einmal verwischt,

kehrt nie für dieses Leben wieder. Das wissen die Frauen besser als die Männer und machen deshalb auch die äußersten Anstrengungen, den Jugendschimmer festzuhalten.

Der Mann besitzt seine Schönheit zwar immer noch in der Kraft, wenn auch die erste Blüthe dahin ist. Die Kraft allein kann jedoch nie den Zauber der zarten Schönheit ersetzen.

Man betrachte eine Gruppe Farrenkräuter, welche im August ihre palmenartigen Zweige in kühnem Schwunge über den Waldbach strecken, und ihr leichtes Gefieder in den schönsten Wendungen ausbreiten. Es giebt im Pflanzenreich kaum einen schöneren Anblick und doch macht er lange nicht den herzerfreuenden Eindruck, als jenes junge Farrenkraut, welches im Mai aus dem Moos emporstieg, erst zusammengerollt in reiner Kreisform und dann sich in der schönsten Spirallinie aufwickelnd und die seidenartigen Nebenzweige wie Kinderhändchen vom weichen goldgrünen Stengel ausstreckend.

Der Ephen ist gewiß ein starker wetterharter Geselle, der auch wächst, wo die Sonne selten hinkommt. Aber seht seine jungen Blätter, die von den Spitzen der Ranken aufwachsen. Auch sie haben diesen ganzen Reiz der Jugendformen und sind mit seidenem Flaum besetzt, wie das Kinn des siebzehnjährigen Jünglings.

In der Thierwelt betrachte man junge Kaninchen, Katzen und Hunde. Man wird dieselbe Erscheinung wie überall wiederholt finden.

Was gleicht aber von allen Erschaffenen der Schönheit eines jungen Mädchens? — Wir haben auf dieser Erde nichts, was darüber hinausgeht!! — —

Dies mochte auch der junge Mann denken, welcher, einen Weidenkranz mit Silberschäfchen auf dem schwarzen Haar, schwärmerisch auf eine Mädchengestalt blickte, wie sie nur jemals der Pinsel Tizians hervorgezaubert hat. Die Gluth blauer Augen, mit welchen sie wiederum auf

den Jüngling sah, war jedoch kein Maler der Welt im Stande wiederzugeben.

Um das reiche blonde Haar, welches sich in kleinen Wellen an einen üppigen Nacken schmiegte, hatte sie gleichfalls einen grünen Kranz gewunden, während den halb entblößten reizenden Arm ein Bracelet von jenen grauen Sammtschäfchen schmückte, wie sie die Weiden im Frühling tragen. Der Wuchs des Mädchens, welches etwa achtzehn Jahre alt war, streifte die volle Form weiblicher Schönheit und wurde durch eine höchstgewählte Toilette in ein Licht gesetzt, welches auf jeden jungen Mann sinnverwirrend wirken mußte, da ein Gesicht den Zauber unterstützte, über dessen zarte Linien ein inneres Feuer der Liebessehnsucht ausgebreitet lag.

Neben ihr saß eine Dame, welche einige Jahre mehr zählen mochte. Dieselbe zeigte eine ganz andere Schönheit, denn ihr Haar glänzte im tiefsten Schwarz, von welcher Farbe auch die Augen waren, die von langen Wimpern halb bedeckt an die Heineschen Worte: „zwei schwarze Sonnen,“ erinnerten. Eine tiefe Gluth strahlte daraus hervor, wenn sich die Wimpern hoben und die dunklen Sterne dahinter auf den ihr gegenübersitzenden Ruderer blickten, der sie wie seinen Kompaß unverwandt ansah. Dann hoben sich ihre Lippen in leisem Lächeln und es ward eine glänzende Perlenschnur dahinter sichtbar.

Der Schiffer war offenbar der Bruder des anderen jungen Mannes, während die Dame, die Schwester der Blonden, kaum dafür erkannt werden konnte. Beide hatten ebenfalls Kränze auf dem Haar.

Hinter dem Ruderer, dessen ganze Gestalt schon die herkulische Kraft vermuthen ließ, mit welcher er das Boot durch das Wasser trieb, saß im Bug des Bootes ein dritter junger Mann mit gänzlich blassirtem Gesicht. Auch er hatte sich dem Frühling zu Ehren mit Grün geschmückt, doch, um seinem eigenen Geschmack nachzukommen und zugleich die anderen zu verhöhnen, auf andere Art, indem er zwei Zweige wie Eselsohren

in seine Cravatte steckte, die ihm zu beiden Seiten über den Kopf herausstanden.

Man konnte nichts Schöneres sehen als die beiden Paare, welche hinter der Eselsgalion im Boot saßen, welches jetzt neben Wöllers auf den Strand lief. — Noch im Anblick der beiden Mädchen versunken, fühlte der Meister plötzlich einen Ruck, der ihn und Gevatter Schünemann beinahe über Bord geworfen hätte.

Er sah sich verwundert um und erblickte das rothe höhnische Gesicht des Zollbeamten, welches ihm, nach dem unmittelbaren Anschauen der Mädchenköpfe, um so häßlicher vorkam.

Jörs hatte die Kette des Bootes gepackt und es mit einem kräftigen Ruck noch höher auf den Strand gezogen, worauf er dieselbe um einen Pfahl schlug, an dem die Fischer gewöhnlich ihre Netze hängen, und sie schnell und zum unbegrenzten Erstaunen des Meisters befestigte.

„Teufel noch mal! Mann! Habt ihr vielleicht einen lüttjen Knall!“ schrie Wöllers ans Land springend und an der Kette zerrend.

„Stopp!“ sagte Jörs grinsend. „Sie wollen s'gmuggeln! Bringen Sie mal die Flas'gen da raus, und die Wurst, und den Käse. — Lassen Sie mal seehn — drei, sechs, s'zehn“, zählte er, indem ihm die Froschaugen beinah aus dem Kopf kollerten und er mit den Lippen schmatzte.

Die ganze Verwandtschaft stand erstarrt vor Schrecken.

„Sie können ruhig gehen“, sagte Jörs zu der anderen Gesellschaft, indem er sich auf den Steven des Bootes setzte, um die Entfernung der unwillkommenen Zuschauer abzuwarten, denn er dachte Weitläufigkeiten zu sparen und dem Zollamt keine unnöthige Schreiberei zu verursachen.

Der junge Mann, welcher das Boot gerudert hatte, war indeß nicht geneigt, den Platz zu räumen, sondern fragte etwas ärgerlich: „Was haben Sie da mit den Leuten vor, Herr Jörs. Ich hoffe doch, daß Sie keinen Unsinn machen und sie als Schmuggler ansehn wollen?“

„Bekümmern Sie sich gefälligst um sich, Herr S'gwarz!“ sagte Jörs, ihm den Rücken zudrehend. „Sie sind S'gmuggler! Basta!“

„Wahrhaftigen Gott!“ schrie Wöllers, „er ist duhne! — Es fällt uns gar nicht ein, zu schmuggeln, wir wollen hier nur einen Bekannten besuchen!“

„Wird Ihnen nicht viel helfen“, fiel hier der Mann ein, welcher ihnen gewinkt hatte und nun herbeikam. „Was der in den Klauen hat, giebt er nicht wieder her.“

„Sehn Sie!“ sagte Jörs greinend, als sei ihm das größte Kompliment gesagt worden, „sehn Sie, er versteht das! — Weg da!“ fuhr er jedoch fort, als der alte Nielsen, denn dies war der Warner, heimlich mit Wöllers sprach. „Sie dürfen nicht mit den S'gmugglern spreechen!“ Hierbei drängte er sich vor Wöllers und wollte Nielsen wegstoßen.

Der alte Lootse war magerer als es anständig ist und es schien, als würde ihn der dicke Jörs wie eine Feder in das Schilf werfen. — Wer jedoch gewöhnt ist, einen Menschen nach seinem Bau und nicht nach der Fleischmasse zu taxiren, der würde sich beim Anblick seiner breiten Schultern und Fäuste wohl gehütet haben, mit ihm anzubinden. — Nielsen packte deshalb den dicken Zöllner mit seiner sonnenverbrannten Klaue bei der Brust und warf ihn ohne die geringste Anstrengung, wie ein Kind von vier Jahren, in die Weiden, daß seine Beine heraussahen.

„Machen Sie es so, wie ich Ihnen sagte, dann ärgert er sich wenigstens“, raunte er hierauf Wöllers zu und wollte dann ruhig am Strande fortgehen.

Jörs war indeß wieder auf die Beine gesprungen und zog seine Büchse aus den Weiden hervor, welche er auf den Lootsen anschlug, denn der Zorn von gestern Abend brach jetzt los. Sein Gesicht sah dunkelroth und man hörte den Büchsenhahn knacken.

Der junge Mann, welchen wir Schwarz nennen hörten, hatte

ihm jedoch in das Schloß gegriffen, ehe der Hahn noch ganz aufgezogen war und ihm eben so schnell die Büchse aus der Hand gerissen.

Die Damen erhoben in diesem Augenblick ein Zetergeschrei, und der junge Mann mit den grünen Eselsohren machte einen Seitensprung von etwa zwei Klaftern, wobei er kalkweis wurde, obgleich er vielleicht vier Schritt aus der Schußlinie stand.

„Was thun Sie da!“ sagte Schwarz. „Sie haben den Mann angepackt und wollen nun noch gar auf ihn schießen? — Ein Mord fehlte Ihnen nur hier noch — schämen Sie sich!“ Damit zog er den Hahn der Büchse auf und schoß sie auf den Fluß ab, wo die Kugel über das Wasser hintanzend nach dem anderen Ufer zu flog.

Der alte Lootse kam jetzt langsam zurück und sprach Jörs grimmig anblickend: „Du hast also nicht genug daran, daß Du die Leute hier quälst und um das Ihrige bringst? Du Hund willst uns auch noch an's Leben? — Ihr seid alle Zeugen, daß er mich hat erschießen wollen!“ wandte er sich an die Umstehenden, deren Zahl sich mit jeder Minute vergrößerte, denn der Schuß hatte den Strand allarmirt. — „Wenn mir etwas passirt, so braucht Ihr den Thäter nicht weit zu suchen. — Ich denke aber, wir rechnen schon einmal mit einander ab, ehe Du mir ankommst, Du — Du — Du Schukkelmeier.“ Mit diesem Schlußwort drehte er sich wieder um und ging den Strand entlang nach seinem Haus.

Es konnte den Dänen nichts mehr ärgern, als das Wort Schukkelmeier, ein Spottname, den die Hamburger dieser Nation gaben, weil sie die Franzosen nach Hamburg geschukkelt (geschmuggelt) hatten und der erst im Jahre 1848 dem Spitznamen „Hannemann“ wich. — Jörs hätte nochmals mit dem Lootsen angebunden, sobald er aber keine Kugel im Lauf wußte, hatte er auch keinen Muth.

Sein Aerger stieg indeß noch mehr, als er die Menge Leute sah und dadurch die Gelegenheit verlor, die Weinflaschen in seinen Keller

unterzubringen. Er war viel zu boshaft, um Wöllers loszulassen und bestand nun erst recht darauf, daß die männliche Besatzung des Bootes die Flaschen nehmen und ihm damit nach dem Zollamt folgen solle, wohin man eine gute halbe Stunde gehn mußte.

Wöllers, der sich nach der Familie Kühnmann erkundigte, welche hier ein Landhaus besaß, mußte zu seinem Verdruß erfahren, daß dieselbe in Blankenese war. Als er im Kreise umherblickte, ob er nicht vielleicht ein bekanntes Gesicht sähe, welches sich für ihn verwendete, kam der Kaufmann Stubborn zum Strande herab, der Vater der beiden schönen Mädchen, mit dem er mehrfache Geschäfte gemacht hatte.

Er wandte sich an ihn und bat ihn, doch um's Himmelswillen Bürgschaft für ihn zu leisten, damit er aus den Händen des Zollbeamten käme.

„Ich leiste für Niemanden Bürgschaft", sprach Stubborn in kaltem Ton, wobei er die Gruppe verächtlich überblickte.

„Und ich nehme keine Bürgschaft an", entgegnete ihm Jörs grob.

„Es ist am besten, Sie gehen ruhig mit. Auf dem Zollamt sind sie vernünftiger als dieser Mann!" sprach der ältere Schwarz.

„Sie spielen wohl hier Komödie?" fragte diesen jetzt Stubborn, indem er einen spöttischen Blick nach dem Kranz auf seinem Kopf warf, den Schwarz abzunehmen vergessen.

Der junge Mann wurde roth und riß den Kranz vom Kopf, den er in das Wasser schleuderte. Die schwarze Dame hatte den ihrigen schon bei der Ankunft des Vaters heruntergenommen. Auch der jüngere Schwarz hatte den Haarschmuck still entfernt und hinter den Rücken gehalten. Der blassirte Bruder der Damen beseitigte, sobald er seinen Vater erblickte, die Eselsohren. Die Anwesenheit des fischkalten Geschäftsmannes hatte alle Frühlingsluft wie ein wiederkehrender Winterfrost ertödtet. Nur Julie, seine jüngere Tochter, behielt ihren Kranz auf. Sie ließ sich niemals durch die Blicke des Vaters einschüchtern und that immer, was sie Lust hatte.

Da sich Niemand des unglücklichen Wöllers annehmen konnte, ja sogar einige neu Hinzugekommene über ihn und Schünemann schlechte Witze machten, so nahm er mit diesem und Chrischaan die Weinflaschen in den Arm und trat den Trauerzug, der von Jörs escortirt wurde, an.

Wer beschreibt aber seinen Grimm, als er nach einigen Schritten abermals die beiden jungen Leute stehen sah, welche ihn heute Morgen bereits beim ersten Unfall durch ihr Mitleid so ärgerten.

Sie waren eben angekommen und nicht wenig verwundert, den Meister schon wieder in einer anderen, aber nicht besseren Situation zu finden, welche ihre Theilnahme verdiente, die sie mimisch auszudrücken nicht ermangelten.

Wöllers sagte kein Wort. — Bernhart und Schnepfe waren jedoch in ihrem Leben nie so nahe daran gewesen, einige Flaschen an den Kopf geworfen zu kriegen, als in diesem Augenblick.

Der Zug der Gefangenen kam eben in ein steiniges Terrain und da Wöllers leise mit Schünemann und Chrischaan sprach, so übersah man eine Kette, welche nach dem Wasser hin lag und alle Drei stolperten darüber, wobei die sämmtlichen Weinflaschen ihren Händen entfielen und klirrend zerbrachen.

Jörs war einige Schritte hinter ihnen geblieben, denn ein von Hamburg heruntersegelnder Ewer, der auf den Strand zuhielt, hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Er erkannte ihn als Nielsens Fahrzeug und wußte genau, daß er ein ganzes Kolonialwaaren- und Rumlager enthielt. Es verblüffte ihn, daß das Fahrzeug am hellen Tage, und nicht wie er erwartet hatte, in der Dunkelheit ankam. Er faßte den Verdacht, daß die paar Weinflaschen, welche er eben ertappt hatte, ihn wegzulocken bestimmt waren und wußte nicht, was er jetzt anfangen sollte, als ihn ein Gelächter und Klirren von Glasscherben aus dem Nachsinnen riß.

Da lag seine ganze Beute am Boden und Chrischaan klopfte noch mit einem Stein klein, was nicht zerbrochen war.

Zur Verwunderung der Zuschauer that der Zollbeamte weiter nichts, als daß er einige dänische Flüche hervorstieß und dann zu Wöllers sagte, „er solle sich zum Teufel s'geren." Seine Aufmerksamkeit war viel zu sehr auf den Ewer gerichtet, der jetzt nahe beim Strand vor Anker ging, als daß er sich noch länger mit den Hamburgern beschäftigt hätte, wo es doch nichts mehr zu trinken gab.

Darin hatte er sich jedoch geirrt, denn als Wöllers nebst seinen Begleitern wieder in das Boot stieg, streifte Chrischaan seine Hosen herauf und watete in das Wasser, aus dem er vier Flaschen hervorbrachte, die er über Bord geworfen hatte. Sobald sie herausgefischt waren, machte er das Boot mit flott und sprang hinein. Das Fahrzeug verließ den ungastlichen Strand und Chrischaan zeigte dem ergrimmten Zöllner die Flaschen mit Triumphgeschrei, sobald er zehn Schritt vom Lande war.

Meister Wöllers aber faßte den Entschluß, sich nicht mehr in die dänischen Besitzungen zu wagen, sondern eine der Sandbänke in Besitz zu nehmen, die als neutrale Inseln im Fluß liegen und auf ihr für diesen Sonntag ein selbständiges Reich zu gründen. Als er eben abfahren wollte, sah er den Lootsen in einem Boot an seiner Seite. Dieser fragte ihn, ob er zu dem Hamburger Preise einige Flaschen Wein haben wolle, und als Wöllers mit Freuden darauf einging, ruderte er nach dem Ewer hinüber, wo er den Meister mit Wein, Zucker, Kaffee und einem Topf zum Kochen desselben versah. Alles vor den Augen des ergrimmten Jörs, der wie ein hungriger Wolf am Strand lungerte, weil seine Macht nicht weiter ging, als er im Wasser waten konnte.



Drittes Kapitel.

Verschiedenes Frühstück.

Die Villa Eiskuhl, welche zwischen großen Baumgruppen am Ufer der Elbe versteckt lag, hatte ihren langen Winterschlaf ausgeträumt und war heute zum vollen Leben erwacht.

Die Sonne schien mit sommerhafter Wärme und lockte

selbst aus den alten hartnäckigen Eichen auf der Spitze des Hügels, kleine goldgrüne Blätter hervor, welche nur auf einen warmen Regen warteten, um in ihrer ganzen Größe herauszubrechen und Laubpartien zu bilden, hinter denen dann die grauen Aeste kaum zu erblicken waren.

Hatten die alten vorsichtigen Bäume, wie Eichen und Buchen erst abgewartet, was der hinterlistige April, dessen Mucken und Tücken sie seit mehr als hundert Jahren kannten, thun würde, so war das leichtsinnige Volk der kleineren Bäume und Gebüsche mit seinem Grün lustig hervorgekommen und glaubte, daß es keinen andern Schnee mehr geben könne als den, welchen die Blüthen zwischen ihnen ausstreuten.

Unter einigen alten Linden, kaum fünfzig Schritt vom Flußstrande entfernt, stand ein kleiner, von wildem Wein umrankter Pavillon, aus dem man die ganze Elbe und den Garten der Villa übersehen konnte. Es war ein herrlicher Platz, besonders gegen Abend, wo die Sonne zwischen den nächsten Bäumen niedersank und ihre goldenen Strahlen durch die Zweige spielen ließ, während sie über den Fluß glänzende horizontale Streifen zog, in denen die Schiffe wie im glühenden Metall schwammen. Auch in den warmen Sommernächten war der Ort reizend. Dann wehte der kühle Nachtwind durch die Weiden herauf und der Mond stand gerade über dem Fluß, den er mit zitternden Silberflittern überzog.

Es war der Lieblingsaufenthalt der Frau Senatorin, welche hier gern in Gesellschaft der neuesten Romane, d. h. nur französischer, die Mitternacht herbeikommen ließ, schwärmerisch nach dem Mond blickte und von dem Mann träumte, den sie so oft in den Romanen, aber leider nicht in Herrn Eiskuhl gefunden hatte.

Auf einer kleinen Erhöhung, dem Pavillon gegenüber, lag im Gebüsch versteckt eine Einsiedelei von der Größe eines etwas geräumigen Papageibauers. Diese hatte sich Selma, die ältere Tochter Eiskuhls, zugeeignet.

In ihr stand eine niedliche Staffelei nebst allerlei Maler- und

Zeichnerutensilien, sowie ein Miniaturschreibtisch, eine Art poetische Falle, worin dichterische Eingebungen des Augenblicks gefangen wurden.

Fräulein Selma hatte früher sogar einmal versucht, ein Pianoforte hineinzubringen. Da man jedoch die Einsiedelei eher in das Pianoforte gebracht hätte, so mußte eine Guitarre dasselbe ersetzen, und diese war eigentlich schon zu groß für das Gebäude.

Sowohl Madame Eiskuhl als Fräulein Selma waren in ihren „Heiligthümern“, wie sie die Pavillons nannten, beschäftigt, alles für die poetischen Stunden des Sommers herzurichten.

Kein männliches Wesen durfte diese Räume betreten. Am wenigsten der Senator, der sich früher einigemal erlaubt hatte, bei Abwesenheit der Damen ein Pfeifchen dort zu rauchen, was sogleich durch den Geruch entdeckt ward. Als man Herrn Eiskuhl in flagranti ertappte, ward er für ewige Zeiten aus den entheiligten Räumen verbannt, worauf er sich in das Gewächshaus flüchtete, welches seine jüngste Tochter Emma bewohnte, die ihn gutmüthig fortrauchen ließ.

Deshalb stand denn auch Henri oder Herr Henri, wie er von seinen Collegen genannt zu werden verlangte, inmitten der beiden Pavillons und sah, die Hände müßig unter die Frackschöße gesteckt, abwechselnd von einem zum andern. Man darf nicht denken, daß Herr Henri etwa eine Livrée wie andre gemeine Diener trug. Madame Eiskuhl sah in ihm mehr einen Kammerdiener und ließ ihn deshalb stets im Ballanzug umhergehen. Nur am Band seines Cylinders war ein ganz kleines Zeichen seiner Sclaverei angebracht, das silberne Wappen der Madame, von der Größe eines Schillings, welches Herr Henri indeß durch die Enden des Bandes zu verstecken wußte.

So kam es denn, daß er von Fremden öfter, zum großen Aerger des Senators, für einen Verwandten oder gar für den Schwiegersohn angesehen ward, was er mit stiller Resignation hinnahm. Er wäre auch gar nicht abgeneigt gewesen, dem Herrn Senator als Eidam die Last

einer Million tragen zu helfen, ja, er glaubte sogar ein ganz besonderes Talent zur Verwendung einer Rente von fünfundzwanzig bis dreißigtausend Thalern zu besitzen, denn er fühlte eine große Neigung früh um halb zehn Uhr aufzustehen, gegen zwölf Uhr einige Austern mit Portwein oder im schlimmsten Fall etwas Hummersalat mit St. Julien zu frühstücken, dann etwas spazieren zu fahren und um fünf Uhr zu diniren, so daß ein Souper um zehn oder elf Uhr in Wilckens Keller nicht zu früh erschien.

Leider hatte ihn Madame Eiskuhl, als er einmal in stiller Bewunderung versunken, Selma von weitem betrachtet und schwiegersöhnliche Luftschlösser zu bauen begann, bei Seite genommen und ihm bestimmt erklärt, daß er sie ansehen könne so viel er Lust habe, auf ihre Töchter dagegen niemals mehr seine Augen werfen dürfe, wenn er nicht sofort entlassen sein wolle.

Henri küßte damals demüthig die Hand seiner Gebieterin und betheuerte, daß er sich nur ihrem Dienst geweiht habe, wie Fridolin der Gräfin von Savern, und daß er das Fräulein nur so aufmerksam betrachtet, weil er im ersten Augenblick nicht gewußt, ob es die Senatorin oder ihre Tochter gewesen sei.

Der Halunke log dabei so, daß er von der Tochter, wenn sie es gehört, eine Ohrfeige, und von der Senatorin, wenn sie ein Bischen gesunden Menschenverstand und etwas weniger Eitelkeit besessen, die andere dazu gehörige erhalten hätte.

Madame Eiskuhl war zwar mit ihrer ältern Tochter von einer Größe, hier hörte jedoch alle weitere Aehnlichkeit auf, denn von der jüngeren ganz abgesehen, welche ein kleines rundes Ding war, erschien die Senatorin gewachsen wie ein Talglicht, in das man statt der Arme und Beine vier Stricknadeln gesteckt hat. Sie bestand aus lauter Ecken. Man konnte sie betrachten von wo aus man wollte, man bekam eine Ecke zu Gesicht.

Wenn ein Dichter die lange Röhre, worauf ihr Kopf saß, einen Schwanenhals genannt hätte, so wäre der Ausdruck ganz richtig gewesen. Auch Alabasterschultern und ein Marmorbusen konnte angewandt werden, wenn man sich den Alabaster etwas spitz und den Marmor möglichst glatt behauen dachte. Vom Goldhaar haben die Dichter auch oft gesungen. Dies besaß Madame Eiskuhl, was die Farbe betraf, zwar in vollem Maaße, sie liebte jedoch mehr ein schwarzes Haar, und färbte deshalb den etwas dünnen Bestand ihres Hauptes alle vierzehn Tage einmal auf. Die Farbe hätte recht gut einen Monat gehalten, da aber die Haare nachwuchsen, so schimmerte bald nach der Färbung ein rother Grund unter dem Schwarz hervor und machte eine Nachhilfe nöthig.

Die Nasenspitze, welche von allen Ecken an der Frau Senatorin die schärfste war, konnte sie jedoch nicht färben. Sie hatte es einmal mit Fettschminke, wie sie die Schauspieler brauchen, versucht. Da die Mimen aber ganz besondere Ansichten von rothen Backen und Fleischfarbe haben, so erhielt sie eine solche vom schönsten Rosenroth, nach deren Anwendung sie in den Verdacht kam, eine wächserne Nase zu tragen. Sie ließ diese Ecke deshalb wie sie war und half der schönrothen Farbe sogarmit etwas Portwein und Madeira nach, wodurch sie freilich wiederum manchmal in den Verdacht kam, jemand damit erstochen zu haben.

War ihr Mund auch etwas breiter, als ihn ein nach akademischen Regeln erzogener Historienmaler anlegen würde, so waren die Lippen dafür desto schmäler, und waren die Zähne etwas stumpf, so war die Zunge um so schärfer.

Daß Madame Eiskuhl nicht unterließ, ihre Reize durch die Beihilfe der Toilette in das beste Licht zu setzen, konnte man ihr nicht verdenken. Sie trug für gewöhnlich so viel an Gold und Diamanten an

und auf sich, daß einmal ein Dieb zu seinem Collegen äußerte, ihr Fang sei mehr werth, als der eines Wallfisches.

Man wird fragen, was Herrn Eiskuhl veranlaßte, sich in den Besitz solcher Reize zu bringen? — Es war die Familie, die er stets im Auge behielt. Er war zur Zeit, wo er um die Hand der reizenden Jungfrau anhielt, weder Millionär noch Senator. Da er indeß schon auf guten Füßen stand, so wollte er seiner Familie halber ebenfalls in eine gute Familie heirathen. Madame Eiskuhl war die Tochter eines holsteinischen Barons und besaß nebenbei etwa eine halbe Million. Da sich aber alle heirathsfähigen Männer sechs Stunden im Umkreis ihrer Heimath in einer unbegreiflichen Verblendung befanden, die sie abhielt, um sie zu werben, so ergriff sie die Gelegenheit, nach Hamburg zu heirathen, und beglückte Herrn Eiskuhl mit ihrer Hand.

Fräulein Selma und ihre Schwester Emma waren allerdings besser gerathen, als man einem Vater Wollsack und Mutter Hopfenstange nach hätte vermuthen sollen. Sie waren wirklich ein paar hübsche junge Damen mit einigen Talenten für Malerei, Poesie und Musik. Sachen, die sie unmöglich von ihren Eltern geerbt haben konnten, da diese kaum einen Begriff von deren Vorhandensein hatten und nur nach und nach durch den Umgang ihrer Geldsackgesinnungsgenossen mit der Existenz der Künste bekannt wurden.

War die Mutter stolz, der Vater hochmüthig und Beide dumm bis zu dem Punkte, wo der eigene Vortheil in das Spiel kommt, ein Punkt, in dem nebenbei gesagt, die Dummen immer klüger sind als die Intelligenten, so waren die Töchter durchaus gutmüthig und die guten Engel des Eiskuhlschen Hauses. Nur von der Zunge der Frau Mama hatten sie etwas, was manchmal durchging und die gute Natur der Mädchen bewog, sich öfter in einer halben Antwort oder Bemerkung darauf zu beißen.

War die Mama stets ein zwar mageres, aber doch tadelloses

Bild aus dem neuesten Modejournal, so kümmerte sich Fräulein Selma um gar keine Mode. Sie trug, was ihr die Mama octroirte, nur ungern, und ließ sich dies in der Stadt gefallen. Auf dem Sommersitz jedoch warf sie alles Modezeug ab und erschien in so einfachem Kostüm, daß der Vater den Kopf schüttelte und die Mutter die Hände über der Gegend zusammenschlug, wo eigentlich ihr Verstand sitzen sollte.

Selma hatte auch heute ihre Unabhängigkeit erklärt, indem sie einen Männerstrohhut auf ihren kastanienbraunen Tituskopf setzte, eine schwarze Sammetjacke anlegte, die ihren schönen Wuchs in reizender Silhuette abhob und angenehm gegen ein naturfarbenes seidenes Kleid contrastirte, und die kleinsten Stiefeln von lackirtem Leder über Füßchen zog, von denen man ein Dutzend aus einem ihrer Frau Mama machen konnte.

Wenn Selma wußte, wie einnehmend sie in diesem Anzug gegen alle übrigen Damen aussah, so war es eine kleine Kokette. Sie trug auch nicht umsonst jene drei Diamanten, welche Jeden sogleich anblitzten, als einzigen Schmuck, von denen einer die Sammetjacke vorn zusammenhielt, während die beiden anderen dem Hutrand als Zierde dienten. — Doch nein! — Bei genauerem Hinblick bemerkte man erst, daß diese Diamanten unter dem Hut funkelten und daß es eigentlich die Augen waren, die der Brustspange Konkurrenz machten.

Man konnte es Henri nicht verdenken, wenn er seine Angel im Eiskuhlschen Wasser nach dieser schönen Forelle und nicht nach dem alten Hecht auswarf, der nur darauf lauerte, danach zu schnappen.

Fräulein Selma und ihre Schwester hatten ihm jedoch jeden Versuch, einen Eindruck auf ihre Herzen zu machen, so erbarmungslos und gründlich abgeschnitten, daß er, obgleich die Hoffnung nicht ganz aufgebend, es doch für gerathener hielt, den Fridolin bei der Alten zu spielen und sich so vielleicht eine gute Stellung zu sichern.

Die Senatorin war durch ihre Lectüre in eine Stimmung versetzt,

in der sie gar zu gern einen kleinen Roman gespielt hätte. Sie sah die grenzenlose Ergebenheit, welche Henri heuchelte, für verborgene Liebe an und erwartete von Monat zu Monat, daß er ihr einmal plötzlich zu Füßen stürzen und sich entdecken würde. Er war jedoch zu unschuldig dazu. Er sah nicht die provocirenden Blicke der grüngrauen Augen. Die rothe Nasenspitze verdarb den Effect. — Er ward nicht von jener Stange bezaubert, die mit einem seidenen Strumpf überzogen unter dem gestickten Unterrock hervorsah und in einen großen Kahn, in Form eines rothsammtenen Pantoffels endigte, jene Stange, welche die Frau Senatorin, sobald Henri die Briefe und Journale Morgens brachte, auf einen gestickten Fußschemmel legte, mit der teuflischen Absicht, den armen unschuldigen Jungen durch den Anblick ihrer Wade um den Verstand zu bringen. — Er war in ihren Augen ein dummer Junge und eben deshalb fand sie ihn reizend und hütete ihn mit Argusblicken.



Herr Henri war nun allerdings nicht ganz so dumm als seine Dame dachte. — Er war ein hübscher blondhaariger Bengel und eigentlich ein verdorbener weggejagter Schulmeister aus Buxtehude, zu dumm

für einen Lehrer und zu klug für einen Diener. Jedenfalls aber immer auf seinen Vortheil bedacht.

Er sprach etwas, was wie französisch klang, wußte ungefähr zwanzig lateinische Sprüchwörter auswendig, welche einen ganzen Haselwald bei ihrer Erlernung gekostet hatten, und brachte mit diesem philologischen Fond den Senator in Schrecken und die Senatorin in Entzücken.

Herr Henri stand also, wie Mohameds Sarg zwischen zwei Magneten, inmitten der Pavillons und drehte seinen Kopf verstohlen wie ein Rabe von einem zum anderen. Scheinbar betrachtete er die Elbe und die Schiffe, welche mit der Ebbe hinabtrieben.

Fräulein Selma mit der Sammetjacke und der halben Million im Hintergrunde, war ihm nie so besitzwerth als heute erschienen. Wie sie im Garten daherkam, um ihr poetisches Handwerkszeug in die Einsiedelei zu tragen, hatte er ihr ein tiefes Compliment gemacht, was mit einem so kühlen Köpfnicken beantwortet ward, daß er nicht wagte, ein Wort zu sprechen und stillschweigend nachblickte, wobei er mehrmals sinnend mit dem Kopf nickte. —

„Stolze Priese", murmelte er, denn er war im Gewächshaus ebenso kurz hinausgewiesen worden, als er seine Dienste dort anbot. —

In diesem Augenblick erschien ein Ding, was man von fern für einen großen Pilz halten konnte, wie sie in Gärten aus einem Stamm, auf dem ein Strohdach gesetzt wird, zum Schutz gegen die Sonne angebracht sind. Es war die Senatorin, welche einen ungeheuren Strohhut trug, damit die Frühlingssonne ihrem Teint keinen Schaden zufügen könne. Da die Zeit der Crinolinen damals noch nicht gekommen war, so konnte die stangenartige Figur mit diesem Strohdach leicht Anlaß zu einer solchen Verwechslung geben.

Herr Henri erhielt einen schmachtenden Blick, der ihn zwang, die Augen niederzuschlagen und den Kopf auf die Seite zu legen, in welcher

Stellung er dem nachfolgenden Stubenmädchen, die einen Korb mit Büchern trug, zublinzelte.

Als er, Pläne schmiedend, im Garten umherging, kam der alte Jost mit einem Karren voll Pflanzenkasten und brummte ihm zu: „Na, ju könnt ook de fulen Knochens rühren, un mit helpen.“ Henri sah ihn mitleidig an und zuckte mit den Achseln, worauf er ruhig fortging.

Jost sah ihm grimmig nach und sprach für sich: „Wenn ik de Herr Senat'r wär! Ik wollte Dich schon jagen, Du Pomadenbuttje“; dann hob er seinen Schubkarren wieder und fuhr nach den Beeten, wo die jungen gelben Rüben für den Senator eingesetzt werden sollten.

Während nun Henri auf der Terrasse stand und nach der Einsiedelei hinüber schielte, stand unten im Gebüsch ein junger Mann und sah ebenfalls nach diesem Punkt.

Selma hatte eine Minute zum Fenster herausgeblickt und sich dann an der Staffelei niedergelassen, um eine Baumgruppe, durch welche man die ferne Elbe sah, auf die Leinwand zu skizziren und später zu malen.

Sie zeigte beim Hinblicken auf ihren Studienpunkt jeden Augenblick ihr Profil am Fenster. Der Lauscher in den Weiden war von diesem Anblick so entzückt, daß er wie eine Statue stand und auf seinem Rücken den abgezogenen Hut festhielt.

Ein anderer junger Mann umschlich indeß den Gartenzaun von allen Seiten und suchte einen Blick auf die Villa zu erlangen.

Herr Henri hatte diese beiden verdächtigen Subjecte nicht sobald entdeckt, als er sich hinter einen Hollunderbusch auf die Lauer legte, um ihre Absichten auszukundschaften.

Den Lauscher im Gebüsch hatte er schon einigemal im Hause des Senators gesehen. Da er jedoch sehr selten früh auf dem Platze war, so kannte er das Amt, welches Schnepfe bei Herrn Eiskuhl bekleidete, nicht, und hielt ihn für einen Kaufmann.

Was er aber aus dem andern sehr elegant gekleideten Herum=

schleicher machen sollte, wußte er nicht. Jedenfalls hatten sie es auf die Villa abgesehen, denn Bernhart, der einen günstigen Punkt zur Aufnahme derselben gesucht, setzte sich jetzt und machte eine Skizze davon.

Beobachtete nun Henri die Beiden, so ward er wieder vom Pavillon unter den Linden belauscht.

Plötzlich erschien jedoch zwischen den Gebüschen des Gartens ein großer weißer Fleck, bei dessen Anblick sich Henri abdrückte. Es war der Senator, oder vielmehr die Hemdenbrust desselben, welche wie ein weißes Segel daherkam. Ihm folgte Jost, der ein Paket trug.

Herr Eiskuhl begab sich nach einer hohen Flaggenstange, welche auf der Terrasse stand.

Jost legte hier sein Bündel nieder und untersuchte die Flaggleine. Nachdem er sie klar gemacht, breitete er eine große Hamburger Flagge auf dem Boden aus und legte sie dann mit des Senators Hilfe viermal der Länge nach zusammen, worauf er das lange Tuch in einen kleinen Ballen verwandelte und die beiden Enden der Schnur an die Flaggleine band, mit deren unteren Theil er den Ballen leicht umschlang. Nun hißte ihn der Senator schmunzelnd in die Höhe, während Jost die Leine langsam nachließ und dann, als er den Knopf erreichte, die Schlinge aufzog, durch welches Manöver sich die Flagge entfaltete.

Herr Eiskuhl hatte durch das Aufziehen der Flagge allen Denen, welche ihre Blicke nach der Villa richten wollten, angezeigt, daß er nun auf seinem Landsitz eingetroffen sei. Er wollte es jedoch auch Denen kund thun, welche nicht hersahen und lud nun mit Jost's Hilfe einen kleinen Böller, worauf er sich ein Weniges zurückzog, als ihn Jost mit der größten Seelenruhe losbrannte.

Man hörte bei dem Knall in den Pavillons einen Schrei, während Schnepfe im Gebüsch einen Satz machte, als wäre er angeschossen

und Bernhart einen Baumast vor Schreck um wenigstens zwanzig Ellen verlängerte.

Die Senatorin und Selma sprangen aus ihren Pavillons hervor, was dem Herrn Senator ungemeinen Spaß machte.

Madame Eiskuhl las erst kürzlich in einem Buch, worin ein barbarischer Ehemann den Geliebten seiner Frau in seinem Park erschossen hatte. Das ängstliche Fortschleichen Henri's, dessen Grund sie nicht entdeckte, war ihr aufgefallen und sie wollte eben nachsehen, wohin er gegangen sei, als der Schuß fiel.

Wie sie nun hervorsprang und den Senator mit Jost hohnlachend, wie sie glaubte, neben einer Wolke von Pulverdampf stehen sah, suchten ihre Augen die Leiche Henri's, welche ihrer Phantasie nach blutend am Boden liegen mußte.

Es war zwar bis jetzt kein Grund vorhanden, weßhalb Herr Eiskuhl Henri erschießen sollte, denn die Senatorin verbarg ihre Leidenschaft für ihn sorgfältig und Henri hatte keine Leidenschaft zu verbergen. Durch die Romane war ihr jedoch der Kopf so verdreht, daß ihr der als Ehemann nur zu harmlose Eiskuhl ganz blaubärtig vorkam. Sie blickte deshalb noch mit entsetzten Zügen nach dem todten Henri umher, als dieser mit gewohnter Sanftmuth aus einer Buschgruppe trat, um sich zu der Meldung herabzulassen, daß das Frühstück servirt sei.

Madame Eiskuhl nahm den Arm ihrer Tochter. „Wo ist Emma?“ frug sie im Garten umherblickend. „Fräulein belieben das Theeschönöhr zu kontroliren“, berichtete Henri.

„Gemeine Neigungen“, lispelte die Senatorin, während ihr Mann den Mund spitzte, denn er wußte, daß alles in Ordnung war, wenn Emma sich mit dem Tisch beschäftigte.

Die Familie des hochweisen Eiskuhl setzte sich nach dem Salon der Villa in Bewegung. Voran ging die Senatorin mit ihrer Tochter, dann kam Herr Eiskuhl, der dem alten Jost einige leise Befehle im Be-

treff des Weines gab, worauf sich dieser seitwärts schlug. Herr Henri war wie Merkur vorausgeflogen und hatte die Thüren des Salons weit öffnen lassen. Hier stand die sämmtliche Dienerschaft in zwei Reihen, wenn man zwei Personen auf jeder Seite so nennen kann.

Der Gärtner war dabei und hielt zwei Körbchen in den Händen. In einem lagen drei Blumensträuße, die ersten, welche der Frühling gebracht. Dies war für die Damen bestimmt. Das andere Körbchen enthielt gelbe Rüben von der Größe eines Fingers. Dies war für den Senator bestimmt, der eine Leidenschaft für gelbe Rüben hatte, die über Alles ging.

Die Senatorin rümpfte die Nase und warf dem Gärtner einen Zornblick zu, als sie die Rüben erblickte. Sie hielt es für schrecklich gemein, gelbe Rüben zu essen und hatte alles Mögliche gethan, um ihren Mann seine Marotten für die Carotten, wie sie die gelben Rüben nannte, auszutreiben. Sie complottirte mit dem Hausarzt, und dieser ließ gegen den Senator die Befürchtung fallen, daß bei öfterem Genuß von Carotten leicht ein Schlagfluß eintreten könne, oder wenigstens eine Gelbsucht zu fürchten sei. — Alles umsonst. Eiskuhl lachte den Doctor aus und aß jeden Tag gelbe Rüben, die stets leicht zu haben waren.

Er nahm auch jetzt die Erstlinge seiner Beete in Empfang und konnte sich nicht enthalten, ein besonders verlockendes Rübchen hinter dem Rücken seiner gestrengen Frau in den Mund zu stecken und ganz leise zu kauen.

Fräulein Emma empfing ihre Eltern am Frühstückstisch. Sie sah ihrer Schwester sehr ähnlich, nur war sie eine Hand breit kleiner als dieselbe und zeigte ein immer lachendes Gesicht, und in Folge dessen stets eine Reihe weißer Zähne.

Zum großen Aerger ihrer Mutter war sie geneigt, kleine Possen zu treiben und unterhielt sich gern mit Jedem, der ihr in den Weg kam.

Auch heute hatte sie wieder etwas ausgeführt, worüber die Mama in stillen aber großen Zorn gerieth.

Auf ihrem vollen braunen Haar sah man einen Kranz von grünem Kraut, in welches gelbe Rüben eingeflochten waren.

Der alte Eiskuhl lachte im ganzen Gesicht, küßte die Tochter auf die Stirn und biß dabei eine halbe Rübe ab, über welche Kriegslist er so lachen mußte, daß sie ihm in die unrechte Kehle kam, und er dadurch beinahe die Warnung des Doctors accreditirt hätte.

Die Senatorin war im höchsten Grade indignirt über das Benehmen ihres Mannes. Es war empörend anzusehen, wie er in einem Salon, und wenn es sein eigner war, so brüllend lachen und dazu mit den Beinen stampfen und sprudeln konnte. Er hätte es wahrhaftig auch gethan, wenn Jemand da gewesen wäre. Es war schrecklich gemein! —

Wie glänzend stand dagegen Henri dort, und ertrug mit stiller Resignation die Scene, wie ein gefangener oder verbannter Fürst mit etwas abwesenden Finanzen.

Wer wußte auch?! — — Er hüllte seine Abkunft und Heimath in ein undurchdringliches Dunkel und er that auch wohl daran, denn Buxtehude hat nie einen guten Klang als Vaterstadt schwärmerischer Liebhaber gehabt.

Die Frau Senatorin sah ihn mit schmeichelhaftem Mißtrauen an. — Er war nur wegen ihr als Diener in das Eiskuhlsche Haus getreten. So viel wußte sie bereits von seinem Geheimniß. — Es steckte mehr hinter ihm als er wissen lassen wollte. — Er mußte in eine höhere Charge versetzt werden. — Das waren die Gedanken der Frau Senatorin beim Frühstück, welchem der verkleidete Prinz Henri zum Schmerz seiner Dame stehend beiwohnen mußte.

Als der Senator endlich zu sich kam, band ihm Jost, der indessen mit einigen Flaschen erschienen war, eine Serviette um dem Hals und zwar mit einer Manier, welche einen fremden Zuschauer auf den Gedanken bringen mußte, Herr Eiskuhl sei in Hände eines Garotters gerathen.

Nachdem die Serviette befestigt war, so daß hinter dem Kopf zwei große Zipfel anmuthig in die Höhe standen, was die Senatorin stets an König Midas erinnerte und wofür sie Henri mit einem bittenden Blick um Verzeihung bat; sah sich Herr Eiskuhl, der jetzt Messer und Gabel ergriff, auf dem Tische um.

Es war ein Frühstückstisch, dessen Bestandtheile ohne das Geschirr vollkommen hingereicht hätten, eine arme Familie für eine ganze Woche luxuriös zu beköstigen.

In der Mitte stand ein silberner Aufsatz, welcher zu oberst die Blumensträuße enthielt, die der Gärtner für die Feier des heutigen Tages lieferte. Unten war dann eine Jagd angebracht, welche sich drehen ließ und in den verschiedenen Hirschen, Wildschweinen, Füchsen, Hasen und Jägern, Behälter für Essig, Oel, Senf, Salz und Pfeffer enthielt.

Das Ganze war nach der Idee und Zeichnung Selma's dem Vater als Geburtstagsgeschenk verehrt worden.

Zwischen den silbernen Tellern und Platten blitzte das feinste Crystallglas und aus einem Champagnerkühler sah der silberne Kopf einer Witwe Clicot hervor, der nach der Frau Senatorin gerichtet war, denn sie liebte diese Sorte als Tischwein, während ihr Gemahl es mit einem dunkelrothen Bordeaux hielt.

Als Vermittler zwischen Beiden standen zwei kunstvoll geschliffene und vergoldete Flaschen, in denen kupfer- und goldfarbiger Portwein und Madeira auf ihre Zeit lauerten.

Wenn ein Rinderbraten von beinahe einer Elle im Durchmesser auf der Tafel dominirte, so brauchte sich der westphälische Schinken daneben mit seinen marmorartigen Fettlagen auch nicht zu verstecken. Das Viertel eines geräucherten Rheinlachses kam zwar den Riesengesellen an Größe nicht gleich, es überbot sie jedoch an Gehalt. Auch der fast halbblaue Aal mit Petersilie bestreut, war keiner von denen, wie sie sich jeden Tag fangen lassen. Daß noch Büchsen mit Anchovis, Sardellen

und Sardines, Mixpickles und Caviar dastanden, war reiner Hohn auf die Magen der Anwesenden.

Herr Eiskuhl hatte alle diese Herrlichkeiten aufmerksam gemustert und suchend unter ihnen umhergeblickt. Er war indeß offenbar nicht zufrieden mit dem Bestand der Tafel, denn sein Gesicht färbte sich vor Aerger dunkelroth. — Er griff nach der Glockenschnur, welche in die Küche ging und riß heftig daran.

Der Champagner war eben mit großer Geschicklichkeit von Henri geöffnet und der Madame eingeschenkt worden. Diese brach im Schlürfen des Schaumes ab, sobald der Senator an der Klingel zog und sprach sanft: „Henri! bitte, gehn Sie sogleich nach dem Strand hinunter und fragen Sie einen Schiffer, wenn die Fluth kommt. — Aber bitte, bitte, schnell!" — Henri stürzte sofort hinaus und hätte in der Zerstreuung die Champagnerflasche mitgenommen, wenn ihn Jost nicht mit hämischem Grinsen daran erinnerte.

Die Senatorin wußte was kommen mußte, und wollte Henri den Schmerz ersparen, seine angebetete Gebieterin als die Gattin eines Ungeheuers zu sehen. Nebenbei wollte sie ihm allerdings auch nicht sehen lassen, wie sie ihren Kopf aufsetzen konnte.

In der Thür erschien jetzt ein weibliches Wesen mit einer so weißen Schürze und Mütze, daß selbst des Senators Hemd nicht darüber hinauskam. Sie sah etwas herausfordernd aus und blickte auf die Senatorin. Diese zeigte auf ihren Mann.

„Weshalb sind keine gelben Rüben heraufgekommen!" schrie sie dieser an.

„Frau Senat'rn hat sie vom Küchenzettel gestrichen!" erwiederte die Köchin höchst gleichmüthig.

„Gestrichen?" schrie Herr Eiskuhl durch die Fistel. „Gestrichen?? — Ich habe sie aber nicht gestrichen und will sie jedesmal zum Frühstück

und Mittagsessen haben. Das merke Sie sich, sonst jage ich Sie davon!!" — —

„Frau Senat'rn hat mir extra befohlen, von jetzt an keine gelben Rüben mehr" — — — —

„Hinaus!" brüllte hier Herr Eiskuhl in höchster Wuth. Dabei ergriff er die Caviarbüchse und warf sie, wie es weiland Doctor Luther mit dem Tintenfaß auf der Wartburg nach dem Teufel that, nach dem Kopf der Köchin, die blitzschnell verschwand, als die Büchse noch einen Bogen in der Luft beschrieb.

Die Wirkung war dieselbe, nur daß statt eines Tintenkleckses, ein ungeheurer Caviarklecks an der weißlackirten Thür zu sehen war.

Die Senatorin trank schnell ihr Glas aus und schenkte sich eben so schnell ein anderes ein, um es gleichfalls auszutrinken, denn sie wußte, daß sie in spätestens einer Minute in Ohnmacht fallen würde. Hierauf sagte sie in sehr hohem Tone:

„Herr Senator, ich muß wirklich bitten, sich — — —"

„Herr Teufel un sien Grosmuttern!" schrie Eiskuhl, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Ick will eeten wat mi smekt! un wenn zehn Höllendrachens mich verbieten wöllt Rübens to eeten, ick eet doch welche!" Und um zu zeigen, daß er seinen Willen durchsetzen wolle, nahm er Butter und Schwarzbrot, wozu er die gelben Rüben, roh wie sie waren, zu verspeisen begann.

Die Senatorin sah entsetzt auf das Rüben verzehrende Ungeheuer, welches sich nach langer Zeit wieder einmal gegen ihre Herrschaft auflehnte. Das Ungeheuer sah eigentlich sehr komisch aus, denn die großen Serviettenohren wackelten bei jeder Bewegung, welche der rothe Kopf machte, hin und her. Er biß jedoch so grimmig in die Rüben und schnarpte dabei so kannibalisch mit den Zähnen, daß der Senatorin nichts übrig blieb, als in Ohnmacht zu fallen.

„Jost!" lispelte sie mit schwacher Stimme, „servieren sie den Kin=

dern im Gewächshaus." „Ihr", wandte sie sich an die Töchter, „verlaßt diese Stelle der Gemeinheit und mir bestellt einen Saaaa—rg!" Damit fiel sie ohnmächtig in ihren Stuhl.

Die Töchter sprangen zwar hinzu, sie wußten jedoch, daß die Sache nicht gefährlich, sondern ein altes Manöver war, um den Papa in seine Defensivstellung zu drängen.

Dieser schickte sie fort und speiste nach ihrer Entfernung so ruhig weiter, als sei die Senatorin eine Statue, welche zur Zierde des Salons angebracht war.

In der Gartenthür erschien Henri mit dem Bericht über den Fluthstand.

„Hinrich!" schrie das Ungeheuer kauend, „bring se ihre Madam rut un nach boom, se is schwach worden."

Herr Henri wollte eigentlich bei der gemeinen Verdrehung seines Namens, welche der Senatorin fast wirkliche Krämpfe verursachte, eine stolze Antwort geben. Der große Caviarfleck an der Thüre und die Scherben darunter bewogen ihn jedoch, seine Schmach stillschweigend zu tragen und seine eben in's Leben zurückkehrende Dame fortzuführen.

Das Ungeheuer kroch nicht zu Kreuz, sondern kauete ruhig weiter und trank Portwein dazu.

Jost hatte den Töchtern ihr Frühstück in das Gewächshaus besorgt und stand nun an der Thür, von der er gemüthlich den Caviar abkratzte, auf eine Buttersemmel strich und so, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, verzehrte, während der Senator mit stillem Grimm von allen Möglichen aß, was auf der Tafel stand.

Zu derselben Zeit, als man sich oben im Salon zum Frühstück niedersetzte, geschah das Gleiche unten in den Weiden.

Bernhart hatte seine Skizze der Villa fertig und suchte nun mit Schnepse in den Weidenbüschen am Strande ein schattiges Plätzchen, um ein frugales Frühstück zu halten.

Es war bald eine Stelle gefunden, wo die Fluth einen Haufen altes Schilf angeschwemmt und so für einen natürlichen Divan gesorgt hatte.

Der unselige, von Schnepfe eingewechselte Hut mußte mit seinem breiten Deckel als Tisch dienen. Man deckte eine Zeitung darüber und trug dann auf.

Zuerst erschien ein Stück geräucherter Stör, dann ein Stück holländischer Käse und schließlich vier Rundstücke, welches schwelgerische Mahl noch durch ein halbes Fläschchen Madeira vollständig gemacht wurde, den Bernhart in der Hoffnung auf ein gutes Geschäft zum Besten gab.

Den beiden jungen Leuten, welche nach altrömischer Sitte auf dem trockenen Rohr ausgestreckt lagen, wollte es vorkommen, als könne Niemand in der Welt köstlicher frühstücken, als sie.

Vielleicht hatten sie auch Recht, denn die Sonne schien so warm, daß sie die Röcke ausziehen mußten, um sie als Schirme in die Aeste der Büsche zu hängen. Dazu strich ein leiser Westwind durch die jungen Blätter, der die Töne eines Pianos aus dem Zimmer Emma's herübertrug, welchem sich bald die Stimme Selma's anschmiegte.

Die jungen Leute hatten eben die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhoben, als sie die musikalischen Töne durch das leise Summen der Käfer erklingen hörten.

Beide lauschten ohne sich zu rühren.

Die gebrochenen Akkorde klangen im Anfang so piano mit dem Geflüster der Weiden zusammen, daß es von einem Instrument herzukommen schien. Als das Piano auf einem verminderten Septakkord ruhte und dann in eine Auflösung überging, in welcher die weiche Stimme Selma's einsetzte, zog der zarte Ton des Windes wie ein Cantusfirmus hindurch und die Lauscher hatten ihr Frühstück total vergessen. — Sie verstanden jedes Wort des Liedes. — Selma sang:

Es will an des Stromes grünwaldigem Strand,
Der Reichthum ein Lustschloß sich gründen.
Der Schiffer bringt, weit aus entlegenem Land,
Was er dort an Schätzen kann finden.
Die Tochter des Reichthums hat Perlen und Gold,
Doch keiner der Schiffer will bringen,
Zur Zierde des Schlosses, wie gern sie gewollt,
Ein Lied! — das im Haus soll erklingen.

Zur klingenden Laute mit goldenem Ton,
Lies sie von der Sehnsucht sich wandeln.
Es schickt' mancher Kaufherr den stattlichen Sohn,
Er soll sich die Laute erhandeln.
Die goldenen Saiten, sie glänzen so schön,
Man möchte so gern sie erfassen;
Doch will es von Allen nicht Einer verstehn.
Zum Lied — sie erklingen zu lassen.

Da kommt von den Bergen ein junger Gesell,
Zu schauen die rollenden Wogen.
So leicht ist sein Schritt, seine Stimme so hell,
Wie hin er am Strande gezogen
Er fasset die Laute mit kundiger Hand,
Es klingen und rauschen die Saiten.
O Sänger! der endlich mich Einsame fand,
Dein Lied! will ich immer begleiten!

Schon nach den ersten Strophen hatte Bernhart ein Skizzenbuch hervorgeholt, welches theilweis mit Notenlinien durchzogen war, in welche er die Melodie mit beziffertem Baß schrieb, worauf er den Text, so weit es ihm möglich war, nachtrug.

Als die letzten Töne verklungen waren, griffen die jungen Leute wieder nach ihrem Frühstück und verzehrten es mit einem Appetit, um den sie die sämmtliche hamburger Millionärschaft beneidet und ihnen denselben

jedenfalls für einen guten Preis abgehandelt hätte, wenn er an die Börse gekommen wäre.

Wer die Beiden auf ihrem angeschwemmten Rohrpolster liegen und ihr Stückchen Käse und Stöör zu einem schwelgerischen Schmauß ausdehnen sah, bei dem die kleine Flasche hin und her wandelte, — wer zu gleicher Zeit den Senator oben im Salon mürrisch bei Allem sitzend erblickte, was Thier- und Pflanzenreich für den menschlichen Gaumen zu liefern im Stande sind, der hätte leicht die Frage an das Schicksal richten können, weshalb es seine Glücksgüter so unrecht vertheilt. —

Das Schicksal würde ihm aber jedenfalls geantwortet haben: „Was habe ich damit zu thun? — Hat der liebe Gott nicht Alles was ihr nur essen und trinken möget, für Alle auf die Erde gesetzt? — Ist nicht für Alle genug vorhanden? — Weshalb geben denn Hundert zu, daß Einer sich mit ihren Theilen vollpfropft und sie über den Zaun seiner Mahlzeit hungernd zusehen müssen? — Weshalb? — Doch wohl, weil sie hundertmal weniger Verstand besitzen als er, und zwar nicht jenen Verstand, der in den Tiefen der Geschichte, oder den Höhen der Sterne forscht, der die Worte der Sprache, oder die zwölf Töne der Müsik in wunderbare Klänge bindet, oder die Formen und Farben der Natur festhält und auf die Leinwand zaubert, sondern jenen hausbackenen Verstand, der nur darauf ausgeht, alles Brauchbare festzuhalten und in seinen Besitz zu bringen. Jenen Verstand, den man besser Pfiffigkeit nennt und der sich von aller Last des Wissens frei hält."

Wenn wir gerecht sind, müssen wir uns auch fragen, ob es vom Schicksal nicht grausam wäre, wenn es einem Menschen Alles und dem andern Nichts von dem geben wollte, was ihn zufrieden stellen kann.

Wer vom Himmel Phantasie und Sinn für das Schöne erhalten hat, der ist mit einem Schatz ausgestattet, der eben so viel werth ist als Aladins Wunderlampe. — Glücklich! tausendmal glücklich ist er freilich dann, wenn er ohne schlimme Leidenschaften noch mit Reichthum gesegnet

ist. — Wenn er seine Träume verwirklichen und eine Atmosphäre von Glück um sich verbreiten kann. Wenn Gott einem solchen Menschen noch Fleiß und Talent schenkt, so entstehen jene glänzenden Erscheinungen, wie wir sie in Humboldt oder Mendelsohn-Bartholdy bewunderten! — —

Welches jammervolle Wesen wäre dann ein Senator Eiskuhl ohne seine reichbesetzte Tafel — ohne seine volle Geldkiste?!! — —

Jedenfalls waren die beiden frohsinnigen Gesellen in den Weiden die reicheren und glücklicheren, wenn man bedenkt, daß Herr Eiskuhl nicht einmal seine gelben Rüben ohne Aerger essen konnte.

Nachdem der Stöör und Käse, die Rundstücke und der Madeira bis auf die letzte Spur vertilgt waren, sahen sich die Vertilger mit einem komischen Blick rund um, ob es nicht vielleicht im Bereich ihrer Arme noch Etwas zu essen gäbe.

„Wenn dieser verwünschte Hut wenigstens ein Schinken wär', dann verlohnte es sich doch der Mühe ihn mit herumzuschleppen, aber so? — Da, Du Kanaille!“ sagte Schnepfe, ihm einen Faustschlag versetzend, der ihn ins Gebüsch warf. — Er holte ihn jedoch, eingedenk des Bürgen, der in Hamburg für ihn gut stand wieder und machte Bernhart auf die Einsiedelei aufmerksam, in welcher er Selma am Fenster zeichnend gesehen hatte.

Beide stiegen neugierig die Böschung hinauf und blickten in das Fenster.

Als Bernhart die Skizze auf der Leinwand und daneben Farben, Palette und Pinsel sah, erfaßte ihn die Lust, der abwesenden Künstlerin eine kleine Ueberraschung zu machen.

Er bat deshalb Schnepfe Wache zu halten und stieg in das Fenster, worauf er mit einem Griff die Malgeräthschaften erfaßte und das skizzirte Bild mit kecken und doch eleganten Strichen in Farben setzte.

Es war einer jener Punkte, welche man so oft zwischen Altona und Blankenese am Ufer der Elbe sieht. Im Vordergrund Weidengebüsch am sandigen Strand, welcher sich im Mittelgrund hinter einen Hügel zog, der mit Bäumen bewachsen war, durch deren Stämme man die sonnige Elbe in der Ferne glitzern sah. Das Wasser mit großen und kleinen Schiffen belebt, deren Segel sich in der hellen Fluth spiegelten. — Rechts zog sich der bewaldete Hügel hinauf, während man in der Ferne über dem Wasser ein bläuliches Ufer mit Bäumen und einigen Windmühlen besetzt, erblickte.

Bernhart besaß eine große Fertigkeit im Skizziren nach der Natur und hatte nach zwei Stunden beinahe ein Bild aus der Skizze gemacht, als Schnepse von seinem Wachtposten herbei kam und nach dem Garten zeigend in die Weiden sprang.

Der Maler legte die Geräthschaften schnell bei Seite, machte einen einzigen großen Schritt aus dem Fenster und verschwand ebenfalls.

Beide legten sich im Gebüsch auf die Lauer und beobachteten die Einsiedelei wie ein paar scalpsüchtige Indianer.



Viertes Kapitel.

Bekanntschaften.

Die Lauscher hatten etwa zwei Minuten auf der Lauer gelegen, als sie in der Einsiedelei einen Laut der Ueberraschung hörten. Gleich darauf erschien Selma am Fenster und blickte mit ihren glänzenden Augen suchend rundum, worauf sie wieder

verschwand und man im Innern des Pavillons ein lebhaftes Gespräch hörte. Die Köpfe der Schwestern erschienen dann wieder am Fenster und setzten die Untersuchung der Umgegend fort. Da dieselbe jedoch erfolglos schien, so entfernten sie sich nach einiger Zeit und suchten offenbar im Garten nach dem Maler des Bildes.

Bernhart hatte die Absicht, noch Einiges an der Skizze zu machen. Beide krochen aus den Gebüschen und Schnepfe mußte sich wieder in den lebendigen Gartenzaun als Wache postiren. Der Maler schlich sich leise an die Einsiedelei hinauf und steckte den Kopf vorsichtig in das Fenster. — Es war Alles still und leer; deshalb stieg er hinein und setzte sich wieder vor die Staffelei, wo er eilig die feinen Spitzen und Blätter der Weidenbüsche auszuführen begann.

Plötzlich hielt er erschrocken inne, denn er hatte einen unterdrückten Schrei Schnepfe's gehört, dem der helle Klang einer Mädchenstimme folgte.

„Einen habe ich!“ hörte er lachend die kleine muntere Emma sagen.

Bernhart legte schnell Pinsel und Palette bei Seite, um aus dem Fenster zu springen. Als er sich umwendete, fühlte er einen warmen Athemzug und sah in das tief erröthende Gesicht Selma's, welche bisher von einem Vorhang verborgen, hinter ihm stand.

Es ist für einen ältern, in der Lebenserfahrung abgesottenen Mann kein Spaß, das Feuer von einem Paar glänzender Mädchenaugen ruhig auszuhalten. Diese Dinger sprühen einen magischen Strom auf uns, dem fast nichts zu widerstehen im Stande ist, und wir würden unsere Festigkeit zehnmal eher den Mündungen von einem Paar Pistolen, als solchen Waffen gegenüber bewahren.

Um wie viel mehr mußten zwei solcher Augen einen jungen Mann verwirren, der von ihnen gewissermaßen in einem fremden Revier ertappt wurde, in das er sich eingeschlichen.

Er stand wie ein erwischter Wilddieb vor dem Jäger und wußte in seiner fürchterlichen Verlegenheit nicht was er sagen sollte. — Gesagt mußte jedoch etwas von seiner Seite werden, das fühlte er. Als er daher eben den Mund öffnete, um sein Einsteigen zu entschuldigen, dabei aber unglücklicher Weise seine Augen auf die des Mädchens richtete, trafen ihn diese so tief und gewaltig, daß er all' sein Blut brausend nach dem Kopf steigen fühlte und die Geistesgegenwart vollständig verlor.

Der arme Kerl, er wußte nicht, daß ihm Gott Amor, der in Selma's Augen schon auf so manches Opfer gelauert, in diesem Augenblick seinen längsten und stärksten Pfeil mit doppeltem Widerhaken in das Herz geschossen hatte. In dem Wundfieber, welches augenblicklich nach einem solchen Schuß einzutreten pflegt, suchte er irgend einen Gegenstand, über den er etwas sagen könnte. — Sein Blick fiel auf die Pinsel, die rein gemacht zu werden nöthig hatten, und da er dazu stets Terpentinöl gebrauchte, so stotterte er mit kläglicher Stimme die höchst zeitgemäße Frage: „Haben Sie kein Terpentinöl?“ hervor.

So verlegen Selma auch selbst war, so fingen doch bei dieser höchst lächerlichen Frage auf ihren Wangen und um ihren Mund eine Menge Grübchen an, wie Wasserbläschen auf- und abzutanzen. Ihre Lippen zuckten und die glänzend weißen Zähne erschienen stellenweise, wie die Kämme der Wellen vor einem Lachsturm. Als sie nun in das Jammergesicht ihres seine Dummheit erkennenden Gefangenen sah, brach sie in ein unaufhaltsames Gelächter aus, welches den armen Bernhart zu solcher Verzweiflung trieb, daß er sich kopfüber aus dem Fenster zu stürzen versuchte.

Aber auch dieser Ausweg ward ihm abgeschnitten, denn im selben Augenblick erschien Emma vor dem Fenster, welche den gefangenen Schnepfe, der seinen Hut hartnäckig hinter dem Rücken hielt, daher führte.

„Hier bringe ich den meuchlerischen Maler,“ sagte sie lachend, blickte jedoch erstaunt auf Bernhart, der eben zum Sprunge ansetzte und jetzt,

da ihm die Flucht vereitelt war, vernichtet auf einen Stuhl sank und zwar gerade auf den Stuhl, auf welchem die Palette mit den Farben lag.

Ein Schreckensschrei Selma's, welche das ganze Unheil eines solchen Sitzes sogleich erkannte, rief ihn wieder zu sich, aber auch das Gelächter der drei übrigen Personen hervor, und nun wäre die Frage: „Haben Sie kein Terpentinöl?“ vollkommen zeitgemäß und am Platze gewesen.

„Sind Sie der Maler oder er?“ fragte endlich Emma ihren Gefangenen.

Schnepfe zeigte stumm nach Bernhart, der die verschiedenen Farben, welche sich auf seinem Frackschoos abgedrückt hatten, trübselig betrachtete und dann bittend nach Selma blickte, welche, ihr Tuch vor dem Munde, auf eine große Flasche zeigte.

„Wer und was sind Sie denn?“ fragte mit komischer Strenge Emma.

„Ich?“ stotterte Schnepfe. „Wa — was ich bin?“

„Nun ja!“ fuhr Emma fort. — „Ich habe Sie schon einige Mal in unserm Hause in Hamburg gesehen. — Sind Sie ein See- oder Landräuber? — Heißen Sie Störtebecker oder Rinaldini?“

„Ich,“ sagte Schnepfe und wurde feuerroth ob der ungeheuern Lüge, die er eben aussprechen wollte. „Ich bin der Doctor Emil Schnepfe.“

„Und ich,“ sagte Bernhart, endlich sich selbst wiederfindend, mit einer Verbeugung gegen Selma, „bin der Maler Bernhart“

„Professor,“ sagte Schnepfe mit einer Handbewegung, als wollte er seinen Freund der ganzen sichtbaren Umgegend vorstellen.

„Unsinn,“ murmelte Bernhart und fuhr dann fort: „Entschuldigen Sie unser Einschleichen, meine Damen. Die angefangene Skizze war aber zu lockend für mich und die Malgeräthschaften zu verführerisch. Sie machten mich zum Verbrecher an diesem Heiligthum. — Der Herr Senator hat mir übrigens durch meinen Freund den Auftrag zukommen

lassen, diese Villa zu malen, sonst hätte ich es gar nicht gewagt, in ihre Nähe zu kommen. — Ich kann übrigens nicht begreifen, wie der Herr Senator als Vater einer so geschickten Künstlerin" — er blickte hierbei auf die umhängenden Skizzen — „sich an jemand Andern wenden konnte."

„Mein Papa hat nicht die Ahnung, daß ich male, und würde sich übrigens hüten, seinen Landsitz von einer solchen Stümperin aufnehmen zu lassen," bemerkte Selma.

„Ich will und kann Ihnen keine Complimente machen, denn der Fluch der Lächerlichkeit, welcher mir beim ersten Erscheinen vor Ihnen ward, würde sich dazwischen drängen. Ich muß Sie aber nochmals um Verzeihung über mein unberechtigtes Einsteigen und um Nachsicht wegen der Verwirrung bitten, in die Ihr unerwarteter Anblick mich stürzte," sprach Bernhart.

Selma sah ihn mit einem reizenden Lächeln an. — Die Frauen verzeihen nichts leichter als eine Dummheit, zu welcher ein Mann von ihren Reizen veranlaßt wird, denn sie gehen, so lange es ihnen möglich ist, darauf aus, uns den Verstand zu verdrehen.

„Ich habe Ihnen gar nichts zu verzeihen, sondern nur zu danken, denn ich hoffe, Sie lassen mir die schöne Skizze," sagte sie, auf die Staffelei zeigend.

Bernhart versicherte, daß ihr alle seine Skizzen zu Gebote ständen.

„Ich werde mir erlauben, Sie bei Papa einzuführen," fuhr Selma fort. „Vor der Hand überlasse ich Ihnen und Ihrem Freunde, dem Herrn Doctor, meinen Pavillon, damit Sie Ihren Frack kuriren. Hier steht Terpentinöl" — dabei zuckte es um ihren Mund — „und hier Eau de cologne. — Komm, Emma, laß die Herren allein."

„Bitte, treten Sie ein," sprach Emma schelmisch, in das Fenster deutend.

„Kann ich vielleicht durch die Thüre gehen?" sprach Schnepfe verlegen.

„Nein! Sie müssen durch das Fenster," befahl Emma.

Schnepfe verbeugte sich und steckte dann seinen Hut, den er mit einem plötzlichen Ruck hinter dem Rücken hervorbrachte, schnell in das Fenster, worauf er selbst hineinstieg.

Selma hatte die Einsiedelei schon verlassen und erwartete ihre Schwester, mit welcher sie im Garten umherging, während Schnepfe und Bernhart mit vereinten Kräften die Farben von den Frackschößen entfernten und dann den Terpentingeruch durch Eau de cologne zu vertreiben suchten.

Die Schwestern waren ein Weilchen im Garten umhergegangen, als Emma lachend fragte: „Wie gefällt Dir die Art und Weise, auf welche sich die beiden Herren uns vorgestellt haben?"

„Sie gefällt mir zehnmal besser als die, mit welcher uns unsere Geschäftsautomaten vorgeschoben werden," entgegnete Selma. „Es ist doch einmal etwas ungewöhnlich — ein kleines Abenteuer! — Er kann ausgezeichnet malen," schloß sie sinnend.

„O! ich glaube auch, daß mein Doctor ganz gut kuriren kann. — Er hat so schöne blaue Augen," sagte Emma leise.

„Dein Doctor?" lachte Selma. „Sieh, sieh, also Du hast Deinen Doctor!" rief sie lachend.

Emma ward roth und lachte dann ebenfalls ausgelassen. — „Nun ja, ich habe mir ihn gefangen, als er am Zaun lag und nach unserm Garten hineinspionirte. — Ich dachte, es wäre der geheimnißvolle Maler, der Dir eine solche Ueberraschung bereitete. — Du hättest nur sehen sollen, wie er erschrak, als ich die Hand von hinten auf seine Achsel legte. Er konnte vor Schreck gar nicht aufstehen und lag eine ganze Weile vor mir auf den Knieen."

„Ah! Und Du hast ihn nicht aufgehoben?" frug Selma.

„O ja! Ich packte ihn beim Kragen und zog ihn in die Höhe.

Man muß mit diesen Männern keine Faxen machen," sprach Emma mit komischem Ernst.

„O!" sagte Selma erstaunt. „Wer hat Dir diese weise Lehre gegeben?"

„Das habe ich von der Mama gelernt," murmelte Emma.

„Emma! Liebe Emma!" rief hier Selma ernst, indem sie dieselbe umarmte. „Lerne nichts von der Mama. — Ach, Gott sei es geklagt," fuhr sie fast mit Thränen fort, „es ist traurig, daß ich so etwas sagen muß, aber lerne in diesem Punkt nichts von der Mama, wenn Du jemals im Leben glücklich sein willst."

„Sei ruhig, mein herziges Selmchen," sprach Emma, sich an die Schwester schmiegend, „es war nur mein Spaß. Ich habe den Doctor nur festgehalten, weil ich glaubte, es sei der Maler. Da ich jedoch sah, daß Du Deinen Maler schon hattest — —"

„Meinen Maler?" frug Selma ungläubig.

„Nun ja, Dein Maler," fuhr Emma fort. „Denn er hat ja Dein Bild fertig gemacht und Du hast ihn dabei gefangen. — Da ich also sah, daß Du Deinen Maler schon hattest, so behielt ich den Doctor für mich. — Wenn er den Professor, so nannte er ja den Maler, von der Palette kurirt hat, so wollen wir Beide zum Papa führen. — Er wird sie hoffentlich zum Diner einladen."

„Ich weiß nicht," entgegnete Selma zweifelhaft. — „Papa hält von Künstlern und Gelehrten sehr wenig."

„Dann lade ich sie ein," sagte Emma bestimmt. „Auf meine Gefahr, ich setze es durch. Du weißt, was den Tisch betrifft, da setze ich Alles durch!" —

„Wir sind aber sogleich nach dem Essen zu Stubborns eingeladen, die uns abholen werden," warf Selma ein.

„Dann wird mein Doctor und Dein Professor auch mit zu Stub-

borns gehen," sagte Emma bestimmt, was ihrer Schwester ein Lächeln abnöthigte, denn sie wußte, daß Emma dies möglich machen würde.

In diesem Augenblick hörte man Stimmen im Garten. Die Schwestern bogen in einen Seitenweg ein und traten dann in ein dichtes Fichtengebüsch, um daraus hervorzulauschen.

Sie hatten noch keine Minute darin zugebracht, als sich ihnen ein höchst komischer Anblick bot, bei dem sie kaum ein lautes Gelächter unterdrücken konnten. — „Der junge Spickmann," flüsterte Selma, indem sie ihr Taschentuch vor den Mund preßte.

Ein junger Mann, der unzweifelhaft dem letzten Modejournal entwischt war, kam in den Gängen daher und sah sich nach den Mädchen um.

Der junge Mann war ohne eine Falte, gerade wie die Männchen im Modejournal sich zu tragen pflegen. In der Hand hielt er den steifen glänzenden Cylinder und aus den Beinkleidern sahen gerade solche schmale steife glänzende Stiefeln hervor, wie man sie sonst nur in den Modejournalen sieht.

Da es keinen menschlichen Fuß giebt, der in Modejournalstiefeln existiren kann, so war der Gang des Mannes eine Art Hühneraugentanz, den er, nach den Mädchen spähend, aufführte.

Als er diese nirgends erblickte, ging er nach einer nahen Ruhebank, wo er sich niederließ und die gequälten Füße in die Luft streckte. Dabei zog er eine solche Menge Gegenstände aus seinen Taschen hervor und breitete sie auf der Bank aus, daß die Schwestern glaubten, er beabsichtige einen kleinen Handel mit kurzen Waaren zu errichten.

Nachdem er eine Anzahl Büchsen, Flaschen, Kämme und Bürsten beisammen hatte, klemmte er seine Angströhre in einen Baumzweig, und sah aufmerksam hinein, als wäre es ein Teleskop, wodurch er eine wichtige astronomische Entdeckung zu machen beabsichtigte. — Die Mädchen bemerkten, daß im Deckel des Hutes ein Spiegel angebracht war, in dem

Herr Spickmann sein reizendes Gesicht und besonders seine schöne Stumpfnase betrachtete, deren Spitze er einigemal herunterzuziehen versuchte, um etwas Adlermäßiges zu bekommen. Die Nase schien jedoch aus einem kautschukähnlichen Stoffe zu bestehen, denn sie schnappte jedesmal wieder hinauf und gestattete Jedem einen Einblick in den Spickmann'schen Hirnkasten, wo man einen dunkeln Raum erblickte.

Nachdem die Betrachtung des Gesichtes zur großen Zufriedenheit des Eigenthümers geschehen war, öffnete er einige Büchsen und unterzog sein strohfarbenes Haar und den dido Backenbart einer sorgfältigen Behandlung. Das Haar war förmlich lackirt und wurde mit einer kleinen Bürste aus einer Büchse aufgefrischt. In der Nähe des Scheitels ward es jedoch mit einer Masse bestrichen, welche, wie eine Stange Siegellack, in Blei eingepackt erschien.

Zur Bearbeitung des Hinterhauptes zog Herr Spickmann dann noch einen Handspiegel hervor, wodurch er sich den Anblick des ausgezeichneten Diplomatenscheitels ermöglichte, der sich über seinen Hinterkopf bis in die Halsbinde hinabzog, wie weiland die Römerstraße von Augsburg nach Salzburg.

Dann kam der Backenbart an die Reihe; ein schwieriges Unternehmen, zu dem wieder eine andere Büchse und Bürste nöthig war. Die Spitzen des Bartes wurden wie Angelhaken nach auswärts gekämmt, wahrscheinlich um die weiblichen Herzen besser zu fangen, die in seine Nähe kamen.

Nachdem Herr Spickmann sein werthvolles Haupt so restaurirt hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit der Cravatte zu, einem Ausbund von Himmelblau, vor dem sich jeder nordische Himmel verstecken mußte. Er zupfte und zog mit solchem Eifer daran herum, daß die Lauscherinnen die ernstliche Besorgniß erfaßte, er werde sich stranguliren.

Er kam jedoch diesmal noch mit dem Leben davon und sah ver-

mittelst seiner Strohhaare und der Kornblumencravatte wie ein Kalb aus, welches aus einem Kornfelde hervorschaut.

Als er seine kurzen Waaren wieder verpackt, wagte er sich auf die Modejournalstiefeln und verschwand dann im fortgesetzten Hühneraugenballet im Garten, um die Fräulein Eisstuhl zu fangen, in jedem Backenbart eine.

„Gott behüte uns, er wird nach der Einsiedelei gehen,“ sagte Selma. „Laß uns voraus eilen und unsere beiden — —“ Es fehlte ihr ein Wort für Bernhart und Schnepfe.

„Herauslassen,“ ergänzte Emma und die Mädchen liefen durch die Gebüsche nach dem Pavillon, an dessen Thür sie klopften.

Der vollständig restaurirte Bernhart öffnete dieselbe. Er hatte nicht nur seinen Schaden mit Terpentinöl und dieses wieder mit Eau de cologne gebessert, sondern auch die Glacéhandschuh angezogen, und war bereit, sich dem Senator vorstellen zu lassen. Schnepfe, der sich bei der Aussicht, seinem Kunden hier als Besuch vorgestellt zu werden, nicht ganz wohl in seiner Haut befand, wäre lieber wieder durch das Fenster entwischt. Emma hatte ihn jedoch schon in Beschlag genommen und er ging hinter Bernhart und Selma seinem Schicksal mit Todesangst und dem Entschluß entgegen, sobald ihn der Senator entlarvte, rücksichtslos durchzubrennen. — Auch Bernhart wußte nicht recht, wie die Sache ablaufen würde, da ihm Schnepfe früher erklärt hatte, er werde draußen warten, während er mit dem Senator spreche.

Als sie einige Schritte gegangen waren, kam ihnen Herr Spickmann jun. entgegen, der gerade den Theil des Hühneraugenballets aufführte, wo der Tänzer, um den Zehen einige Erholung zu gönnen, auf den Stiefelabsätzen geht. Wie er die Gesellschaft erblickte, fiel er jedoch sogleich auf die Fußspitzen nieder, legte die Hand mit dem citronengelben Glacé rund um die Angströhre, daß diese wie ein Wickelkind in seinem Arme lag (das letzte Journal verlangte es so), schob die Hühneraugen-

futterale in die dritte Position, entriß den Hut mit der rechten Hand dem linken Arm und machte die schönste Verbeugung, welche jemals ein Kalb gemacht hat, das, aus einem Kornfelde hervorkommend, ein paar Damen sieht.

War Herr Spickmann jun. in seinem Costum französisch, so liebte er es dagegen, in seinen Manieren den Engländer zu spielen. Da ihm nun die Begleiter der Damen nicht vorgestellt waren, sah er dieselben als gar nicht vorhanden an. Indem er die kurze englische Redeweise in jenes noch kürzere Deutsch übersetzte, welches ein gekröntes Haupt zu sprechen so gnädig war (denn unsere deutschen Fürsten haben seit Friedrich dem Großen die Herablassung unsere Sprache zu lernen), fragte er in einem zärtlich besorgten Tone: „befinden sich?"

„In vortrefflicher Gesellschaft, die ich ihnen hiermit vorzustellen die Ehre habe," entgegnete munter Emma.

„Herr Doktor Emil Schnepse und Herr Professor Bernhart."

„Aeh," stieß Herr Spickmann jun. so erstaunt hervor, als wären die beiden Genannten eben erst aus der Erde heraufgestiegen.

Es war jammerschade, daß damals noch jene Nasenklemmer nicht existirten, die unsere Lions jetzt mit so viel Effect auseinanderschnappen lassen und dann von oben auf die Nase schieben, um zu sehen, welchen Genuß sie vor sich haben. Diese Art, Jemand zu betrachten macht ungemein viel Effect, weil die Nase dabei sehr hoch gehalten werden muß, damit der Klemmer nicht herunterfällt und man so auf seinen Gegenstand gewissermaßen von oben herabsieht.

Herr Spickmann jun. bediente sich noch jenes Zwickers, der nicht zwickt, sondern gezwickt wird und zwar in die Augenhöhle. Als er sein Fensterchen vor dem rechten Auge angebracht und das linke zugedrückt hatte, machte er etwas wie einen Versuch vorn über zu kippen und ließ dann das Wort „seeehr" hören, wozu sich die Begrüßten „angenehm" denken konnten.

Hierauf brachte er sich durch eine kühne Schwenkung zwischen die Damen, sagte zu Emma: „äußerst“, zu Selma: „entzückt“, und hatte damit ziemlich alles gesagt, was er zu sagen wußte.

Da man sich auf dem breiten Wege befand und nach der Villa zuging, so bildeten Schnepfe und Bernhart die Flügel der Front, welche sich recht gut mit einem antiken Chor von Jungfrauen und Jünglingen vergleichen ließ, die in ihrer Mitte ein geschmücktes Kalb zum Opfer nach dem Tempel führen.

Das Kalb freilich beging den kleinen Irrthum, sich für den Gott selbst zu halten, da es auf einem Piedestal von Millionen saß. — Wer konnte es ihm verdenken, wenn es jeden Tag sehen mußte, wie das Volk darum tanzte?! — —

Im Salon war indeß Herr Spickmann sen. mit dem Senator in ein Gespräch über Cocosnußölverhältnisse verwickelt, welches den Leuten in jenen Nußgegenden manche Plage bereiten konnte.

Ob der ältere Spickmann durch seinen steten Umgang mit Cocosnuß- und anderen Oelen so fett geworden war, daß sein Bauch etwa neun Zehntel seiner Person ausmachte, läßt sich nicht genau bestimmen. Er trug jedoch einen so respektabeln Bauch auf seinen kurzen Beinen, daß diese wie die Zipfel an einem großen ambulanten Geldsack erschienen, mit dem Herr Spickmann auch die täuschendste Aehnlichkeit hatte.

Die Frau Senatorin war bei der Ankunft Spickmanns sofort aus ihrer Ohnmacht erwacht, welche sie eigentlich bis zum Souper auszudehnen gedachte. Sie war jetzt im lebhaften Gespräch mit der Frau des Geldsackes, die im großen Kaffeefehmgericht einen der ersten Plätze einnahm und der Madame Eiskuhl unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit das Geheimniß von Lüttgens baldigem Bankerott mittheilte. Lüttgens — jene hochmüthige Gesellschaft, die sich einbildeten eine Hand breit über Spickmanns und Eiskuhls zu stehen, weil sie eine Million mehr, und einen Sommersitz an der Alster besaßen; die eine Bilder-

gallerie hatten und Soupers mit Tafelmusik von vollständigem Orchester gaben. — Lüttgens Bankerott!! — das war ein Thema für ein Fehmgericht, zu dem die Wissenden in den nächsten Tagen geladen werden mußten.

Außer Spickmanns waren auch noch zwei Mölckens mit ihren Frauen und Kindern da. Hanfmölcke und Eisenmölcke, wie sie nach den Artikeln genannt wurden, in denen sie machten. Arme Teufel, von höchstens einer halben Million, die aus Geschäftsrücksichten eingeladen worden, die aber sonst nicht zählten.

Die Gesellschaft war im besten Gespräch und hatte eben beschlossen, vor dem Diner eine Spazierfahrt auf der Elbe zu machen, als Henri in den Salon trat, auf den Senator oder eigentlich die Senatorin zuging und mit einem Gesicht, als habe er eine Schlange im Garten entdeckt, meldete: „Herr Doctor Schnepfe und Herr Professor Bernhart."

Die Berührung von zwei so ungewöhnlichen Abarten der menschlichen Gesellschaft rief ein allgemeines Schweigen und Hinblicken nach der Thür hervor.

Henri war von den Mädchen vor der Villa erwischt und mit dieser Meldung vorausgeschickt worden.

„Doctor Schnepfe?" frug der Senator, erstaunt die Augen aufreisend, „Doctor Schnepfe?" wandte er sich zornroth werdend an Jost, der mit unendlich vergnügtem Grinsen nach der Thür blickte um den Doctor eintreten zu sehen, denn er allein vom ganzen Haus kannte ihn nur zu gut.

„Ja Papa," ergänzte Emma, „der Herr Doctor, welchen Du aufgetragen hast den berühmten Professor Bernhart mitzubringen, von dem Du unsere Villa malen lassen willst."

„Dunnerslag!" brüllte Spickmann, „das muß ich sagen, das ist famos. — Ich will mir auch mein Landhaus afmalen laaten! — Was meinst Du Karline?" wandte er sich an seine Frau.

„Eine sehr gute Idee," sagte diese, „das ist Lüttgens noch nicht eingefallen, die doch Kunstkenner sein wollen. — Ich mache ihnen mein Kompliment, Herr Senator."

Herr Eiskuhl war ungefähr so verwundert über die Wirkung seiner Kunstliebe, wie ein Mann, der ins Wasser fällt und beim Heraussteigen bemerkt, daß er in jeder Rocktasche einen Lachs gefangen hat. — Aber dieser Doctor Schnepfe, das war doch zu arg. —

„Du hast wohl die Herren zu Tisch geladen, Papachen? ich werde gleich die Plätze arrangiren," schmeichelte Emma.

„Ich?" — frug Herr Eiskuhl noch erstaunter. „Zu Tisch geladen? — Ich glaube — — — —" die Kerle sind verrückt, wollte er losplatzen.

Emma schnitt ihm jedoch das Wort ab, indem sie lustig rief: „Das ist recht, dann werden wir heute wie die Könige und Fürsten speisen, die sich auch Künstler und Gelehrte zur Tafel befehlen, um sie interessant zu machen."

„Famos!" brüllte hier Spickmann wieder, indem er sich mit der Faust in die flache Hand schlug, „das ist wahr! Buchhalters und Commis kann ich mir jeden Tag ein Schock einladen, aber Professors und Doctors nicht."

Die Senatorin, welcher die Aussicht winkte, vielleicht einen Künstler und Gelehrten vor ihren Wagen zu spannen, gab ohne Weiteres Emma den Auftrag Couverts für beide Herren zu besorgen, während sie Henri ersuchte sie einzuführen.

Henri ging nach der Thür als müßte er ein Krokodill und einen Haifisch hereinbringen.

Schnepfe, der seit einigen Minuten die Bemerkung machte, daß Spickmann jun. seinem Hut eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, er mochte ihn hinstecken wo er wollte, war in doppelter Verzweiflung, da er den Senator jetzt vor, und Spickmann hinter sich wußte.

Er warf einen Blick der Todesangst auf die Anwesenden und athmete hoch auf, denn es war Keiner da, den sein Messer jemals berührt hätte, als der Senator.

Diesem machte er eine tiefe Verbeugung, dann eine allen vier Weltgegenden im Allgemeinen, worauf er zu den ihn anstaunenden Eiskuhl sagte: „Auf Ihren Befehl Herr Senator, stelle ich Ihnen hier den berühmten Maler, Herrn Professor Bernhart vor." Dann trat er zurück, bereit mit einem Satz zur Thür hinaus zu springen, wenn ihn der Senator etwa entlarvte.

Bernhart stellte sich jetzt vor, sprach von viel Ehre und machte der Senatorin, als er erst heraus hatte, welche es war, die gewagtesten Komplimente, was diese sehr gnädig mit einer nochmaligen bestimmten Einladung zum Diner erwiederte.

Der Senator war vollständig überrumpelt und ließ Alles geschehen, denn er sah ein, daß er sich nun mit Schnepfe nicht blamiren konnte und diesen als Doctor passiren lassen mußte. Er betrachtete ihn kopfschüttelnd und murmelte nur einige Male: „verfluchter Keerel", worauf er ihm pantomimisch mittheilte, daß er später mit ihm abrechnen werde.

Schnepfe schickte ein heißes Dankgebet gen Himmel, daß es so abgelaufen war und nahm einen Stuhl, den ihm Jost mit schmunzelndem „hier Herr Doctor," präsentirte, worunter er seinen Hut in Sicherheit brachte.

Spickmann jun. hielt jedoch sein Auge auf diesen Hut, den er bei Schnepfes sonst tadellos elegantem Anzug für eine neue Mode hielt, die dieser im Voraus irgendwoher erhalten hatte, ehe sie im Journal erschien. Er wollte eben Erkundigungen darüber einziehen, als die Gesellschaft zur Wasserfahrt aufbrach, was Schnepfe für den Augenblick rettete.

Der Senator schiffte sich mit seiner Gesellschaft wie ein Doge von Venedig ein, wobei Jost den Pöller nochmals losbrannte.

Es war Schnepfe gelungen mit Emma in ein Boot zu kommen und er versuchte ihr eben eine Beschreibung der Oberelbe zu geben, als er an seinem Ohr die leise Frage vernahm: „woher Mode?"

Erschrocken drehte er sich um. Spickmann jun. saß hinter ihm und zeigte auf den unglückseligen Hut. Im ersten Augenblick wollte er das Ungethüm ins Wasser werfen, dann aber bedachte er, daß dies die Sache noch schlimmer machen würde und flüsterte dem Frager zu: „Geheimniß Hut, später erklären," worauf ihn Spickmann erstaunt anstarrte und nun noch zehnmal neugieriger war.

Sobald die Gesellschaft landete, nahm er deshalb Schnepfe bei Seite und setzte die Forschungen nach dem Hut fort.

„Verehrter Herr Spickmann," sagte Schnepfe geheimnißvoll. „Ich wundere mich nicht, daß einem Mann von Ihrem Scharfblick das Sonderbare dieses Hutes auffällt. Ich will Ihnen im Vertrauen mittheilen, was es damit für eine Bewandtniß hat, wenn sie mir das tiefste Schweigen versprechen."

Spickmann hätte nöthigenfalls auf den Knieen Schweigen gelobt, so neugierig war er.

„Nun denn, ich will Ihnen anvertrauen, daß dies ein Freimaurerhut ist!"

Spickmann sah den Hut an, als ob es eine Bombe wäre, deren Zünder rauchte.

„Diese Hüte," fuhr Schnepfe fort, „müssen wir Chargirte in den Tagen um den ersten Mai herum tragen. Wenn Sie wüßten, aus was für einem entsetzlichen Stoff sie gemacht sind, so würden Sie sich wundern. Dieser Hut ist, erschrecken Sie nicht, aus der Haut eines Verräthers an unserem Bund gemacht." —

Wäre, Spickmann jun. nicht gar so dumm gewesen, so hätte er bemerken müssen, daß Schnepfe ihn ganz erschrecklich zum Besten hielt.

Dieser erkannte jedoch seinen Mann gleich beim ersten Anblick und konnte schon etwas riskiren.

Spickmann hatte einmal abenteuerliche Dinge von den Freimaurern gehört und sah deshalb den Hut und den Doctor mit Entsetzen an, welches sich noch vergrößerte, als ihm Schnepfe mittheilte, daß er nun ein „Wissender" sei und nichts verrathen dürfe, „sonst! — — —"

„Dieser Hut heißt Müller, oder hieß so. Er wollte eben unser Geheimniß verrathen, als er — — — zum Hutmacher kam" — schloß Schnepfe mit furchtbarem Flüstern und Gesichtsausdruck, indem er sich dabei mit dem Zeigefinger um den Hals fuhr. — „Ich hoffe, daß niemals ein solcher Hut den Namen Spickmann führen wird," fuhr er warnend fort. „Wenn Sie mich deshalb in was immer für einer Verkleidung oder Beschäftigung in Hamburg treffen, so denken Sie, daß ich hinter einem Verräther her bin, und in meiner Maske nicht erkannt sein will."

Schnepfe glaubte sich auf diese Weise den Rücken frei zu halten, wenn er später ja einmal von Spickmann beim Barbieren getroffen werden sollte.

Diesem lief es indeß kalt den Rücken hinunter, wenn er bedachte, in welche Klemme ihn seine Neugierde nun brachte. Daß es mit dem Hut eine besondere Bewandtniß haben müsse, sah er gleich beim ersten Anblick desselben. Daß aber der Doctor ein so schrecklicher Kerl sei, hätte er nimmer geglaubt. — Er sah sich schon wegen einer unvorsichtigen Aeußerung in den Händen eines Hasenhaarschneiders, der ihm sein werthes Fell abzog und schoor, um ihn als s o l c h e n Hut unsterblich zu machen. — Er war beinahe ohne Appetit, als die Tischglocke die Gesellschaft zum Diner rief.

Es gab ein schwelgerisches Mahl, was schon die fünf verschiedenen Gläser anzeigten, die neben dem Wasserglase eines jeden Gastes standen und aus welchen ein langes spitzes Glas wie ein türkisches Minarett

hervorragte. Selbst Spickmann sen., der eine gastronomische Capacität war, ward zufriedengestellt und aß für drei.

Der Senator war Anfangs etwas finster anzuschauen, denn erstens wurmte es ihn, daß sich sein Bartkratzer als Doctor bei ihm einzuschleichen wagte, und zweitens war er zweifelhaft, ob man in der Küche den Befehl wegen den gelben Rüben von seiner oder der Senatorin Seite befolgen würde. Als die Suppe vorbei war und das Rindfleisch kam, erhellte sich jedoch sein Gesicht, denn Jost brachte dazu eine Schüssel seiner Lieblingsspeise, so daß auch er gute Laune bekam und die Gesellschaft heiter ward, bis auf Einen — den armen Henri, den Prinzen incognito, der um den Tisch gehen und sogar den Barbier incognito bedienen mußte.

Schnepfe fragte ihn nach Wasser.

„Ha! warte nur Schnepfe! Du sollst sehen, daß sich unter der Livree ein Gelehrter verbirgt, so gut wie Du selbst einer bist!" — Henri zeigte auf die Wasserflasche, welche hinter einem Blumenbouquet verborgen stand, und sprach dabei „hic häret aquam."

Schnepfe sah ihn erstaunt an. „Aquam? aquam??" murmelte er. „Thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie aqua." Henri war an den Unrechten gekommen, denn Schnepfe war ein sattelfester Lateiner. Bis zum Tod seiner Eltern hatte er die Schule in Zerbst besucht und dort war es ihm von puer und mensa auf der ersten, bis zum epicome auf der letzten Seite jenes verwünschten Buches eingebläut worden. Sein Vormund, ein Ziegelbrenner bei Dessau, hatte ihn dann zu einem Barbier in die Lehre gegeben, weil er glaubte, dies sei die erste nothwendige Stufe zum Doctor, und Schnepfe hatte auch dort sein Latein nicht rosten lassen.

Der Senator saß nicht weit von Schnepfe und hörte die Zurechtweisung Henris, dessen lateinische Brocken ihn immer schwer ärgerten. Schnepfe gewann bei ihm und er schmunzelte vergnügt.

In diesem Augenblick jagte aber die Senatorin Schnepfes Schiff auf eine verborgene Klippe zu, an der es leicht total scheitern konnte. Sie fragte ihn nämlich über seine Meinung im Betreff der Schädlichkeit, welche der öftere Genuß gelber Rüben haben solle.

Der Senator warf einen gespannten, lauernden Blick auf den falschen Doctor. Zum Glück war Schnepfe selbst ein großer Freund dieses Gemüses und bemerkte, daß der Senator eine ganze Schüssel davon zum Rindfleisch verzehrte. Er hielt deshalb der gelben Rübe eine große Lobrede. „Die Daucus carota," erklärte er, „ist für uns ein eßbares Gold, welches vom Thron bis in die Hütte gekannt und geschätzt wird und besonders für die liebe Jugend als Ambrosia betrachtet werden kann."

Er hatte die blinde Klippe übersegelt, ohne auf den Grund gerannt zu sein.

Emma holte tief Athem, denn sie fürchtete, er werde ihrer Mama zu Gefallen, die Rüben schlecht machen. Der Senator nickte einigemal mit dem Kopfe und warf einen zufriedenen Blick auf Schnepfe, während die Senatorin ein etwas schiefes Gesicht zog.

Man brachte so ziemlich alle Welttheile und die ganze Naturgeschichte über die Zunge und war bei den hohen Gläsern angelangt, wozu das Dessert herumgegeben wurde.

Auch Prinz Henri mußte Knackmandeln und Traubenrosinen herumtragen. Bei Schnepfe angekommen, sah dieser die Herrlichkeiten prüfend an, und fragte scherzend: „Ist das Alles was sie haben?"

„Omnibus meum, mecum porto," erwiederte Henri.

„Hm! es ist schon recht, daß Sie es für Alle herumtragen," lachte Schnepfe, „ich glaube jedoch, daß Sie sagen wollten omnia mea, und wenn das der Fall ist, dann lassen Sie sich von dem, der Ihnen lateinisch lernte, das Geld wiedergeben."

Henri fuhr mit seinem Brett ergrimmt ab und that den Schwur, es diesem Doctor zu gedenken. — Schnepfe hatte einen Feind! — —

Der Senator hörte Alles und schmunzelte stillvergnügt. „Dieser Schnepfe,“ murmelte er, „ist doch 'n verteufelter Kerl. Jost! bring mal dem Doctor eine frische Flasche Clicot, er hat nichts mehr,“ rief er diesem laut zu.

Schnepfe dankte ihm mit einer tiefen Verbeugung.

„Was sind Sie denn eigentlich für ein Doctor?“ frug ihn Emma jetzt scherzend. „Sind Sie ein Doctor, der die Leute todt macht, oder sind Sie einer, der ihnen weiß macht, Alles was ist, ist gut.“

„Ich mache die Leute todt, wenn sie es befehlen,“ erwiederte Schnepfe lachend.

„Und mache Hüte daraus,“ murmelte Spickmann jun. schaudernd.

„Haben Sie viele Patienten?“ fragte Madame Eiskuhl.

„Es ist nicht arg,“ antwortete Schnepfe ausweichend und dem Senator bittend anblickend. „Ich habe meist Präservativ-Kuren und muß mehr dafür sorgen, daß Nichts überhand nimmt.“

„Ah! dann sind Sie wohl der Doctor für die Auswandrerschiffe?“

„Richtig,“ fiel der Senator ein, froh, einen Platz für Schnepfe gefunden zu haben. — „Es ist mein Schiffsdoctor. — Es fällt mir gerade ein, daß ich etwas mit Ihnen zu besprechen habe,“ fuhr er gegen ihn fort. „Kommen Sie hernach mal mit mir in den Garten.“

„O weh!“ dachte Schnepfe, „dort will er mir den Pelz waschen.“

„Schiffsdoctor,“ dachte Spickmann jun., ihn mißtrauisch anblickend, „diese Freimaurer sind furchtbare Kerle, denn dieser Doctor ist doch blos als Schiffsdoctor hierher geschickt worden, damit ihnen Keiner nach Amerika entwischen kann, wenn sie Hüte brauchen.“ — Es stand jetzt bei Spickmann fest, daß alle untreue Freimaurer zu Hüten für die Meister verarbeitet würden. Er argwöhnte sogar, daß man sie auch zu Hosen=

trägern und Stiefeln verwende und seine Furcht vor dieser geheimen Gesellschaft ward immer größer.

„Wo haben Sie Ihr Atelier," wandte sich jetzt die Senatorin an Bernhart, der sich mit Selma unterhielt.

„Ich malte bisher in einem Salon in Streits Hotel, in der zweiten Etage," log Bernhart, „da jedoch jetzt der Fremdenverkehr bedeutend wächst, so habe ich ihn gestern aufgegeben, denn ich sollte nun monatlich dreihundert Mark dafür bezahlen, während ich im Winter nur fünfzig gab. — Ich will mir ein anderes Atelier suchen."

„Könnten Sie nicht unsere Villa, gleich hier an Ort und Stelle malen?" bemerkte die Senatorin und brachte durch den Vortheil, auf diese Weise einen eigenen Hofmaler zu besitzen, Madame Spickmann in eine kleine Verzweiflung.

Diese ließ sich jedoch nicht so leicht unterbringen, sondern entgegnete lebhaft:

„Sie nehmen mir da meine Idee von dem Munde weg, liebe Senatorin. Ich wollte eben dem Herrn Professor ein Atelier in unserer Villa an der Alster anbieten, worin er unser Landhaus malen könnte. — Das kleine Gewächshaus, weist Du!" wandte sie sich an ihren Mann.

„Bitte! ich habe die Vorhand," erwiederte die Senatorin, indem ihre Nasenspitze etwas zu glühen anfing; „der Herr Professor wird die Güte haben unsere Villa zuerst zu malen und zu dem Zweck den oberen Salon annehmen. — Du bist es doch zufrieden, Senator?" sprach sie zu diesen auf eine Art, welche keinen Zweifel an seiner Zufriedenheit zuließ.

„Ja wohl," knurrte dieser. „Wenn mir der Professor nicht auf meine Beete läuft, kann er hier abmalen was er will."

„Dann lege ich nach Ihnen Beschlag auf den Professor," schrie Spickmann sen., um den Anderen zuvorzukommen, denn, obgleich es sich

kaum erwarten ließ, daß einer der Fünfhunderttausendigen die Frechheit haben würde, den Maler zu engagiren, so konnte es doch geschehen und die Millionäre wären dann grausam blamirt gewesen.

Die Senatorin mochte auch so etwas denken und stand auf, wodurch das Diner als beendigt anzusehen und den übrigen Gästen die Gelegenheit abgeschnitten war, sich an officieller Tafel als Kunstmäcene zu erklären.

Die Kunstliebe an hoher Stelle ist jedoch ansteckend, gerade wie dies die Liebhaberei für Pferde, Hunde, Frauenzimmer, Jagd, Spiel oder Betstühle ist, für die nur eine Majestät Passion zeigen darf, um sie sofort dem sämmtlichen blauen Blut seines Landes einzuimpfen.

Es war daher eine ganz natürliche Folge der menschlichen Abstammung vom Affengeschlecht, daß Hanfmölcke und Eisenmölcke Bernhart im Garten bei Seite nahmen und jeder ein Bild zu „ein Ludoor“ bei ihm bestellte.

„Die Actien steigen,“ dachte Bernhart erfreut. — „Hier bin ich endlich unter kunstsinnige Leute gerathen.“

Armer Künstler! — Du wußtest nicht, daß der ganze Kunstsinn dieser Leute im Großthun gegen einander bestand. — Daß sie ein Bild von dir oder jedem anderen Künstler nicht geschenkt nehmen würden, wenn kein Goldrahmen darum wäre und sich im Stillen darüber freuen sollten, und daß sie dir dasselbe Bild mit dreitausend Thalern bezahlen würden, wenn eine recht öffentliche Großthuerei damit verbunden wäre. — —

Der Senator war vom Tisch aufgestanden und winkte Schnepfe, ihm in den Garten zu folgen.

Der unglückliche Verbrecher dachte „jetzt kommt die Zeche“ und schlich Herrn Eiskuhl nach.

Als dieser einen entlegenen Theil des Gartens erreichte, stellte er sich mit dem Rücken an einen Baum und betrachtete den

falschen Doctor ein Weilchen, indem er sich dabei eines Zahnstochers bediente.

Die weiße Hemdenbrust des Senators war in dem umgebenden Grün von besonderer Wirkung. Er sah aus wie ein Gletscher, der Lust hat sich auf einen Wanderer zu stürzen, welcher an seinem Fuße steht. — Er stürzte!

„Wissen Sie, das Sie ein verdammter unverschämter Bartkratzer sind?“ platzte er gegen Schnepfe heraus.

Dieser wußte es nur zu gut!

„Wie können Sie sich unterstehen, sich bei mir als Doctor einzuschleichen. — Verdammt noch mal, wenn nun Einer da gewesen wäre, den Sie gekratzt hätten?“

Schnepfe entschuldigte sich mit den Umständen, und daß er den Doctortitel nur zur Ehre des Senators angenommen habe, der ihn ja später selbst zum Schiffsdoctor machte.

„Na, is schon gut,“ knurrte Herr Eiskuhl. „Verstehen Sie etwas von der Doctorei?“ fragte er speculirend.

„Ich habe in Leipzig jede freie Stunde im Spital und in Collegien zugebracht, in die ich mich einschleichen konnte. — Etwas verstehe ich schon und wenn ich mein kleines Vermögen in den Händen hätte, würde ich sofort Medicin studiren.“

„Hm! — Wissen Sie was, ich expedire jeden Monat ein Auswandererschiff. — Sie fahren als Doctor mit, — bis — — Kuxhafen und kommen dann mit dem Dampfer wieder herauf. — Meine Schiffe haben dann einen Doctor und — — das Maul ist den Zeitungsschreibern gestopft, die immer von „Menschlichkeit“ schreien,“ schloß Eiskuhl für sich.

„Sie sollen jedesmal zehn Mark und freie Station haben,“ fuhr er fort. — „Wenn ich in der Stadt bin, barbiren Sie mich wie gewöhnlich, gelten aber im Hause für meinen Schiffsdoctor.“

Schnepfe nahm Alles mit Vergnügen an, denn er hatte eher eine Tracht Püffe, als dies erwartet.

„Gut," sprach der Senator. „Sie haben den Pomadenbengel mit seinen lateinischen Redensarten abgeführt." Hier platzte er bei der Erinnerung in ein Gelächter aus.

„Verstehen Sie Lateinisch?"

„Vollkommen," versicherte Schnepfe.

„Versteht der Pomadenbengel etwas davon?"

„Ich glaube nicht. — Er scheint einige Brocken aufgeschnappt zu haben, die er nun verkehrt anbringt."

„Gut," sagte der Senator, sich vorsichtig umblickend und Schnepfe auf die Achsel klopfend. „Kommen Sie öfter 'raus und mucken Sie den Kerl ab," — er lachte im ganzen Gesicht über die Aussicht. — „Wie nannten Sie doch die Möhren vorhin lateinisch?"

„Daucus carota," erklärte Schnepfe.

Der Senator zog sein Notizbuch heraus und notirte sich den Namen seines Lieblingsgerichtes. — Dann griff er in die Westentasche und zog etwas daraus hervor, was er seinem Schiffsdoctor mit den Worten: „ein Daraufgeld, und mucken Sie den Kerl ab," in die Hand drückte, worauf er sich ihm zunickend entfernte.

Schnepfe war bis über die Ohren roth geworden, als er ein Geldstück in der Hand fühlte. — Er hielt dieselbe noch lange geschlossen und überlegte ob er es einem Jungen am Strand schenken oder in die Elbe werfen sollte. — Es war dem Gefühl nach ein Vierschillingsstück. — Endlich öffnete er die Hand und erblickte fast mit Schreck einen Doppellouisd'or. —

„Das ist ein ander Ding," sagte er, tief Athem holend und das Gold einsteckend.

„Das kann man als ein Aufgeld annehmen. — Thut mir leid, ihr Jungen am Strand, das ist nichts für euch!" und er ging vergnügt den Stimmen nach, die im Garten laut wurden.

Die Stubborn'schen Töchter waren nebst einigen Nachbarn gekommen, um Senators mit ihren Gästen hinüberzuholen; den imaginären Doctor und Professor mit eingeschlossen.

Fünftes Kapitel.

Es wird Verschiedenes naß.

Wir sahen, wie Meister Wöllers dem ungastlichen Gestade den Rücken kehrte, und es in gerechtem Zorn verließ, um auf einem unbewohnten Eilande ein eigenes



Reich zu gründen und dort, nach Schiller, sein eigner Wirth und Gast zu sein, nur mit dem Unterschied, daß er den Schauplatz dieser Gastlichkeit einige tausend Fuß tiefer nach der Meeresfläche verlegte, als dies bei Schiller der Fall war.

Die Meisterin wollte eigentlich gegen das Inselreich protestiren, und glaubte überhaupt in dem Vorgefallenen eine gute Handhabe zu finden, an der sie die Wasserparthie anpacken könne. Wöllers sah jedoch so grimmig und seelöwenmäßig aus, daß sie sich das werthvolle Material für eine häusliche Predigt aufhob, und es erst noch besonders zurechtzumachen beschloß. — Es könnte ja noch mehr dazu kommen, dachte sie im Stillen.

Und es kam mehr dazu! Es sollte heute eine reiche Ernte für die Predigttexte der Meisterin blühen.

Meister Wöllers steuerte nach dem linken Elbufer hinüber, und ließ endlich das Boot auf eine jener mit Weidengebüsch und Schilf bewachsenen Sandbänke laufen, welche sich in der Nähe von Blankenese befinden.

In der Mitte derselben sah man einen trockenen Sandfleck, der ringsum von angeschwemmten Holz und Schilfstücken eingefaßt war, und die Stelle bezeichnete, bis wohin die gewöhnliche Fluth zu steigen pflegte. Wöllers zog das Boot noch mit einem Ruck auf den Strand, und begann dann die Ausschiffung der Vorräthe, welche er nach dem trocknen Platz trug. Nachdem er dort einige Steine zusammengesucht, welche schon von früheren Eroberern, ihrem rußigen Aussehen nach, zum Kochen gebraucht worden, stellte er einen Blechtopf mit Wasser darauf, suchte Holz und Rohr zusammen und befahl dann den Weibern, wie ein echter Caraïbenhäuptling, Thee zu kochen.

Während dies geschah, nahm er zwei Bänke aus dem Boot, machte ein paar Sandhaufen und legte sie darüber, so, daß im Augenblick ein Tisch improvisirt war, und zwar mit einer Gewandtheit, welche eine

lange Uebung voraussetzte. Hierauf deckte er die Hamburger Flagge als Tuch darüber und setzte in der besten Laune und mit der Geschicklichkeit eines Hoftafeldeckers alles Eß- und Trinkbare auf, was sich im Boot vorfand.

Der unglückliche Wöllers! Er schmunzelte über das stillvergnügte Kopfnicken, womit seine Frau ihn beobachtete. — Er wußte nicht, daß er Material über Material auf sein unseliges Haupt thürmte, daß die Meisterin im Stillen an die Vorübungen zu dieser Tafeldeckerei und an die unbekannten Gesellschaften, mit denen der Meister an solchen Tafeln gesessen haben mochte, dachte. — Er besann sich gar nicht darauf, daß er zu Haus niemals zu solchen Diensten zu gebrauchen war, so oft dies auch die Meisterin mit ihm versuchte. — Er baute fort an seinem eigenen Richtstuhl! — —

Der Thee war endlich fertig und man konnte zum Frühstück schreiten. Es fanden sich freilich keine Tassen vor, indeß waren einige Groggläser da, aus denen sich alles Mögliche trinken ließ. Nur kein heißes Pech, wie Chrischaan bemerkte. Es lag nun wohl weniger an dieser Bemerkung, daß sich die Meisterin auf ihn stürzte und ihn einigemal um die Insel jagte, als vielmehr daran, daß er die Milch vergessen hatte, die man jetzt in den Thee gießen wollte und die ihm nun zu holen befohlen wurde.

Dies war indeß bälder gesagt als gethan, denn die Ebbe war während der Zeit des Kochens so stark abgelaufen, daß das Boot vollkommen trocken auf der Seite lag, und wenn dies Boot einmal trocken lag, so blieb es gern liegen, wenigstens war seine gegenwärtige Besatzung nicht im Stande, es von der Stelle zu bringen.

„Hätte ich die Emma behalten," seufzte der Meister, „dann ginge es wohl. Aber mit der „Auguste" ist nichts anzufangen."

Man darf nicht glauben, daß Wöllers mit diesen Worten etwa eine frühere Geliebte meinte, die er an die Stelle seiner Auguste, der

Meisterin, wünschte. Er sprach nur von seinen Fahrzeugen, wie er dies oft that, wenn er im Baumhaus unter den Kapitäns und Steuerleuten saß, wo er die Schiffsberichte studirte und nach dem Wind sah.

Mit diesen Fahrzeugen hatte er allerdings viel Aerger gehabt. Da war die „Emma" fürchterlich „rank", so, daß er mehrmals nahe daran war, damit zu „kentern." Wenn nun die Steuerleute und vielleicht auch die Leser vermuthen sollten, daß die Emma eine Brigg oder gar ein Barkschiff gewesen, so würde sie Meister Wöllers ganz ruhig in diesem Wahn lassen, ja sich selbst die Emma etwa zweihundert Mal vergrößert und mit Masten und Takellage versehen in's Gedächtniß zurückrufen. Wir müssen jedoch dem Leser verrathen, daß die Emma ein altes englisches Klinkerboot von dreizehn Fuß Länge war, welches an einer unheilbaren Wassersucht litt, und durch seine ungemeine Neigung zum Umwerfen allerdings die Bezeichnung „rank" verdiente.

Außerdem zwang es den Meister zum fortwährenden Kalfatern, und war eigentlich weniger aus Planken, als aus fortlaufenden Lecken zusammengesetzt. Eine Fahrt ohne einen Vorrath von Werg und Pech in diesem bösartigen Ding wäre offenbarer Selbstmord gewesen, und die einzige gute Eigenschaft, welche es besaß, war die, daß es zwei Mann bequem forttragen konnten, so daß es sich eigentlich mehr zu Land- als Seereisen eignete.

Da jeder Sonntag den Meister auf der Elbe fand, so sah ihn jeder Sonnabend bei seinem Boot Angstschweiß vergießen. Hatte er sich mit dem Lehrjungen über die Elbe gerudert, ohne unterzugehn, so schleppte er die Emma auf den Strand, wo sie mit dem Kiel himmelwärts gekehrt ward. Chrischaan begann dann Pech zu sieden, während der Meister eine Brille auf die Nase setzte und alle neu entdeckbaren Fugen mit Werg verklopfte, worauf man die Stellen mit heißem Pech verschmierte, was vom Meister mit einem wirklichen Theerquast, vom Lehrjungen jedoch mit einer alten Zahnbürste ausgeführt wurde.

Chrischaan that zwar einmal die Frage: „ob es nicht besser wäre, gleich den alten Kasten ganz mit Pech auszugießen?“ Diese frivole Aeußerung über die Emma hatte ihm jedoch eine Ohrfeige eingetragen, weßhalb er später solche Dichtmachungsprojecte für sich behielt. Waren dann Sonnabends einige Pfund Pech und Werg verbraucht, und Meister und Lehrjunge bis an die Ohren voll Theer geschmiert, so war für Beide Hoffnung vorhanden, den Sonntag zu überleben.

Endlich bekam jedoch der Meister das ewige Pechkochen satt, und da es ihm gelang, die Emma einem unglücklichen Jüngling von der Handlung aufzuhängen, der nun fortan ein Leben zwischen Pechkochen und Ertrinken führte, so schaffte er sich ein tüchtiges starkes Boot von zolligen Planken und zwanzig Fuß Länge an, welches fünfzehn Personen und einen derben Puff vertragen konnte, ohne leck zu werden.

Dieses Boot, „die Auguste“, wie es zu Ehren der Meisterin getauft wurde, war nun allerdings dicht und sicher. Es gehörten jedoch stets vier Mann dazu, um es gegen den Strom zu bringen, und wenn es einmal auf dem Strand lag, so brauchte man wenigstens ihrer acht, um es gewaltsam in's Wasser zu schleppen. Meister Wöllers behauptete, daß niemals ein Ding in der Welt mehr Aehnlichkeit mit seiner Frau gehabt, als dies Boot. — Er meinte damit jedenfalls im Punkte der Lenksamkeit und seufzte deshalb nach der verlassenen Emma.

Man hätte glauben sollen, daß die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher der Meister sein Lieblingsboot nach seiner Gattin benannte, einen Anklang in dem Herzen dieser Dame finden würde. — Aber keine Spur davon. Wöllers blieb für sie ein Seeungeheuer, welches im Stande war, sein Weib an einen Angelhaken zu stecken, um Schellfische oder Kabeljau mit ihr zu fangen. — Was war auch von einem Mann zu erwarten, der sich jeden Sonntag und auch oft in der Woche auf dem Wasser umhertrieb, und dem es nie einfiel, sein armes Weib irgendwohin spazieren zu führen, wo man „anständige Menschen“ traf. Die Meiste-

rin hatte auch deshalb auf Alles, was zum Wasser gehörte, einen grimmigen Haß geworfen, und hätte gern ihre Namensschwester, „die Auguste“, zum Kaffeekochen verwendet, wäre dies nur irgend möglich gewesen.

Da sich also die Auguste nicht vom Fleck bringen ließ, so mußte man den Thee ohne Milch trinken und statt dessen Rum hineingießen, was nach Gevatter Schünemann's Ansicht auch kein Unglück war. Die Wasserluft hatte übrigens den Appetit der Gesellschaft sehr geschärft und man sprach dem Frühstück, wie die alten Römer um den Tisch liegend, tüchtig zu. Auf einmal ließ jedoch die Meisterin Messer und Gabel fallen und sah sich erschrocken unter den Anwesenden um. Dann sprang sie auf, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rannte wie wahnsinnig rund um die Insel.

„Da haben wir es nun!“ schrie sie dabei. „Da hat ja nun dieser Unmensch seinen Willen mit seiner verfluchtigen Wasserfahrerei! — Er ist weg! er ist weg!“ und dabei suchte sie nochmals Schilf und Weidengebüsch durch und rannte wie wahnsinnig am Wasser umher.

Alles war verblüfft und wußte nicht, welche Laune sich der Meisterin bemächtigt hatte. „Wer zum Düwel ist denn weg!“ schrie Wöllers ärgerlich. „Vielleicht der Sonnenschirm“, meinte Gevatter Schünemann kauend.

„Wer weg ist?“ schrie Madame Wöllers, mit fliegenden Haaren auf den Meister zustürzend und ihn am Kragen packend und schüttelnd. „Wer weg ist? fragt dieses Ungeheuer!“ wandte sie sich an die Uebrigen. „Dein Sohn ist weg, der Georg! Der arme Wurm, der jetzt wahrscheinlich von Deinen Freunden, den Fischen, gefressen wird!“

Ein ungeheurer Schreck fuhr Allen in die Glieder. Gevatter Schünemann wär' beinahe an einem Stück Mettwurst erstickt, welches er eben hinterschlucken wollte. Alles sprang auf und rannte wie wahnsinnig auf der Insel umher, wo der kleine Georg allerdings

nirgends zu finden war. Er war noch kurz zuvor mit einem großen Glas Thee mit Rum und Zucker, dem man eigentlich mehr den Namen Grog beilegen konnte, beschäftigt, und sehr lustig gewesen, nun aber spurlos verschwunden.

Wöllers und Schünemann rannten wie besessen am Wasser umher, und hätten sich gern kopfüber hineingestürzt, wenn sie nur gewußt wo. Es war aber keine Spur von Georg zu entdecken. Es schwamm weder ein Hut, noch ein Schuh, noch sonst Etwas von ihm umher. Nichts! — Die Fluth lief so ruhig dahin, als wär' nie ein Kind in ihr untergesunken.

Die Insel war von Madame Wöllers schon mehrmals jammernd durchsucht, als sie Etwas entdeckte, was sie in die höchste Wuth brachte. Es war Chrischaan, der unglückliche Chrischaan, der doch eigentlich auf Georg hätte Acht haben müssen, wie der Meisterin jetzt klar wurde, und der statt dessen im süßen ruhigen Schlaf auf einem Polster von angetriebenem Rohr lag, welches er sich unter einem Weidenbusch zurechtgemacht hatte.

War es nun Zufall oder hatten ihn die steten Scalpirungsversuche der Meisterin die Vorsicht brauchen lassen, seinen Kopf so zu legen, daß er nicht gut bei den Haaren gefaßt werden konnte, es war dieser richtig so unter die Zweige des Busches gesteckt, daß es der Meisterin nicht möglich ward, in sein Haar zu greifen. Sie packte ihn deshalb bei den Beinen und zerrte und rüttelte daran, indem sie schrie: „wo hast Du den Georg gelassen! Gleich schaffe ihn oder ich bringe Dich um! Wo ist der Geooorg!“ schrie sie nochmals, als Chrischaan sie aus den Zweigen schlaftrunken ansah, ohne jedoch herauszukommen.

„Ach, der liegt gut aufgehoben“, sagte Chrischaan gähnend im höchsten Gleichmuth.

Das war denn doch zuviel für das Gebieter- und Mutterherz, und die Meisterin fiel mit einem Wuthgeschrei über Chrischaan her, der sich

in klug berechneten passivem Widerstand nur tiefer unter die Weidenzweige schob, seiner Angreiferin nicht viel mehr als die Stiefelsohlen preisgab und sich darin die Nägel festhämmern ließ, was indeß die Meisterin bald einstellte, da dies Geschäft mit den bloßen Händen etwas beschwerlich ist.

Im selben Augenblick packten Wöllers und Schünemann, durch das Geschrei der Madame in Verzweiflung gebracht, das Boot an, und rissen und schoben mit Aufgebot aller Kräfte daran, um es ins Wasser zu bringen, wozu sie ein schauerliches: „O Hip! O Hoooiiip!“ heulten, wie es die Matrosen bei dergleichen Gelegenheiten erschallen lassen. Dazu schrie nun Chrischaan Zeter und Mord, die Meisterin schrie Rache und die Uebrigen gaben solche Jammerlaute von sich, daß ein Vorbeischiffender glauben konnte, er sei an der Insel der Verdammten.

In dies Conzert mischte sich plötzlich die Stimme des kleinen Georg, der seinen Kopf aus der Luke der Plight steckte, die sich im Bug des Bootes befand, und wohin ihn Chrischaan vorher zum Schlafen gestaut, um sich ohne Sorgen unter die Weiden zu legen. — Der kleine Wöllers kam gerade so brüllend aus der Luke, wie er heut Morgen dem Fiaker entstiegen war, nur daß er da am Rockschoß des Vaters baumelte.

„Gott sei Dank!“ sagte der Meister erschöpft und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. „Da is Dein Jung!“ schrie er seiner Frau zu, die sofort von Chrischaan abließ und ihren theuren Sprößling in die Arme schloß, während Wöllers feierlich erklärte, daß ferner nie und nimmermehr eine solche „Göhre“ mit auf das Wasser genommen werden dürfe. — Man beruhigte sich wieder, beschloß eine neue Theeauflage zu machen und setzte sich um den Tisch.

Nur Chrischaan blieb unter seinem schützenden Busch. Er traute der Meisterin nicht, denn er wußte zu gut, welchen Schaden sie sich

an seinen Stiefelsohlen gethan. Wenn Chrischaan alle Prügel zusammenaddirte, die ihm die Elbe oder vielmehr das Herumfahren auf derselben schon einbrachte, so mußte eine recht hübsche Summe herauskommen, und es war wirklich zum Verwundern, daß er noch so viel Lust zum Schiffsjungendienst zeigte und nicht lieber im Schatten der Schneiderwerkstelle blieb. Das Wasser besitzt aber eine zu verlockende Eigenschaft für Diejenigen, welche sich erst eine Zeit lang darauf herumgetrieben haben. Es kann ihnen noch so viel Aerger und Leid anthun, sie mögen es noch so viel verschwören, immer müssen sie wieder hinaus und sich auf dem launischen Element wiegen.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß die Leute auf und am Wasser mehr als sonstwo zu Grobheiten und Prügeleien geneigt sind. Ich hatte ein paar Bekannte, welche auf dem Lande die liebevollsten und zärtlichsten Freunde waren, sobald sie jedoch mit einander auf dem Wasser fuhren, dauerte es keine halbe Stunde, bis sie sich die größten Grobheiten sagten und hart an einer Prügelei waren.

Die Prügel, welche jährlich auf dem Ocean ausgetheilt werden, gehn ins Millionenfache. Ja, es scheint fast die Regel „je mehr Wasser, je mehr Prügel", zu existiren, denn es ist festgestellt, daß Kapitän und Steuerleute höflicher werden, wenn die Ankerketten wieder eingeschackelt sind und sie ein Flußrevier erreichen.

In der letzten Zeit hat sich indeß der Zustand der Matrosen und Schiffsjungen auf den deutschen Schiffen, was die Prügelei betrifft, bedeutend gebessert. Man hat der Menschlichkeit Rechnung getragen und einige rohe Kapitäne und Steuerleute in das Zuchthaus gesteckt, weil sie die Jungen zu stark mißhandelten. Der deutsche Matrose arbeitet sich aus dem Sumpf der früheren Völlerei heraus, und findet zum großen Theil Geschmack an besseren Vergnügungen. Ich sah vor mehreren Jahren bei Kuxhaven einem rohen Kapitän, der einem Matrosen einen Hieb gab, von diesem eine so kolossale Ohrfeige verabreichen, daß

sich der Kapitän auf das Deck setzte und später mit seiner Klage abgewiesen wurde, weil er keine Erlaubniß zum Schlagen besaß.

Ich erhalte von meinem Sohn in China eben Nachricht, daß die Steuerleute, welche sich an den Matrosen vergreifen, regelmäßig krumm und lahm geschlagen werden, ohne daß der Dienst darunter leidet, kurz, „wir deutschen Matrosen wollen“, wie mir mein Sohn schreibt, „keine Schiffsknechte mehr sein, sondern Seeleute, welche einen Stolz darein setzen, anständige und gebildete Seeleute zu sein. Deshalb thut Jeder Alles, was in seinen Kräften steht, und thut es gern und mit äußerster Anstrengung. — Aber dann Güte gegen Güte und Hieb gegen Hieb! — Sei es nun unser Kapitän oder der Kaiser von China, wer uns einen Hieb versetzt, kriegt drei wieder, und wer die beste Faust führt, bleibt oben.“ — Wenn doch diese Ansicht nicht nur auf dem Wasser, sondern auch auf dem Lande eine allgemeine würde. Strenge und ehrliche Pflichterfüllung, aber auch für jeden ungerechten Hieb drei gerechte zurück! — Es würde bald besser in der Welt werden! — —

Madame Wöllers hatte auf ihren Schreck ein wenig viel Thee mit ein wenig viel Rum getrunken und wurde sehr müde. Gevatter Schünemann machte ihr deshalb ein Lager von Rohr zurecht, worauf sie auch bald unter einem leisen Gewimmer über ihren Mann entschlief, indem sie ihren Jüngsten dabei im Arm festhielt. Die anderen Damen lagerten sich neben sie und bald stieg ein lautes Schnarchen von dem Eiland auf, von welchem noch kurz vorher das Jammergeschrei gen Himmel klang.

Chrischaan war auch wieder entschlummert, und Wöllers und Schünemann hatten jeder eine Angelruthe hervorgeholt, und saßen wie steinerne Figuren am Wasser, indem sie ihren Kiel beobachteten.

Ein recht unterhaltendes Vergnügen, stundenlang so dazusitzen und eine Stange hinauszuhalten, wobei man auf einen Fisch wartet, der die Gefälligkeit haben soll, einen Wurm ins Maul zu nehmen, der einen

Angelhaken im Leibe hat. Zieht es dann nach vielen Stunden einmal den Kork hinab, so schleudert der Geduldige triumphirend einen — alten Pantoffel oder Baumzweig ans Land, den der Strom an den Haken trieb, oder zieht im günstigsten Fall ein Fischlein von zwei Loth heraus, aus dem Abends in der Stammkneipe ein Zander „so lang" wird.

Die beiden Angler saßen etwa eine Viertelstunde dort, als Schünemann einige Versuche machte, mit dem Kopf voran in die Elbe zu purzeln, wohin die Spitze seiner Angelruthe schon längst gesunken war. Nach jedem solchen Versuch sah er sich etwas erstaunt um, und richtete dann seine Aufmerksamkeit wieder auf den Kork, worauf er jedoch bald einzuschlafen begann, was ihm endlich eben so vollständig gelang, wie seinem Freund, der schon lange selig entschlummert war.

Das ganze Inselreich lag in gesundem Schlaf und sog die frische herrliche Wasserluft ein, die leise vom Westen heraufstrich. Die Ebbe lief immer noch ruhig hinab. Die Sonne schien fast zu warm, und nur stromabwärts waren einige Wolken zu sehen, welche langsam aufstiegen.

Ein Finkenwerder Fischerkahn, dessen zwei Ruderer im halben Schlummer auf ihren Riemen lehnten, trieb träge mit dem Strom vorbei. Als der eine Fischer, ein altes wetterbraunes verschmitztes Gesicht, das Boot auf dem Strand und die Schläfer auf der Insel erblickte, stieß er seinen Kameraden an, und nickte nach der Insel hinüber. Die Beiden steckten darauf, ohne ein Wort zu wechseln, ein Stück Netz, welches im Boot lag, unter ihre Ruder, und trieben das Boot lautlos hinter die Weidenbüsche, wo sie es an den Strand legten.

Hierauf krochen sie auf allen Vieren zuerst nach dem improvisirten Tisch, den sie vollständig abräumten und dessen noch ziemlich starke Vorräthe sie in ihr Boot schafften, wobei sich ihre breiten Mäuler schmunzelnd bis an die Ohren zogen.

Dann krochen sie nochmals zurück und ließen ihre Luchsaugen um-

herschweifen, um zu sehen, ob sich nicht noch Etwas fände, was sie gebrauchen könnten. Und sie konnten viel gebrauchen, z. B. die eisernen Ruderdollen aus dem Boot, den Bootshaken, zwei Riemen, einen Tweil, alles vorhandene Tauwerk, und schließlich noch den Segel. Sie hätten auch gar zu gern die Kette losgemacht, wenn dies ohne Geräusch möglich gewesen wäre. . Zu ihrem tiefen Bedauern mußten sie dieselbe am Boot lassen, verschmähten jedoch nicht, Meister Wöllers Stiefeln und Rock dafür anzunehmen, welche dieser abgelegt hatte. Auch den Plaid und Sonnenschirm der Meisterin und zwei Regenschirme packten sie mit ein, ließen jedoch einige Damenhüte verächtlich liegen und krochen nach ihrem Boot zurück, als es nichts mehr mitzunehmen gab, sie hätten denn die Schlafenden unbemerkt ausziehen müssen, zu welcher strandrechtlichen Fertigkeit sie aber noch nicht gelangt waren.

Lautlos, wie sie gekommen, entfernten sich die beiden Spitzbuben und ruderten herzlich lachend nach Finkenwerder hinüber, denn einen solchen vorzüglichen Fang hatten sie lange nicht gemacht. Als sie weit genug von der Insel entfernt waren, legte der alte Seeräuber sein Ruder hin, ergriff eine Flasche und that einen so langen Zug daraus, daß sein Gefährte ängstlich danach greifen wollte, da sich ihr Boden mehr und mehr gen Himmel wandte. Der Alte setzte jedoch selbst ab, weil er nothwendig Athem holen mußte. „Se wird sich pannig freuen, wenn se upwacht", sagte er grinsend, indem er die Flasche dem Andern hinreichte. Der Gedanke an das Erwachen der Insulaner hatte so etwas Erheiterndes für die beiden Finkenwerder, daß sie sich vor Lachen schüttelten, und dann erst wieder nach ihren Rudern griffen, um nicht zu spät zu ihren Lieben heimzukommen.

Die glücklichen Schläfer auf der Sandbank waren ohne Ahnung von dem Besuch, den ihnen Peter Wübbe und Sohn, Fischer auf Alles, was sich auf, in und an der Elbe finden ließ, abstatteten. Peter Wübbe Vater hatte längst den Rock und Peter Wübbe Sohn längst schon die

Stiefeln des Meisters angezogen, um darin nach der Schenke zu gehn, als die Gesellschaft noch im tiefsten Schlaf lag.

Der erquickende Wind blies stärker aus Westen und milderte die Hitze, brachte aber auch eine Wolkenmasse mit herauf, welche etwas bedenklich aussah und mit Eintritt der Fluth eine kleine Hagelböö versprach. Der April konnte es, trotzdem er dies Jahr ganz den Charakter des Mai angenommen, nicht lassen, zuletzt noch einen seiner beliebten Streiche zu machen, und sich dazu den Sonntag auszusuchen, um sein Müthchen an den Spaziergängern zu kühlen.

Es ist sonderbar, wie der Eintritt der Fluth an den Seeküsten ein anderes Leben in die Natur bringt. Es scheint, als ob mit der zunehmenden Ebbe Wind und Wasser nach und nach einschliefen, bis mit dem todten Wasser, d. h. in der Zeit wo der Strom zwischen Ebbe und Fluth etwa zehn Minuten still steht, um sich zu besinnen, ob er noch weiter abwärts oder wieder hinauflaufen soll, eine gänzliche Ruhe eintritt. (Vorausgesetzt, daß überhaupt ein ruhiger Tag ist.) Weht elbabwärts ein starker Ostwind, der lange anhält, so kann man die Bemerkung machen, daß bei eintretender Fluth der Strom fortwährend hinabläuft, während das Wasser doch steigt, freilich oft nicht zum Drittel oder zur Hälfte des gewöhnlichen Fluthstandes, der sich in der Gegend von Hamburg etwa sechs bis acht Fuß erhebt. Kommt der Wind jedoch mit der Fluth, so wird das Wasser lebendig, es treiben lustige Wellen gegen den Strand und der Schlaf der Natur ist vorbei.

So kam es auch jetzt. Sobald die Fluth eintrat, wurde der Wind lustiger und machte sich den Spaß, Wöllers Hut fortzuwehen und ihn quer über die Insel in die Elbe zu kollern, wo er vor Topp und Takel treibend, eine Fahrt auf eigene Hand nach Hamburg zu unternahm. Wöllers fuhr zwar aus dem Schlaf auf und rannte mit der Angelruthe hinterher. Er konnte jedoch nur zusehen, wie der Segler in das Schilf einer naheliegenden Insel getrieben wurde, die etwa hundert Schritt

stromaufwärts lag. Indem er sehnsüchtig hinübersah, huschte plötzlich Schünemann's Hut ebenfalls bei ihm vorbei und dem andern nach. Wöllers führte zwar einen Hieb mit der Angelruthe nach ihm, traf aber nur den Sand oder hätte beinah dem Gevatter Eins übergezogen, der unmittelbar hinter dem Ausreißer herkam. Die beiden Hüte hatten sich indeß, wie zum Hohn, in das Schilf gelegt und blieben auch voraussichtlich dort liegen, bis die Fluth so hoch gestiegen war, daß sie durch die Spitzen des Rohres weiter segeln konnten.

Wäre das Boot flott gewesen, so war es ein Leichtes, die Ausreißer in ein paar Minuten wieder zu erlangen. Da dieselben jedoch schon lange vorher wieder im Fahrwasser sein konnten, um von Jemand aufgefischt zu werden, so war guter Rath theuer.

„Weißt Du was, Gevatter", begann Wöllers leise, „Du schwimmst ja wie ein Fisch und badest Dich im Winter in der Elbe. Zieh' Dich schnell aus und hole die Hüte. — Mach' nur keine Umstände, das Wasser ist für Dich warm und die Frauenzimmer schlafen unter den Büschen fort, wo sie der Wind nicht genirt!"

Schünemann, der sich auf sein Schwimmen etwas zu Gute that, warf einen bedenklichen Blick nach den Schläferinnen. Da jedoch die Sache Eile hatte, und er die Fluth, gegen die er zurückschwimmen mußte, nicht noch stärker auflaufen lassen wollte, so streifte er schnell allen Nanking von sich, zog das Hemd über den Kopf und schwamm im nächsten Augenblick nach den Hüten hinüber, die er bald erreichte, übereinander auf den Kopf setzte, und sie mit den Gummischnuren festband.

Wöllers, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zugesehen hatte, wurde plötzlich durch einen Platzregen aufgeschreckt, der sich mit Hagel und Graupelwetter vermischt, ohne alle Vorrede über die Gegend ergoß. Die Wolken waren mit Wind und Fluth ganz unbemerkt heraufgekommen und schütteten nun ihren Inhalt so unerwartet und eilig herab, daß die

Schlafenden mit einem Schreckensgeschrei in die Höhe fuhren und halb durchnäßt waren, ehe sie noch ordentlich munter wurden.

Die noch eben so stille Insel war jetzt der Schauplatz des Jammers, denn es gab keinen Fleck, wo man vor dem Regen Sicherheit finden konnte, der wie aus Kannen heruntergoß und mit Hagel vermengt war. Die Zweige der Weidenbüsche trugen noch zu schwaches Laub, um einen Schutz zu bieten. Das Boot war zu schwer, um es umzukehren und darunter zu kriechen, auch lag es noch außer der Fluth, die Regenschirme waren verschwunden, und es blieb nichts übrig, als des Himmels Zorn ruhig über sich ergehen zu lassen. Mußten alle Andern diesen tragen, so mußte der Meister außerdem noch den Privatzorn seiner Gattin auf sich nehmen, welche unter dem improvisirten Tisch hervor eine schauerliche Verfluchung aller Wasservergnügungen wimmerte, während Wöllers Rock und Stiefeln suchte, und endlich an den fehlenden Segeln und Rudern entdeckte, daß er bestohlen war.

Ein neues Zetergeschrei der Damen veranlaßte ihn, sich vom Boot wegzuwenden. Schünemann, der dem Wasser entstiegen, vom Hagel gepeitscht in der Verzweiflung, und seine paradiesische Tracht vergessend, nach seinen Sachen rannte, war die Ursache. Hätte er es wie Ulysses gemacht und wenigstens mit nervigter Rechten einen Zweig gepflückt oder nur einen Hut in die Hand genommen, aber so brach er ganz rücksichtslos hervor und griff nach seinen durchnäßten Kleidern. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, sie auf der Schwimmparthie abzulegen, wenigstens hätte er sich die unendliche Mühe erspart, welche ihm das Anziehen der glitschnassen Sachen verursachte, die er endlich unter fortwährendem Regenguß auf den Leib brachte.

Er spielte eine höchst lächerliche Figur, denn sah er früh noch wie ein respectabler Bambusstock aus, so glich er jetzt auf's Haar einem zerknickten, mit Wachstaffet überzogenem Besenstiel, den man als Vogelscheuche in den Sand gesteckt hat.

Am meisten war der arme Wöllers zu bedauern, der ohne Rock und Stiefeln am Boot stand, um die Einschiffung seiner racheschnaubenden Gattin zu besorgen. Was half es ihm, daß Chrischaan vor der Hand als Blitzableiter diente und einen guten Theil Grimm der Meisterin auf sich nehmen mußte, weil er geschlafen hatte wie die Spitzbuben da waren, weil er das Wetter nicht verhinderte zu kommen, weil er sich in den Sand eingegraben hatte und trocken geblieben war, alles Verbrechen, deren jedes mit etwa fünftausend Haaren bezahlt wurden. Er (Wöllers) entging seinem Geschick doch nicht und mußte später ein eheliches Kielholen erwarten.

Es war nur ein großes Glück, daß Peter Wübbe wenigstens ein Ruder mitzunehmen vergessen, sonst wäre das Fort oder wenigstens das Ankommen sehr problematisch gewesen. Eine Ruderdolle fand sich auch noch vor, so daß Wöllers das nun flotte Boot vorwärts steuern und wricken konnte. Da stand er denn am Steuer und lootste das Fahrzeug nach Hamburg hinauf. Ein armer Sünder, der seinen Richter und Henker eigenhändig nach dem Richtplatz kutschirt.

Die Gesellschaft, welche sich von der Villa Eiskuhl nach Stubborns begab, war bald in zwei Theile geschieden, deren jüngerer sogar über die Grenze ausbrach und in den benachbarten Garten des Kühnmann'schen Landhauses, aus dessen grünumwachsener Veranda lustiges Lachen erschallte, durch den lebendigen Zaun seinen Weg fand.

Da sich die Alten von Geschäften unterhielten, so wollten die jungen Leute musiciren. Das Piano war aber dermaßen verstimmt, daß man bald davon abstand, besonders als ein neuer Gast eintraf, der für Stubborn einen Auftrag mitbrachte, durch den er ihn etwas zu ärgern dachte, denn erstens konnte er Stubborn nicht leiden, und zweitens hatte

er heute selbst einen „Mordsärger“ gehabt, von dem er Jemanden etwas mittheilen mußte. Deshalb kam er auch gerade am Sonntag Nachmittag.

Es war der Assecuranzmakler Vollmann, derselbe, welcher Bernhart Sonntags sein Boot zur Disposition gestellt, weil er an diesem Tag in der Regel frühstückte, wozu er mit seinen Freunden die Stunden von Vormittags zehn bis Abends zehn Uhr brauchte. Heute war ihm indeß sein Frühstück derartig verunglückt, daß er von den eingeladenen Freunden auf's Furchtbarste verhöhnt, die Flucht ergreifen, und sich von der hohen Luft nach Neumühlen retten mußte.

Es war von seiner Seite ein Krebsfrühstück arrangirt gewesen. Er wollte dies eigentlich am ersten Mai, dem Anfang der Krebsmonate, geben, benutzte jedoch den Sonntag vorher dazu, weil er fürchtete, die aus allen Weltgegenden verschriebenen Krebse würden sich nicht bis zum ersten Sonntag des Mai halten. Er hatte die Sache auch ganz richtig berechnet, denn als er seine Gäste in den Frühstückssalon führte, wo sein Diener die angekommenen Schaalthiere auspackte und arrangirte, empfing sie ein so fürchterlicher Gestank, daß sie eine Weile vor Erstaunen regungslos stehen blieben, um den Diener anzustaunen, dessen Nase mit einer Holzklammer versehen war, und dann Alle hinauszustürzen und über den armen Vollmann herzufallen, weil er seine Gäste nicht auch erst mit solchen Klammern ausgestattet.

Vollmann nahm den Diener vor und fragte ihn, nachdem er ihm eine lange Reihe zusammengesetzter Thiernamen beigelegt, wie er so toll sein könne, solch stinkiges Vieh aufzustellen. Der Diener entschuldigte sich damit, daß er geglaubt, es sei wie bei dem Wildpret, was ja der Herr Prinzipal nicht stinkig genug kriegen könne. Dies gab den Freunden neuen Stoff zum Spott, so daß Herr Vollmann endlich, trotz seines Bäuchleins, über den Zaun sprang und, den Weinkellerschlüssel unter die Spötter werfend, entfloh.

Es war auch jammerschade um das Frühstück. Da waren Hummern aus Norwegen von der Größe einer Elle, aber auch leider alle verdorben und mit entsprechendem Gestank. Dann kamen die Taschenkrebse aus der Nordsee, welche einen Fuß im Durchmesser hielten, dann die Seespinnen von Triest ebenso groß, aber mit ellenlangen Beinen, dann die Berliner Krebse als Mittelding, was den Gestank betraf, jedoch den Hummern nichts nachgebend, und endlich als letztes Glied der Krebskette, die blaßrothen Wismarschen Krabben, zwar noch frisch, aber im allgemeinen Gestank mit untergehend.

Man konnte es dem guten Vollmann nicht verdenken, wenn ihn ein solches Malheur mit Grimm erfüllte, denn morgen waren die faulen Krebse an der Börse und knippen ihn, deshalb mußte er noch heute seinen Aerger an Jemand auslassen. Er wußte dazu keinen Besseren als Stubborn, und richtete seine Schritte zu ihm.

„Entschuldigen schon, wenn ich gerade im Vorbeigehen heute von Geschäften spreche", begann er nach den ersten Begrüßungen. „Brauche es Ihnen aber dann morgen nicht erst zu sagen und können gleich Ihre Dispositionen treffen, ehe Sie zur Börse kommen. — Komet ist hin. Total pfutsch!! — Ward vom Kapitän Bold von der Atlanta sinkend und von Mannschaft verlassen in der Sundastraße getroffen und sank vor seinen Augen. Brachte noch Chronometer, Kompaß und Loggbuch mit. Komet scheint gejagt worden zu sein, wie aus den Bemerkungen der letzten Wache hervorgeht. — Von Mannschaft keine Spur. Ist mit Mann und Maus verloren und Assecuranz muß Ihnen zahlen. — Director sagte mir aber noch gestern Abend, soll Ihnen sagen, daß er kein Schiff mehr von Ihnen annimmt. Ist drittes Schiff in drei Jahren. — Zu viel Pech!" —

Hier schwieg Herr Vollmann und trocknete sich die Stirn, während Alle Stubborn theilnehmend ansahen, der starr vor sich hinblickte, nachdem ein blitzschnelles Lächeln um seine Mundwinkel zuckte. Vielleicht

ein Lächeln der Verzweiflung, über das Schicksal der Mannschaft — vielleicht auch ein Lächeln über das gute Geschäft, das ihm aus dem Unglück des Schiffes erwuchs.

Vollmann hatte ein Weilchen in verdrießlichen Gedanken gesessen und brach dann plötzlich in die Worte aus: „Verfluchte faule Geschichte! — faul! faul! — Alles faul!!“ worauf er wieder in stilles Brüten verfiel.

Ueber Stubborns Gesicht flog ein schreckbares Erstaunen, womit er Vollmann einige Augenblicke anstarrte. Dann ließ er seine Augen über die Gesichter der übrigen Anwesenden laufen und holte tief Athem, indem er langsam fragte: „wie — meinen — Sie — das?!“

Vollmann sah ärgerlich auf und sprach: „Na! morgen weiß es ja doch die ganze Börse, warum soll ich's Ihnen heute nicht selbst sagen, meine Herren“, und nun erzählte er sein Krebsabenteuer, worauf sich sein „faul, faul“ bezogen hatte.

Alles lachte ausgelassen. Spickmann sen. brüllte, und selbst dem Senator wackelte der Bauch. Stubborn holte noch einmal tief Athem, und indem die Farbe, so viel diese überhaupt auf seinem Gesicht etwas zu suchen hatte, dahin zurückkehrte, versuchte er auch zu lächeln, was indeß nur zu einem schauerlichen Grinsen wurde. Es gab jetzt ein Gespräch über Assecuranzen und Schiffbrüche, wobei alle, den Makler ausgenommen, darin übereinstimmten, daß es höchst ärgerlich wäre, wenn ein Schiff, welches einmal Havarie gelitten habe, dann nicht auch mit Gütern, Mann und Maus zu Grunde ginge, weil sonst nichts dabei herausschaue. — Eine recht nette kaufmännische Ansicht, nebenbei ungemein anregend für die Seeleute, um sich zum Vortheil ihrer Rheder von den Haifischen fressen zu lassen.

Die jungen Leute hatten ganz recht gethan, sich aus dieser Gesellschaft fort zu machen und die Familie Kühnmann aufzusuchen. Es

konnte auch nichts Fröhlicheres und Liebenswürdigeres geben, als diese Familie. War der „alte Kühnmann“, wie er trotz seiner vierzig Jahre scherzhafter Weise von Weib und Kind genannt wurde, im Geschäft ein wahrer Tiger, der nach jedem Vortheil sprang und ihn festhielt, so war er in seinem Landhaus- und Familienleben nicht wieder zu erkennen, und die Güte und Zärtlichkeit selbst. Man mußte den Mann sehen, wie er plötzlich von einer ganz unerwarteten Seite unter die Arbeiter fuhr, welche ein Dampfschiff ausbauten und dabei arbeiteten, als hätte der Tag achtundvierzig Stunden. Oder wie er den Agenten einer Waare die Hölle heiß machte, um hundert Mark dabei zu profitiren. Man hätte ihn dann nicht wieder erkannt, wenn er jede Tasche mit Zucker und Kaffee angefüllt, in ein lustiges Gelächter ausbrach, sobald die Zollstätte unangefochten passirt war; wie dann das ganze kleine Haus von Gelächter erscholl, wenn er die Taschen umkehrte und noch verschiedene unerwartete Kleinigkeiten für Frau und Kinder herauskamen. Die Kühnmann'sche Familie war stets bereit in Lachen auszubrechen, und fand auch stets Ursache dazu. Jedes einzelne Mitglied war Tag und Nacht mit Lachen geladen bis zum Zerplatzen. Es durfte nur der kleinste Spaß den Drücker ihres Schlosses berühren, so schossen sie los und brachte alle Anderen mit ins Feuer. — Man mußte Kühnmann sehen, wie er im Garten die verschiedenen Kletterpflanzen aufband und ein Triumphgeschrei über jede Blüthe oder jede Weintraube erhob, die er entdeckte. Wie er dann einen windfreien Winkel hinter großen Blättern oder Baumstämmen zu erlangen suchte, um die ausgegangene Cigarre wieder anzuzünden, wie er dies regelmäßig vergaß, wenn er einen Käfer oder eine Raupe fand, und wie dann die ganze Familie mit einer Verwunderung darüber herfiel, als hätte ihr Oberhaupt ein neues Thier entdeckt, und sich dadurch die Hochachtung aller gelehrten Gesellschaften Europas erworben. — Jedes Frühstück dieser Familie war ein Vereinigungsfest für den Tag. Jedes Mittagsessen eine kleine Kirchweih

und jedes Nachtessen ein Pickenik, wozu die einzelnen Familienglieder etwas Heiteres oder den Tag über Erlebtes beisteuerten. — Wenn das Kühnmann'sche Landhaus, das kleinste von allen, ein wahres Grashupferhaus war, so muß das Glück ein ungemein elastisches Ding sein, denn es war dort eine solche Masse aufgestapelt, daß man in allen übrigen Landhäusern und Villen Neumühlens nicht den dritten Theil davon hätte zusammenbringen können.

Als die jungen Leute im Haus dieser ungetrübten Fröhlichkeit ankamen, fanden sie schon zwei Gäste vor, deren einer ein Verwandter mit Namen Schwarzknopf, als Buchhalter in Kühnmann's Comptoir diente, während der andere Secretär bei einem jener Gesandten war, die man in Hamburg scherzweise „überflüssige" nannte, im Gegensatz zu jenen, welche „überseeische" genannt wurden. Dieser junge Mann hieß Förster und kannte kein anderes Vergnügen, als jeden Sonntag nach Neumühlen zu gehn und Kühnmann's älteste Tochter zu bewundern.

Die lustige Familie hatte eben beschlossen, sich am Strande in den Sand zu lagern, um zu sehen, ob es dort etwas zu lachen geben würde. Außerdem war es eine hergebrachte Sache, daß Schwarzknopf bei eintretender Fluth ein paar lange Stelzen bestieg, und da er ohnedem mit riesengroßen Stelzbeinen begabt war, darauf wie ein kolossaler Fischreiher im Wasser herumwatete. Man hatte schon den ganzen vorigen Sommer die stille Hoffnung gehegt, er würde einmal stolpern und so lang er war ins Wasser fallen, die lustige Familie hatte für diesen Fall extra geladen und verfolgte seine Schritte mit glänzenden Augen und emporgezogenen Mundwinkeln, ja der „alte Kühnmann" hatte sogar zur Ebbezeit hinterlistiger Weise große Steine hingelegt, Schwarzknopf besaß jedoch eine solche Fertigkeit, daß er jedesmal seinen Spaziergang trocken vollbrachte, zur tiefen Bekümmerniß der Familie, die einen vollständigen Anzug für ihn bereit hielt, welcher ihm überall eine halbe Elle zu kurz war. Ein Umstand, der allein schon hinreichte, um Kühnmann's an

den Rand des Grabes zu bringen, wenn sie sich den langen Vetter darin dachten.

Heute blieb man jedoch oben, weil musicirt werden sollte, und da sich der Flügel im besten Stande befand, so spielte man zwei- und vierhändig, wobei Kühnmann die Beine vor Vergnügen hinaufzog, denn er war ein großer Musikfreund und hatte erst gestern mehrere Ouverturen mitgebracht. Dann kam der Gesang an die Reihe und es mußte Jeder ein Lied zum Besten geben. Die Damen hatten gesungen und die Herren sollten nnn folgen, auch Schnepfe und Bernhart sollten etwas zum Besten geben, denn man hielt es für selbstverständlich, daß sie als Sachsen musikalisch sein müßten. Nur Spickmann jun. hatte weder eine Idee vom Spielen noch vom Singen und blieb stumm wie ein Karpfen.

Schnepfe konnte die sächsischen Bauernlieder von Döring und eine leichte Begleitung dazu sehr gut vortragen. Als er die Bauernleiche sang und an die Stelle kam, wo es von der kranken Bäuerin heißt:

„Krautstrünke in Milch eingeweecht,
Die wurd'n 'r zur Arznei gereecht,
Un Buttermilch mit Stroh von Wicken.
Da mußt' se adder bale dran ersticken. —
Nu besonn ich mich noch uf 'n anger Ding,
Das war'n Sägespän' un Häckerling.
Das mußt' ich 'r adder mit Gewalt nei zwingen,
Denn se wullt's gar nich hinger schlingen";

dann, wie sie gestorben — —

„Nu nahm ich ihre ganz ahle Pelzmütze,
Die war uf der Welt ooch gar nischt mehr nütze.
Die that ich 'r noch in 'n Sarg uffsetzen,
Un wer se ansah, der mußte sich ergötzen";

als er dann noch den Dorfbarbier vortrug und an die, freilich etwas starke Stelle kam, in welcher der Bauer erzählt:

„Nich lange dauerts, da kam e Mann,
Ne ahle lange Latte.
Der stierte mich mit Ogen an,
Wie eene Wasserratte.
Ich war eech wahrlich alterirt
Un sah gleich nach dem Wirthe.
Da schrick der schon — der Mann balwirt!
'S is unser ahler Hirte!! — —
Plautz! hat 'ch 'n Jammerlappen um!
Nu gungs an e Gereibe,
Zenst um die ahle Gusche rum,
Mich fror's am ganzen Leibe. —
Nu, saht ich, fein nur, mit Manier!
Gotts wire das Gereese!
Da spuckt das Aas von e Balwier
Statt Wasser uf de Seese!! — —
Kreuz Dunnerwetter was is das?
Schrick ich. Ich will'n führen!!
J, ment er! 's macht so gut ooch naß,
'S is doch nur zum Beschmieren.
Mit Euch, da geb' ich mer schon Müh',
Warum? — Der seid der Richter.
Den Andern, da krat se alle hie,
Den' gehts glei in de Gesichter!! — "

da platzten Kühnmann's wie ein Gewitter los, denn sie waren viel zu natürlich und frohsinnig, um bei einem Volkslied die Nase zu rümpfen, weil darin Sachen vorkommen, die lange noch nicht so stark sind, wie sie unser größter Dichter im Faust niedergeschrieben hat.

Bernhart erklärte, er habe durch einen Freund eine Romanze von Mendelssohn-Bartholdy erhalten, die noch gar nicht gedruckt sei. Man war außerordentlich neugierig darauf und bat ihn, sie vorzutragen. Er setzte sich an den Flügel und stellte sein Skizzenbuch auf den Notenhalter, worauf er, nach einem Blick auf Selma, ein Vorspiel zu ihrem Lied be-

gann, wobei ihr vor Erstaunen das Blut in die Wangen stieg. — Wie kam dieser junge Mann zu dem Lied, welches sie erst gestern gedichtet und componirt hatte? — Sie sah nach ihrer Schwester hinüber, indem sie diese beargwöhnte; — aber, sie hatte ja das Lied nicht einmal aufgeschrieben, und der Fremde spielte es noch dazu mit vollerer Harmonie und in einer tieferen Lage? — Er hatte jetzt geendet. Die Lobsprüche, welche dem Componisten ertheilt wurden, trieben ihr wiederum das Blut in's Gesicht, und in dem kleinen leeren Raum, der dadurch in ihrem Herzen entstand, saß blitzschnell der Sänger, welcher ihr eine so zarte stille Huldigung dargebracht, der Wanderer ihrer Romanze, welcher von den Bergen nach der See herabgestiegen war! — Ihr Märchen wurde in diesem Augenblick zur Wahrheit.

Den Kaufleuten wollte indeß der Text nicht recht gefallen. Spickmann jun. murmelte: „Unsinn“, und Kühnmann meinte ganz naiv: „der junge Mann hätte auch „oben“ bleiben können, statt den Kaufleuten die gute Partie wegzufischen“; eine Bemerkung, welche Bernhart und Selma das Blut wiederholt in die Wangen trieb, die Spickmann jun. göttlich fand und worüber die Uebrigen herzlich lachten. Vetter Schwarzknopf erklärte nun, er wolle auch ein Liebeslied singen, und zwar das einzige, was er könne. Hierauf setzte er sich an den Flügel, suchte vorerst mit den Füßen den Fortezug und ließ, nachdem er sich des Pedales versichert, den C-dur-Accord los, den ihm sein Freund Förster nach unglaublicher Mühe beigebracht hatte. War dieser Accord aber einmal von Schwarz festgepackt, so ließ er ihn gewiß nicht wieder aus der Hand und sang dazu Alles, was er singen wollte, ohne eine Idee oder ein Bedürfniß von einem Septaccord oder irgend einer Modulation zu haben. War eine Abweichung gar zu unumgänglich nöthig, so wartete er schlau, bis er wieder in die Nähe des C-dur-Accordes kam und trug seine Stimme indeß solo vor. Er hatte übrigens eine Lunge wie ein Schmiedeblasebalg und eine schöne Baßstimme. Er hieb sich also in dem bewußten

C=dur=Accord fest, wie in einen Holländer Käse, stellte dann den Zeigefinger auf das kleine c und fuhr damit auf den weißen Tasten hinauf, bis sie alle waren, wodurch er eine Tonleiter producirte, die ihm stets als Vorspiel diente. Dann sang er fortissimo:

„Wenn ich an Dich mein Schatz gedenk'!
Du rau uh di du raaaah!!!!
So wackeln alle Tisch und Bänk'!
Du rau uh di du raaaaah!!!
Dann krieg' ich fürchterlichen Durst,
Du rau uh di du raaaaah!!!
Dann ist mir alles Leberwurst,
Du rau uh di du raaaaaah! —
Raaaah — raaaah
Rau uh di du raaaah
Raaaah! — raaaaah!!"

„Herr Gott!! was ist denn los?? Brennt's hier etwa? Oder wird Einer umgebracht!" — so schrie Spickmann sen., der mit Vollmann und dem Senator zur Thür hereinstürzte, um dann ein Gelächter anzustimmen, gegen welches Alles, was Kühnmann's jemals in diesem Fach gleistet hatten, nur schwaches Lächeln war. Man wird sich wundern, daß Spickmann und der Senator ein so bescheidenes Landhaus wie das Kühnmann's mit ihrem Besuch beehrten. Kühnmann besaß indeß vier Dampfschiffe seewärts und machte sonst noch bedeutende Geschäfte mit der Dampfschifffahrt flußaufwärts. Spickmann hielt ihn für einen geheimen Millionär und schlauen Fuchs, und der Senator war ganz derselben Ansicht. Außerdem calculirte er stets so vortrefflich, daß ihn die Beiden oft über Dies und Jenes um Rath fragten und dabei gut wegkamen. Der Hauptgrund ihres Besuchs war aber der, daß sie eine Partie Whist spielen wollten, wozu ihnen der vierte Mann fehlte, denn Stubborn war plötzlich verschwunden und Hanf= und Eisenmölcke waren zu dumm zum Whistspielen.

Kühnmann spielte nur höchst ungern, setzte sich jedoch aus nachbarlicher Rücksicht mit an den Spieltisch, nachdem er seinem ältesten Sohn, einem Jungen von etwa eilf Jahren, aufgetragen hatte, auf der Geige zum Piano zu spielen, damit man endlich einmal etwas für das Stundengeld höre. Es würde wohl ungefähr so viel kosten, wie ein Conzert von Ole Bull, murmelte er beiseite.

Man suchte Noten heraus — Vollmann gab Karte. Spickmann legte vier Doppellouisd'or als Spielmarken an, der Senator desgleichen. Vollmann vier preußische Thaler und Kühnmann lächelnd vier Schillinge, was von den beiden Geldsäcken nicht als stille Ironie, sondern als lobenswerthe Bescheidenheit angesehen wurde, während Vollmann mit dem Wirth ein schlaues Lächeln austauschte.

Der Gesandtschaftssecretär hatte schon viermal das Vorspiel gemacht und ging dann zur Begleitung über, wobei der Violinist das bloße a einzusetzen hatte. Dieses kam denn auch allemal richtig zum Vorschein, es lag ja gleich neben der Quinte und war nicht wohl zu verfehlen, dabei blieb es jedoch; denn der junge Kühnmann war der Meinung, daß es offenbar zu viel von einem Menschen verlangt sei, die Noten zu lesen, dieselben auf den Saiten herauszufinden und auch noch mit dem Bogen dazu jedesmal auf der gehörigen Saite hin und her zu fahren, ohne unter den Steg zu gerathen oder zwei Saiten zu fassen. Es ging ihm mit der Geigerei gerade so, wie es mit den französischen oder englischen Stunden geht, wo die Schüler auch jahrelang mit den Lehrern sprechen und schreiben, bis einmal ein Franzose oder Engländer erscheint, mit dem sie sich dann genau so gut verständigen, wie mit einem Spanier oder Chinesen, wo es dann auch nicht weiter, als zum a kommt.

Papa Kühnmann, welcher mehr bei dem Violin- als beim Kartenspiel war, verlor endlich die Geduld und rief ärgerlich über den Tisch nach dem Virtuosen hinüber: „Sakerlot noch mal, wird's nu bald?!" — Spickmann sen., welcher in seiner Karte herumsuchte, bezog dies auf sich und

knurrte: „Nu! nu! Man muß sich doch seinen Plan machen". „Kreuzschwerenoth! Wird der Döskopp nun losspielen!" rief Kühnmann zornig und warf die Karten auf den Tisch. Die Mitspieler sahen sich erstaunt an, mußten jedoch lachen, als der Zornige aufsprang und den unglücklichen Geigenspieler beim Kragen packte, worauf er, ihn hin- und herschüttelnd, sofortiges Weiterspiel verlangte. Das a kam wieder zum Vorschein, dabei blieb es aber, so daß Papa Kühnmann einmal ausnahmsweise wüthend wurde, dem Spieler die Geige entriß und sie ihm um die Ohren schlagen wollte. Er besann sich jedoch, daß er fünfzig Mark dafür bezahlt hatte, und legte sie sehr behutsam auf den Flügel, ward dann sofort wieder wüthend und riß die Glasthüre auf, um den Virtuosen in den Garten hinaus zu werfen.

In diesem Augenblick kam das Wetter, welches kurz zuvor die Wöllersche Expedition ein paar Stunden weiter unten so gründlich eingeweicht hatte, nach Neumühlen, und Kühnmann prallte vor dem Regenguß zurück, der draußen eben vor ihm niederplatzte. Er fuhr nun wie wahnsinnig in allen Ecken des Salons umher und suchte etwas. Jedenfalls einen Stock, wie der Virtuos vermuthete, der sich deshalb schnell einige Notenhefte mit Hülfe Vetter Schwarzknopfs unter die Jacke stopfte. Jetzt hatte Papa das Instrument gefunden und zog aus einer Ecke einen großen — — Regenschirm hervor, den er dem Virtuosen unter den Arm klemmte, um ihn dann damit zur Thür hinaus zu stoßen.

Es war weniger Zärtlichkeit gegen seinen Julius, als kaufmännische Berechnung hinsichtlich verdorbener Kleider, was diesen höchst lächerlichen Strafact veranlaßte, der übrigens die allgemeine Heiterkeit herstellte und Kühnmann selbst lachen machte.

Plötzlich schrie der Senator: „Herr Gott, mien gelbe Rüben!" Denn er sah die Schloßen und dachte daran, daß der Gärtner die Beete vielleicht nicht zugedeckt hätte. Er rannte in das Vorzimmer, ergriff dort den ersten besten Hut, und lief trotz des Regens nach seinen geliebten

Rübenbeeten hinüber, die er glücklicher Weise verdeckt fand, worauf er wieder zurück kam, so schnell dies sein Bauch zuließ.

Der ältere Schwarz, welcher weder gesungen noch gespielt hatte, ergriff indeß zum Erstaunen Aller die Geige, besah sie von allen Seiten, wie weiland Ulyses den Bogen, und nahm dann den Violinbogen, den er etwas straffer schraubte, worauf er das Notenblatt des hinausgeworfenen Virtuosen aufstellte und den Secretär bat, anzufangen.

Sämmtliche Kühnmann's zogen die Mundwinkel in die Höhe und waren bereit, loszubrechen, denn Schwarz, der niemals mit einem Instrument gesehen worden, stand mit der ernsthaftesten Miene da und schien bereit, darauf los zu quikeliren. Kühnmann gab ihm während des Vorspieles noch die freundliche Erklärung, daß die erste ganze Note a heiße und er, um wenigstens so gut wie Julius zu spielen, die zweite Saite von oben so lange anstreichen müsse, wie er langsam bis vier zählen könne. Schwarz nahm den guten Rath dankbar an und setzte den Bogen auf, sobald Kühnmann „jetzt“ schrie.

Es war aber kaum ein Viertel von dem crescendo steigenden a gespielt, als sich alle Augen erstaunt auf Schwarz richteten. Der Ton kam mit einer Reinheit und schwoll mit einer Macht an, die markdurchdringend war. Einen solchen Ton konnte nur ein vortrefflicher Violinspieler hervorbringen. Im zweiten Tact folgten steigende Achtel, die eben so vortrefflich kamen, kurz Schwarz erwies sich als ein höchst vorzüglicher Geigenspieler, besonders im Adagio, wo er in den getragenen Stellen einen Ton erzielte, der so sanft und doch so dringend und ergreifend, eben nur der Geige eigenthümlich ist.

Es ist wunderbar, was dieses kleine Instrument für himmlische und höllische Geister in sich trägt, die nur auf die Hand des Zauberers warten, der sie zu befreien versteht. Dieses kleine hölzerne Ding kann uns eben so gut zu Thränen rühren, als die Haut schaudern machen,

oder die Seele beruhigen, wenn nur der Spieler versteht, seine Seele durch den Arm in den Bogen strömen zu lassen.

Auffallend war, daß Bernhart seine Aufmerksamkeit mehr nach dem Senator Eiskuhl, den er vor dem Fenster vorbei schießen sah, gerichtet hatte, als auf den Violinspieler. Eine böse Ahnung hatte sich seiner bemächtigt, als er nach dem Kopfe des Davoneilenden blickte. Sie sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Der Senator kam wieder und ward von einem Schreckensschrei empfangen. Ueber sein Gesicht und das Schneefeld seines Hemdes zogen sich lange schwarze Streifen, die ihm das Ansehen eines wilden Zebras gaben, welches sich plötzlich in eine Gesellschaft drängt. Der Unglückliche hatte den Hut Bernhart's erwischt, den dieser heut Morgen schwarz gewichst, und jetzt draußen hinter der Thür versteckte, damit er nicht in die Zebrageschichte verwickelt werde. Der Bösewicht hielt dafür einen andern Hut in den Regen hinaus und setzte ihn dann an die Stelle des seinigen, während der Senator, vor einen Spiegel geführt, über seinen unwürdigen Anblick beinahe in Ohnmacht fiel, um dann nach Haus zu laufen und die Senatorin durch sein schrecklich gemeines Aussehen in Verzweiflung zu bringen.

Die Gesellschaft ging auseinander. Spickmann's und Mölcke's, um mit dem Omnibus über Ottensen, und Vollmann, Schwarzknopf, der Secretair, Bernhart und Schnepfe, um mit der Fluth auf der Elbe nach Hamburg zu fahren. Das Wetter war wieder schön geworden und es schien fast mehr als ein tückischer Zufall, daß Meister Wöllers wiederum bestimmt war, das Mitleid der jungen Männer zu erregen, die hart an seinem Boot vorbeifahrend, ihm stets in traurigen Situationen begegnen mußten.



Sechstes Kapitel.

Im Geschäft.

In allen großen Handelsstädten, selbst in den deutschen, welche doch als die solidesten der Welt anerkannt sind, geht das allgemeine Streben dahin, einander „über die Ohren zu hauen“, oder, wie sich die Kaufleute etwas zarter ausdrücken, „zu machen“. Wenn die Deutschen

sich dieses Vergnügen im Geheimen verschaffen und dann einander an der Börse in die Ohren flüstern: „Meier ist von Behrens mit einer Ladung Reis gemacht worden“, oder: „Ich habe Schulzen mit den Häringen gemacht“, so findet dies der Dritte sehr belustigend und theilt es seinen Freunden leise mit, bis es die ganze Börse weiß und Meier oder Schulze lauter Gesichtern begegnet, welche das Lachen kaum verbeißen können, denn ein starker Zug unseres Nationalcharakters ist die Schadenfreude: ein Fehler, der sich aus unserem politischen Leben in das Privatleben verpflanzt hat. — Wenn sich also der Deutsche des „Machens“ nur im Geheimen rühmt, so steht er darin dem Amerikaner weit nach, der einen gelungenen Betrug am liebsten selbst in der Zeitung anzeigt.

Was das geheime „Machen“ betraf, so war darin Niemand stärker als Stubborn, während es dabei schien, als habe er von diesem kaufmännischen Vergnügen gar keine Ahnung. Stubborn hatte seinen ganzen Besitz dieser Kunst zu verdanken und war unablässig bemüht, sie auszuüben. Das Spaßhafteste dabei war noch, daß seine Bekannten ihn dabei unterstützen mußten, ohne daß sie es ahnten.

Was würde Kühnmann gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß Stubborn seine Dampfschiffe dazu benutzte, um das preußische Zollamt zu Wittenberge Tag für Tag zu „machen“! — Wie würde sich der Senator Eiskuhl gewundert haben, wenn er gewußt, daß jährlich tausende von Stücken Leinwand auf seinen Schiffen den Zoll in Neuyork als „Auswanderungsgut“ zu Stubborns Vortheil umgingen. So alle anderen Bekannten. Alle mußten ihm „machen“ helfen.

Das Geschäft Stubborn u. Co., welches sich mit keiner bestimmten Branche befaßte, sondern auf den Bedarf der Zeit speculirte, befand sich in der Deichstraße, wo ihm eines jener Giebelhäuser, die fast ihrer ganzen Breite nach aus Fenstern bestehen, und mit Hohlziegeln gedeckt sind, gehörte. Vor der Thür, zu welcher einige Stufen hinaufführten, standen ein paar Linden, welche etwas verkümmert aussahen und von frü-

heren Zeiten zu träumen schienen, wo sich noch ein alter behäbiger Herr mit einer langen Thonpfeife in der Kühle des Sommerabends auf die Steinbank rechts neben der Thür setzte, während die linke eine runde blonde Matrone einnahm, hinter der ein jugendliches Frauengesicht nach ihrem Mann hervorsah, der seinem Papa etwas eifrig in englischer Sprache erklärte. — Die Franzosen hatten damals die Stadt besetzt, und Davoust sorgte dafür, daß die Hamburger froh sein mußten, wenn sie ihr Sommervergnügen noch unter den Bäumen vor ihren Stadthäusern suchen konnten. Er machte es wie die Eule, die den Mäusen die Beine abbiß, um sie immer in der Nähe zu haben. — Die Linden befanden sich jedoch gut dabei, denn man begoß und pflegte sie mehr denn jemals. Sie hatten auch den Lehrling des Hauses nicht vergessen, der sie früh und abends mit großem Wiederwillen begoß, und der sie dann später so lange dürsten ließ, bis sie der Himmel tränkte.

Diese alten Straßen mit ihrem Ueberfluß von Fenstern, in denen sich die grünen Blätter der Bäume spiegeln, denen man vor jedem Hause einen Platz gönnte, haben etwas so Heimliches und Gemüthliches, daß man unwillkürlich jene alten Gestalten darin sucht, welche sie erbauten. Hat man mehrere solche Straßen durchzogen und kommt dann plötzlich unter die viereckigen Neubauten, so ist man wie mit kaltem Wasser übergossen, so nüchtern, baumlos und ungemüthlich, so kasernenartig und nach dem Lineal geschnitten sehen unsere neuen Straßen aus, daß man glauben möchte, dieselben seien in Fabriken mit Maschinen gefertigt und würden dutzendweis geliefert. — So viereckig ist Alles, was man darin sieht, daß sich uns der Gedanke aufdrängt, „wir leben in einer viereckigen Zeit“. —

Welche Abwechslung dagegen in den alten Straßen, die fast selten gerade angelegt sind, sondern schon durch ihre Biegung einen günstigen Eindruck machen. Welches solide Material zu den Marmorstufen und Steinarbeiten. Welche Schnitzerei an den Balkenköpfen und massiven

Eichen- oder Mahagonithüren, im Gegensatz zu den Neubauten, wo die architectonischen Verzierungen leichthin an die Häuser geklebt sind, wo man die Schnitzereien durch aufgenagelte Leisten ersetzt und auf die föhrenholzenen Thüren die Lüge des Eichen- oder Mahagoniholzes malt. — —

Stubborn war noch am Sonntag Abend hereingekommen und hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo er die Briefe durchsah, die er im Briefkasten hinter der Thür vorfand und stets selbst herausnahm. Hierauf machte er eine Berechnung, nach derem Schluß sich auf einen Augenblick ein Lächeln der Befriedigung hinter seinen Mundwinkeln zeigte. Dann verschloß er die Papiere und zog die Glocke. — Nach einer sehr langen Zeit kam plötzlich ein kleiner magerer Mann zur Thür hereingestolpert, der einen starken Weingeruch mitbrachte. Er blieb mit der Klinke in der Hand stehen und wankte einigemal hin und her, was als Verbeugung gelten mußte. Stubborn sah ihn finster an, worauf der Kleine ein Auge zudrückte, den Kopf auf die Seite legte und ihm ein paarmal freundlich zunickte.

„Sie sind wieder betrunken," murrte Stubborn zornig.

„Noch nicht ganz," lallte der Andere. „Aber Wilm liegt unterm Tisch und seine Frau auf dem Kanapee. Die Tochter ist halb und halb! — — Champagner!!" flüsterte der Kleine kichernd und schlug sich dabei einigemal mit dem Zeigefinger an seine große rothe Nase, daß es klang, als schlüge er an eine Dachrinne.

„Sie werden es noch so lange treiben, bis ich Sie entlassen muß," fuhr ihn Stubborn an.

„Denke gar nich d'ran, mien gote Jung," sagte der Kleine lachend. „Kenne das Geschäft zu genau! — Wäre ja schon längst in Südamerika placirt. — Gefällt mir aber zu gut hier. Bin Ihnen treu bis — — — — na bis — — —". Da er keinen Ausdruck für den Zeitpunkt finden

konnte, so machte er die Pantomime eines Mannes, der am Halstuch in die Luft gezogen wird.

„Der Teufel mag auf Ihre Treue rechnen, wenn Sie sich betrinken und dann vielleicht schwatzen,“ sagte Stubborn grimmig. „Was soll mit Wilm und den Frauenzimmern werden?“

„Frauenzimmern —“ schluchzte der Kleine, indem er tiefsinnig an die Nase klopfte. „Frau bleibt auf dem Ka—na—peeeh — Wilm unterm Tisch und Ma—rie—chen — hm —“

„Nun?“ frug Stubborn gespannt.

„Ma - rie—chen werde ich in Ernst's Zimmer schaffen. Sieht so immer nach Schwarz — schaffe sie um vier Uhr fort, und wecke dann Wilm, damit er die Schiffsbergen packt.“

„Wie viel bringen wir jetzt täglich mit den Schiffsbergen hinauf?“ forschte Stubborn.

„Einen Zentner ungefähr. Bringt monatlich etwa zwölf- bis dreizehnhundert Märk.“

„Hm! — Der Komet ist total verloren.“

„Weiß es. — Sehr gutes Geschäft. — Ka—pi—täns Frau war heute hier. — Lamentirte. — Hundert—zwan—zig—tausend Märk mit einem Griff. — Ausgezeich—net — As—se--cu—ranz! — Ha—ha —ha!“ lachte der Kleine schluchzend. Der Spaß, daß die Assecuranz hundertzwanzigtausend Mark für das verlorene Schiff zahlen müsse, kam ihm so lächerlich vor, daß er sich setzen mußte, um nicht vor Lachen umzufallen. Nachdem er sich etwas erholt hatte, nahm er die für ihn zurechtgelegten Papiere und wankte ab, um, wie er sagte, Ma—rie—chen in Schwarz's Zimmer zu bringen.

Stubborn horchte gespannt auf die Schritte seines Buchhalters, der sich stolpernd entfernte. Er schickte ein Stoßgebet zum Teufel, damit er den Kleinen an das Treppenhaus führe und ihn dort den Hals brechen lasse. Der Teufel that es jedoch Herrn Stubborn nicht zu Gefallen, oder

Herr Trick, der Buchhalter, kannte das Haus zu gut und befand sich darin zu wohl, um über die Treppe hinunter zu stürzen. Er war zu schlau, um sich auf irgend eine Weise beseitigen zu lassen, so gern dies Stubborn gethan und so oft er es versucht hatte. Er hatte zu viel Geschäftskenntniß, um fortgeschickt zu werden, und war eigentlich, ohne jemands Wissen, die Compagnie, welche hinter der Firma Stubborn stand.

Stubborn hatte eine Flasche starken Madeira entkorkt und trank daraus in großen Zügen, dabei horchte er immer noch eifrig, bis er die Thüre von Ernst's Zimmer gehen hörte. Dann verlöschte er sein Licht und huschte auf den Strümpfen den Gang entlang, durch den er eben so leise nach einigen Stunden in seine Zimmer zurückschlich.

Herr Trick war bei Tagesgrauen schon wieder auf den Beinen, denn Wilm, der Ewerführer des Hauses, schnarchte unter dem Tisch so furchtbar, daß der Nachtwächter in der Straße mehrmals horchend stehen blieb, weil er glaubte, man säge in Stubborns Haus die Balken durch, um ihn zu bestehlen. Herr Trick ließ ihn ruhig liegen und sah nur darauf, daß seine Frau ihre Tochter zur rechten Zeit weckte und fortschaffte.

Als sie an Stubborn's Zimmer vorbei gingen, trat dieser aus der Thür und fragte mit gut gespielter Verwunderung, was sie hier thäten.

„Wilm hatte die Wache im Speicher," sagte Trick, „und da brachten sie ihm eben Kaffee."

„Was machte der Ernst Schwarz schon so zeitig? Ich sah ihn so eben," frug Stubborn.

Marie wurde feuerroth und ging nach der Treppe zu.

„Schwarz?" entgegnete Trick verwundert, indem er Stubborn scharf ansah. Dann ging er kopfschüttelnd den Frauenzimmern nach, um sie aus dem Hause zu lassen, während sein Principal sich über das Treppengeländer bog und der Tochter Wilm's mit einem höllischen Lächeln nachsah.

Es war keine kleine Arbeit für Trick, den schnarchenden Wilm zu

ermuntern, den er dann in den Hof hinabführte, wo er seinen Kopf unter die Pumpe stecken mußte, während ihm der Buchhalter den Liebesdienst erwies, den Schwengel eine Minute lang in Bewegung zu setzen. Wilm kam völlig frisch aus dieser Taufe hervor und ging an die Arbeit, welche er heute vor Ankunft der andern Speicherleute fertig haben mußte. Er ging deshalb mit Trick in den Speicher, welcher an dem kleinen Fleth lag, der die Deichstraße vom Rödingsmarkt trennte. Beide Straßen hatten ihre Speicher nach diesem Kanal hinaus, auf dem die Waaren aus- und eingeschifft wurden. Hier zählte der Buchhalter dem Ewerführer eine Partie ostindische Seidentücher zu, welche in Dutzende eng zusammengepackt waren. Wilm holte aus einem Winkel etwa dreißig große runde Ballen hervor, die mit Tauwerk umstrickt und an Tauen befestigt wie riesengroße Nüsse aussahen, die man an Christbäume hängt. Nur glänzten sie nicht in solcher Vergoldung, sondern zeigten Spuren von Pech und Theer und der starken Abnutzung.

Wilm verstand es die Umschnürung geschickt abzulösen, und nachdem er den Inhalt, aus Lumpen bestehend, herausgenommen und dafür die seidenen Tücher hineingepackt, sie wieder darum zu legen, worauf diese Ballen so unschuldig und werthlos aussahen, daß kein Mensch daran dachte, welches werthvolle Material sie enthielten. Es waren die sogenannten Schiffsbergen, deren jedes Dampfschiff vier bis fünf Stück am Bord hat, und die man beim Anlegen an eine Mauer oder Landungsbrücke zwischen das Schiff und diese hängt, damit die Planken keinen Schaden durch die Reibung leiden.

Weder die Kapitäne noch die Steuerleute oder sonst Jemand auf den Dampfschiffen hatten eine Ahnung davon, daß auf diese Weise Tag für Tag Massen von Foulards über die preußische Grenze geschmuggelt wurden. Nur eine Person auf jedem Schiff, entweder ein Schiffs- oder Feuermann, war in das Geheimniß eingeweiht und legte Abends vor Abgang des Schiffes alle Bergen auf einen Haufen an die Elbseite hin.

In der Nacht trieb dann ein Boot langsam am Dampfer vorbei, aus welchem in einigen Augenblicken die verpackten Bergen auf das Deck gelangten, während die werthlosen in das Boot hinabgelassen wurden. Ebenso war die Procedur in Magdeburg, wo man dann Lumpen hineinpackte, welche, damit ja nichts verloren ging, an die Papierfabriken verkauft wurden, wobei das Zollamt wenigstens wieder um den Ausgangszoll „gemacht“ war.

So wenig gentil nun dieser Erwerbszweig war, er hätte noch hingehen mögen, denn die Neigung zum Schmuggeln ist eine natürliche Aeußerung des einfachsten Menschenrechtes, des Rechtes der freien Bewegung und des Gebrauchs der Producte, **gegen welche nur die Gewalt jene unnatürlichen Zollschranken errichtet hat,** die wir an den Landesgrenzen finden und die an den Stadtthoren uns nochmals entgegen treten. Diese Schranken sind ein Ueberbleibsel jener barbarischen Zeit, in der die Hohen des Landes noch den Zoll eigenhändig eintrieben, indem sie hinter Zäunen und Büschen auf den Kaufmann lauerten, der mit seinen Waaren ihr Gebiet durchzog, um ihm etwa die Hälfte davon in Natura abzunehmen. Die Leute sind jedoch jetzt bequemer geworden. Das ewige Lauern hinter Zäunen ist unangenehm; dies hat man nun den Knappen überlassen, während die Ritter ihre Schreiber an die Grenze setzen und ihren Antheil lieber in baarem Gelde nehmen. — Betrachten wir nur den Zucker, womit wir uns das Leben versüßen. — Dieser kostet in Hamburg à Pfund vier Schillinge oder drei Silbergroschen. Bringen wir nun ein Pfund über die Grenze, so müssen wir drei Silbergroschen Zoll dafür bezahlen*). Man nimmt uns also von einem Naturproduct nicht nur die Hälfte, sondern eigentlich das Ganze weg. — Man nimmt uns für eine Flasche Wein, die wir über die

*) In jener Zeit; jetzt nach dem Handelsvertrag etwas weniger.

Grenze bringen, acht Neugroschen Zoll ab, und so geht es fort und fort durch Alles, was wir über die Grenzen beziehen müssen. Ist es nicht ein unnatürlicher Gewaltact, der uns auf solche Weise den größten Theil eines jeden Bissens vom Munde wegnimmt? Und ist solcher widernatürlicher Gewalt gegenüber der Schmuggel noch ein Verbrechen zu nennen?! -- Man wird einwenden, daß der Zoll zum Schutz der inländischen Industrie diene. — Ist es aber etwa ein Vortheil für die Bevölkerung, daß sie ihren Zucker fast eben so theuer bezahlt als den importirten, dagegen jedoch den unangenehmen Rübenzucker genießt? — Ist es ein Vortheil, daß durch den Runkelrübenbau hunderttausend von Aeckern ausgesogen und dem Brodfruchtbau entzogen werden? — Haben wir im Zollverein etwa einen so starken Seidenbau, daß dieser durch den Zoll auf Seide geschützt werden muß? — Doch verlassen wir dieses unangenehme Thema. Der Mensch ist nun einmal das einzige von den Säugethieren, welches einen unnatürlichen Zustand erträgt, ohne dagegen auszuschlagen, und nennt sich deshalb das vollkommenste. Er läßt sich noch bei Lebzeiten das Fell ruhig über die Ohren ziehen, während dies den niedern Thieren erst nach dem Todte geschieht.

Gegen zehn Uhr ging Stubborn in das Comptoir hinab, welches im Parterre des Hauses war. Der Buchhalter machte ihm hier eine so respectvolle Verbeugung, und öffnete ihm die Thür seines Cabinets auf eine so devote Art, daß Niemand eine Spur der unverschämten Vertraulichkeit finden konnte, welche er gestern Abend gezeigt hatte.

Als Stubborn bei den Brüdern Schwarz vorbeiging, die von Neumühlen herein gekommen waren, warf er dem älteren einen höhnischen Blick zu und fragte ihn, ob er sich den Vorschlag von gestern überlegt hätte.

„Es thut mir leid," sagte dieser. „Aber ich möchte gerade jetzt gern hier bleiben, und habe überhaupt keine Lust, unter den Chinesen zu leben. Adolf ist noch zu wenig fest dazu und würde mit den pfiffigen

Zopfmännern schlecht fahren. — Deshalb werden wir wohl in Ihrer Nähe bleiben, wenn Sie es erlauben," antwortete Schwarz.

Stubborn biß sich auf die Lippen und zuckte mit den Achseln. — „Ich habe als Vormund in Eurem Interesse gehandelt und Euch eine Aussicht auf guten Verdienst eröffnen wollen. Denn sonst habt Ihr ja nichts von mir zu erwarten," brummte er, und ging in sein Cabinet, nachdem er dem Buchhalter einen Blick zugeworfen hatte, den dieser damit erwiderte, daß er einigemal an seine Nase klopfte und die Brüder scheel ansah.

„Sie stehen sich im Lichte, meine jungen Herren," flüsterte Trick, indem er sich die grauen Borsten, womit sein Kopf bedeckt war, von hinten herauf strich. „Sie sind gegen Ihren eigenen Vortheil, wenn Sie nicht hinüber gehen. — Es hat schon Mancher von uns drüben sein Glück gemacht."

Der ältere Schwarz schüttelte den Kopf und sah eine Weile vor sich hin. Dann fragte er den Buchhalter: „Hat wirklich Mancher sein Glück gemacht? — Kannten Sie vielleicht den Buchhalter Kern, der vor Ihnen hier war und auch hinüberging? — — —"

Wenn Trick ein Basilisk gewesen wäre, dem Jemand aus Versehen auf den Schwanz trat, er hätte ihn nicht mit einem böseren Augenpaar anblitzen können, als dies jetzt mit Schwarz geschah. „Wie kommen Sie auf Kern, der uns drüben in Valparaiso durchgegangen ist, und nichts mehr von sich hören ließ?" fragte Trick wieder.

„Ich sprach gestern Abend mit einem alten Freund von ihm. — Dieser wollte wissen, daß er jetzt in Neuyork sei und an uns geschrieben habe. Erhielt mein Vormund den Brief? — Nicht?" sagte Schwarz auf Trick's Kopfschütteln. — „Hm! — Nun ich soll in den nächsten Tagen mehr erfahren." Hierauf wandte sich der ältere Schwarz wieder zu seinen Briefen und schrieb weiter.

Trick sah ihn ein Weilchen von der Seite an, wobei er seiner Nase

einige Schläge versetzte, und nachdem er so angeklopft hatte, in das Cabinet Stubborn's trat.

„Machen Sie den Regenschirm auf, Verehrtester," flüsterte er hier. „Es könnte leicht ein Wetterchen kommen. — Er weiß, daß Kern in Neuyork ist und geschrieben hat. — Er weiß, daß Sie einen Brief haben. Er soll in den nächsten Tagen mehr erfahren und zwar von einem alten Freund Kern's, der in Neumühlen ist! — Machen Sie also den Regenschirm auf, Principalchen."

„Den Teufel noch mal! — Hat Kern hier noch alte Freunde? — So — so. — Ich hätte eigentlich nichts zu fürchten, wenn nur ein einziges verdammtes Buch mit einigen Papieren da wäre, was Kern irgendwo versteckt halten muß. — Sie wissen," sagte Stubborn sehr bleich, „daß wir ihn drüben bis auf's Hemd bestehlen ließen. Das Buch war aber nicht unter seinen Sachen. — Sollte es vielleicht der alte Freund hier in der Nähe haben, während wir es drüben suchen ließen? — —"

„Das wäre doch verdammt dumm," knurrte Trick, indem er seine Borsten glücklich gegen den Strich brachte. „Niederträchtig dumm! — In Südamerika suchen lassen, während es vor der Nase läge."

„Wer ist denn der alte Freund?" frug Stubborn.

„Weiß nicht," sagte Trick kopfschüttelnd. „Vielleicht Spickmann? — Kühnmann? — Nein, nein, muß 'n Anderer sein. — Können Sie nicht draußen ein Bischen nachschleichen?"

„Habe darin keine Uebung," antwortete der Principal.

„Eeeh!" lachte Trick; „scheint mir doch — 's giebt schlaue Füchse, die schon lange im Taubenschlag sind, wenn die andern Füchse erst hinschleichen. — Eeeh!" und dabei machte Trick wieder ein Auge zu und blinzte Stubborn mit dem andern an.

Dieser blickte ärgerlich nach ihm hin, mußte jedoch den Mund zum Lachen verziehen, und brummte dann: „Kann man denn gar kein Geschäft ohne Sie machen? — Nun gut, ich werde mich auf die Lauer legen.

— Besorgen Sie jetzt die Assecuranzgeschichte und denken Sie an Ihre Freunde, wir werden vielleicht einige davon brauchen können."

In diesem Augenblick klopfte es an die Glasthür. Die würdigen Compagnons erschraken, als wären sie beim Falschmünzen ertappt worden. — Trick öffnete. — Es war die Frau des Kapitäns vom untergegangenen Kometen. — Ihre Augen waren roth von den vergossenen Thränen, die ihr auch jetzt wieder hervorstürzten.

Stubborn und Trick sahen sie gleichgiltig an, und der erstere fragte kurz: „Was wünschen Sie, meine Gute?"

„Ist es denn also wirklich wahr, daß mein armer Mann untergegangen ist?" fragte sie weinend.

Stubborn zuckte mit den Achseln und entgegnete: „Ob Ihr Mann untergegangen ist, weiß ich nicht. Daß aber mein Schiff unterging, weiß ich gewiß. — Hätte Ihr Mann das Schiff nicht verlassen, so wäre er heute hier, so gut wie der Compaß und der Chronometer, die dort stehen. — Was wollen Sie also? — Soll ich vielleicht Jemand ausschicken, der nachsieht, wo Ihr Mann herumfährt? — Habe gar keine Lust dazu, denn hätte er das Schiff nicht verlassen, so wäre es vielleicht nicht verloren gegangen. — Er soll lieber nicht wieder kommen, wenn er sich findet, denn von mir bekommt er kein Schiff mehr. — Ha! das Schiff so leichtsinnig zu verlassen!" sagte Stubborn entrüstet.

„Mein Gott!" jammerte die unglückliche Frau. „Man spricht von Seeräubern! — Kapitän Bold sagt, daß im Journal in der letzten Woche von drei verdächtigen Segeln die Rede ist, daß man Blutspuren auf dem Verdeck gefunden hat!" — Hier brach die Arme in einen Thränenstrom aus.

„Seeräuber? Verdächtige Segel? — Blutspuren?" fragte Stubborn bleich und mit hohler Stimme, während sich Tricks Haare diesmal

von selbst gegen den Strich kehrten. „Unsinn," fuhr er dann erzürnt auf. „Lassen Sie sich nicht solch dummes Zeug weismachen. Ich möchte wissen, wo jetzt Seeräuber herkommen sollten. — Wir leben nicht mehr im vorigen Jahrhundert. — Warten Sie nur ruhig. Ihr Mann wird eines Tages schon angebummelt kommen. Wir kennen das!"

„O lieber Gott! möchten Sie doch recht haben," sagte die arme Frau mit einer schwachen Hoffnung. — „Darf ich Sie aber jetzt vielleicht bitten, mir etwas von dem rückständigen Gehalt meines Mannes zukommen zu lassen? — Ich bin in großer Verlegenheit, und habe Sie noch um nichts gebeten, so lange er fort ist."

Stubborn sah sie grimmig an und sprach hart: „Nein! — Von mir bekommen Sie nicht einen Pfennig. — Ich habe so Schaden genug. Es waren für sechzigtausend Mark Schweizeruhren bei der Ladung, die nur zur Hälfte versichert waren, und nun sollte ich wohl gar noch Gehalte bezahlen, die gar nicht verdient wurden? Ei! ich wundere mich wahrhaftig, daß Sie mir nicht noch Ihre Kinder herbringen, damit ich sie warten und ihnen Zuckerdüten kaufen soll? — Es ist wahrhaftig zu toll mit diesem Schiffsvolk," schrie Stubborn, sich in einen gerechten Zorn arbeitend. „Man möchte ihre Weiber am Ende gar heirathen, wenn sie einmal zu Grunde gehen. Sie sollen doch nicht auf's Wasser gehen, wer heißt es ihnen denn. — Sie sollten gar nicht heirathen! Wer heißt es ihnen? — Wenn sie ertrinken, so ist das ihre Sache! Wir müssen unsere Schiffe dazu hergeben! Sie sollen sie uns gut wiederbringen, das ist ihre verfluchte Schuldigkeit, denn sie sind im Grunde weiter nichts als die Fuhrleute, die unser Geschirr zu besorgen haben. — Und kurz und gut, ich bezahle Ihnen nicht einen Pfennig. — Ich habe jetzt anders zu thun und empfehle mich Ihnen." — Hiermit drehte der herzlose Mann der Unglücklichen, die halb ohnmächtig von dem Gehörten hinauswankte, den Rücken zu.

Trick hatte ihm schon während des Gesprächs mehrfache Pantomimen gemacht, jetzt fuhr er auf ihn los und zischte. „Sind Sie denn ganz und gar des Teufels, und hat Ihnen Ihre verfluchte dumme Habsucht den Verstand verrenkt, daß Sie die Frau so behandeln? — Morgen weiß es die ganze Stadt und verflucht Sie, statt daß Sie ein Paar Procent von dem famosen Geschäft anwenden, um sich den billigen Namen eines wohlthätigen Mannes zu verschaffen! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie sind ein Esel! — Schweigen Sie," fuhr er Stubborn mit zornblitzenden Augen an, als dieser bei diesem Titel auffahren wollte. „Ich bekomme dreißigtausend Mark von diesem Geschäft auf meinen Theil. Ich laufe jetzt der Frau nach und bringe sie wieder. Sie geben ihr tausend Mark, wozu ich in des drei Teufels Namen meinetwegen dreihundert Mark legen will?" Mit diesen Worten rannte er davon und ließ den verblüfften Principal zurück, der sich ganz und gar in seinen Klauen befand.

Er traf die Frau noch fast sinnlos an die Hausthür gelehnt und bat sie, wieder umzukehren, da der Principal seinen Zorn, in den ihn der große Verlust gebracht, bereut habe und seine bösen Worte wieder gut machen wolle. Hierauf zog er die Weinende wieder durch das Comptoir und in das Cabinet, wo Stubborn wie ein gebundener Wolf hin und her ging. „Hier ist die Dame," sprach er mit unterwürfigem Ton.

„Hm — hm. — Müssens nicht so schlimm nehmen," knurrte der Wolf. „Man hat seinen Aerger. — Lassen Sie eine Anweisung ausfüllen zu — zu — fünf — a — achthundert Mark, und geben Sie mir sie zum Accept," wandte er sich an Trick.

„Also zu tausend Mark?" fragte dieser laut an der Thüre.

„Ja, ja," fuhr der gefangene Wolf ärgerlich auf.

„Kommen Sie, mein armes Frauchen," sprach Trick freundlich und

führte die Erstaunte, deren Dankesergießung Stubborn mit einem kurzen „gut, gut" abwies, in das Comptoir, wo Schwarz jun. die Anweisung ausfüllte und dem Principal dann zur Unterschrift hineintrug. Dieser hätte sich freilich lieber in den Finger geschnitten, als seinen Namen darunter geschrieben. Es half aber nichts. Er mußte die edle That vollbringen und die Bewunderung des ganzen Comptoirs hinnehmen.

Er hätte der Frau die vierhundert Thaler gleich baar geben können. Aber erstens trennte sich sein Geiz leichter von dem Zettel als dem baaren Gelde, und zweitens erfuhr es so das Comptoir von Salomon Heine und dadurch die ganze Stadt; denn Trick sagte der Frau, daß die Anweisung dort bezahlt würde, indem er schlau berechnete, daß sie dabei die edle That Stubborn's erzählen würde.

Der edle Mann ging zum Frühstück, um seinen Schmerz über den Untergang des Kometen, oder vielmehr über die tausend Mark, welche die Frau des Kapitäns erhalten, zu verbeißen. Er kaufte dort von einem Schiffsmakler ein altes Barkschiff, welches zur Noth noch seetüchtig war oder gemacht werden konnte, um nach China zu segeln. Dann ging er nach der Börse, wo sich das Interesse zwischen ihm und Vollmann's Krebsen theilte, worauf er nach Neumühlen hinausfuhr, um Schwarz zu beobachten.

Die alte Börse war im Jahre 1839 noch ein komisches Ding für die Geschäfte, welche dort gemacht wurden. Sie stand, halb über ein Fleeth gerückt, auf dünnen Beinen wie eine Spinne da, welche ihr Netz um die Handelswelt zu spinnen bereit ist. Ihre Beine, d. h. die Doppelsäulen, welche das hinausgerückte obere Gebäude trugen, waren mit aller-

hand Anzeigen beklebt. Das unscheinbare Haus, welches zwei Reihen viereckiger Fenster hatte, trug auf dem Dache eine große Figur, welche offenbar holländischen Käse abwog, denn sie hielt in der einen Hand eine Waage und in der andern das Käsemesser. Ein eisernes Geländer umzog den Platz, der von Linden überschattet, jeden Mittag vom Gewühl der Kaufleute, bei Regenwetter von ein paar tausend Regenschirmen bedeckt war.

Es ist unbegreiflich, wie sich die Hamburger Kaufleute so lange Zeit mit einem solchen Börsenlokal begnügen konnten, wenn man jetzt sieht, daß ihnen der Riesensaal der neuen Börse zu klein ist, und daß von steten Erweiterungen desselben gesprochen wird.

Kühnmann war lange Zeit unter den Gruppen der Kaufleute herumgefahren und hatte hie und da Notizen eingetragen und Papiere in Empfang genommen, als ihn ein junger elegant gekleideter Mann beim Arme faßte. Kühnmann sah sich um und ging mit ihm bei Seite, wo der Stutzer einen Papiersack aus der Tasche zog und ihm einige große Stücke Kolophonium gab. Der Empfänger roch daran, wog sie in der Hand und sah schließlich hindurch wie durch ein Fernrohr, um etwaige Flecken oder Unreinigkeiten zu entdecken. Der junge Mann hatte bei jeder dieser Untersuchungen eine verbindliche Verbeugung gemacht, wozu er stets betheuerte: „Prima Qualität — prima Qualität. — Etwas ganz Extrafeines". Dies rührte Kühnmann jedoch nicht im Geringsten, denn er gab ihm die Stücken nach der genauesten Untersuchung mit den Worten „Schund! — Miserabler Schund!" zurück. „Wen denken Sie denn mit diesem Zeug anzuschmieren, mein Lieber?" fragte er spöttisch. „Was verlangen Sie denn eigentlich dafür?" „Verehrtester belieben zu spaßen," entgegnete der Verkäufer mit einer Verbeugung. „Für solche Primawaare ist ein Preis von zwölf Mark für den Centner ein wahres Spottgeld."

Kühnmann machte einen etwa drei Fuß hohen Satz, wobei er sich in der Luft herumdrehte und, sobald er den Boden wieder erreichte, eilig davon lief.

Der junge Mann steckte seine Proben gleichmüthig in die Tasche und trieb sich unter den Börsenleuten umher, bis er ganz zufällig wieder neben Kühnmann stand, der jetzt ein Stück Steinkohle in der Hand hielt und einen kleinen dicken Herrn furchtbar heruntermachte. Es war nach seiner Ansicht ein wahres Verbrechen gegen die Menschheit, solches Zeug aus der Erde zu graben. Die Roste und Dampfkessel mußten bei einer Feuerung mit dieser Kohle in längstens zwei Jahren total zu Grunde gehen, ja es war eine Frage, ob ein Eisenblech von gewöhnlicher Stärke dabei zu den Schornsteinen der Dampfschiffe zu gebrauchen war, oder ob man vielleicht gußeiserne Röhren verwenden müsse. Man hätte glauben sollen, daß der Kohlenhändler sofort den Handel mit einem so schlechten Artikel aufgeben werde. Der Mann besaß aber offenbar nicht die geringste Spur von Gewissen, denn er fragte Kühnmann, sobald diesem der Athem ausgegangen war, ob er ein paar hundert Last von dieser ausgezeichneten Kohle brauchen könne. Kühnmann schlug ihn nicht für diese Unverschämtheit nieder, er wußte sich zu beherrschen und sagte dem Dicken nur, daß er eigentlich gar keine Kohlen brauche, was der Dicke so spaßhaft fand, daß ihm die Thränen vor Lachen aus den Augen liefen. Auch der Jüngling mit dem Kolophonium fand es sehr komisch, daß Herr Kühnmann keine Kohlen brauchte, worauf dieser selbst darüber lachen mußte, und aus purem Spaß vierzig bis fünfzig Last zu nehmen versprach, wenn der Dicke „ein Märk“ an der Last nachlassen wolle, daß heißt, fiel er schnell ein, „frei an das Schiff“, dann würde er vielleicht auch hundert Last nehmen. Aber wie gesagt, nur aus Gutmüthigkeit. — Der Kohlenhändler verlor nun eigentlich schon fünf Märk per Last, aber da es Herr Kühnmann war, „na denn man zu“; er notirte hundert Last und Beide lachten sich nochmals aus.

„Also zehn Märk verlangen Sie für das Zeug?“ frug Kühnmann jetzt plötzlich den Jüngling.

„Bitte, zwölf,“ erwiederte dieser hartnäckig.

„Schauderhaft,“ rief Kühnmann entrüstet. „Das Zeug ist so schlecht, daß man es höchstens zu Wagenschmiere verwenden kann, und wer weiß, ob man da nicht Menschenleben auf dem Gewissen hat, denn es frißt gewiß die Achsen durch.“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie es zur feinsten Toilettenseife verwenden können. — Es ist übrigens Nichts am Platz und nur noch ein kleiner Posten in den Händen von Fibig und Compagnie, der aber bereits begeben ist, wie ich eben hörte. — Also nehmen Sie,“ schloß der Jüngling, indem er sein Notizbuch herauszog.

„Ja, zu was aber? Ich habe eigentlich gar keinen Bedarf dafür,“ entgegnete Kühnmann unschlüssig. „Wenn ich Ihnen elf Mark acht Schillinge biete, so thue ich es wirklich aus reiner Lust, Ihnen das Zeug nur vom Halse zu schaffen. — Wie viel haben Sie denn von dem Krempel?“

„Wir haben fünfundneunzig Centner. — Aber nicht unter zwölf,“ bemerkte der Jüngling bestimmt.

„Fünfundneunzig!“ schrie Kühnmann. „Was soll ich mit der Masse anfangen?“

„Spielt Ihr Herr Sohn nicht Violine und braucht es zum Bogen?“ frug der Jüngling, kaum das Lachen verbeißend, denn er wußte so gut als Kühnmann selbst, wie nöthig dieser die Waare brauchte.

„Richtig! Richtig!“ rief Kühnmann, in ein Gelächter ausbrechend. — „Also elf Mark zehn.“ —

„Zwölf!“

„Elf zwölf.“

„Zwölf!“

„Na denn elf vierzehn! damit es endlich ein Ende nimmt," sagte Kühnmann.

„Nicht einen Dreiling unter zwölf! — Es fehlt, und das Schiff, welches den Bedarf für nächsten Monat decken könnte, ist leck in See angesprochen worden," replicirte der unerschütterliche Jüngling.

„Na den Deubel, um nur von Ihnen loszukommen, ich nehme!" schrie Kühnmann lachend, während der Andere ebenfalls herzlich lachend notirte und versicherte, es gäbe kein größeres Vergnügen, als mit Herrn Kühnmann zu handeln.

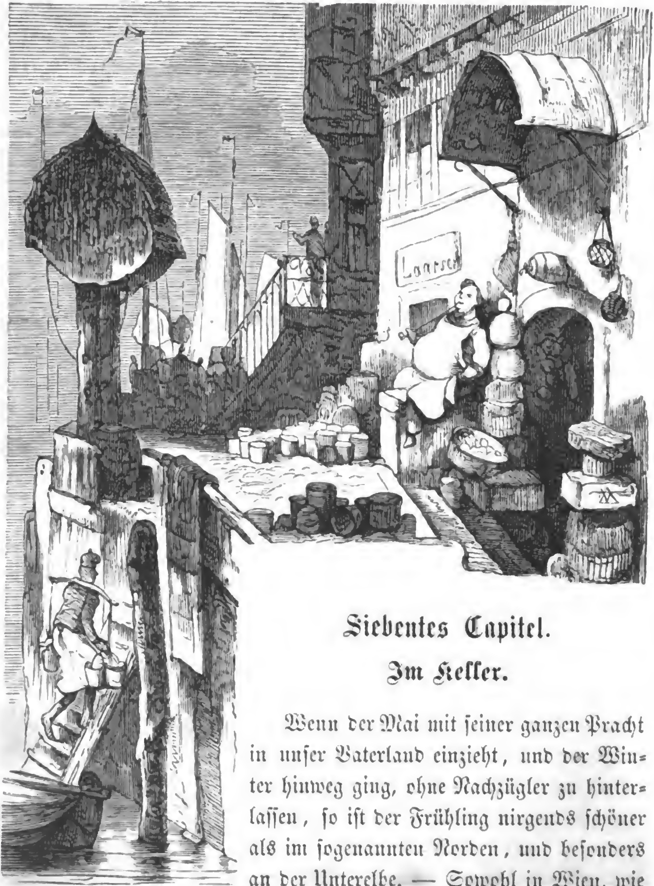
„In was für lächerlichen Artikeln macht Ihr denn?" fragte der Makler Vollmann, welcher eben dazu kam.

„Herr Kühnmann hat fünfundneunzig Centner Kolophonium zum Bogenschmieren für seinen Sohn gekauft," erklärte der Jüngling.

Vollmann, der sich des gestrigen Geigenspiels erinnerte, wollte sich darüber ausschütten, und gab Kühnmann den Rath, doch lieber einen Posten Regenschirme zu kaufen, was diesen noch heiterer stimmte.

Nachdem er seine Geschäfte für heute an der Börse besorgt hatte, ging er nach dem Schiffswerft, wo eines seiner Dampfschiffe neue Cajüten erhielt, und wo er die Tapezierer unvermuthet überfiel und fragte, ob es nicht möglich sei, in der Minute mehr als einen Nagel einzuschlagen. Dann erschien er ganz unerwartet am neuen Krahn, wo er seine Schutenführer aus dem Weinkeller jagte, worauf er plötzlich in seinem Haus am Dammthor unter den Malern stand, um nachzusehen, ob Alles nach Wunsch gemacht würde. Nun fiel es ihm ein, daß es höchst nöthig wäre, seinem Schneider ein kleines Donnerwetterchen zu machen, weil der neue Rock zu unbequem war. Nachdem er dies erledigt hatte, kaufte er die Nachrichten, sowie einige Kleinigkeiten, womit er die Familie überraschen konnte, worauf er zum Millernthore hinaus und nach London Tavern hinüber ging, wo er sich hinter die Linden am Wege stellte und dort versteckt auf sein Dampfschiff lauerte, um zu sehen, ob das kleine

Rohr neben dem Schornstein weißen Dampf gäbe, oder ob „sie wieder keinen Dampf vorräthig hätten“. War er darüber beruhigt, so glättete sich sein Gesicht und der Kaufmann fiel Stück für Stück von ihm ab, wie er durch Altona ging, so daß bei Rainvilles nur noch der heitere, liebevolle Familienvater Kühnmann übrig blieb, den ein heiterer, liebevoller Familienkreis erwartete.



Siebentes Capitel.

Im Keller.

Wenn der Mai mit seiner ganzen Pracht in unser Vaterland einzieht, und der Winter hinweg ging, ohne Nachzügler zu hinterlassen, so ist der Frühling nirgends schöner als im sogenannten Norden, und besonders an der Unterelbe. — Sowohl in Wien, wie

in München, welche Orte doch am äußersten südlichen Ende Deutschlands liegen, giebt es auch in der schönsten Frühlingszeit viel kalte Nächte und Tage, die an den Winter erinnern. Dies hat seinen Grund in den großen Gebirgen, von welchen der Schnee nicht, oder doch sehr selten weggeht.

Ganz anders ist dies in der Gegend von Hamburg. Die Nähe des Meeres mildert das Klima und ein Frühling dort dauert in ganzer Schönheit nicht selten von Mitte April bis Mitte Juni, während wir oben nur zu oft auf den langen Winter sogleich den Sommer haben.

Der Mai war eigentlich schon mit dem halben April angekommen, und trat nur am Ersten seines Namens officiell auf. Bis auf die hartnäckigen Bäume fand er bereits Alles grün. Die Nachtigallen sandten ihr Lied in der warmen Nachtluft über den Strom. Der Wonnemond hatte nicht einmal die Blätter herauszutreiben, und brauchte sich nur in die sonnige Landschaft zu lagern.

Das that er denn auch in vollem Maaße. Er lag auf dem Strom und ließ sich Himmel und Wolken lustig darin spiegeln. Er lag auf den Ufern und in den Gärten. Er hatte sich über die alte Handelsstadt gelegt und sah von oben über die alten Giebel in die engen Straßen, wo die gefangenen Linden seiner warteten und gar nicht daran dachten, daß er so nahe sei. Sie standen noch in träumerischem Schlummer, während ihre Schwestern draußen schon längst erwacht waren. Jetzt kam ihnen der Mai nun plötzlich über den Hals und sie machten, noch ganz verschlafen, ein Knospenauge nach dem andern auf, aber hübsch langsam und spät, wie das die faulen Stadtbewohner nun einmal gewohnt sind.

Dann legte er sich in die alten Häuser, wo sich der Winter noch hartnäckig in Winkeln und Gängen festgesetzt hatte und nicht weichen wollte, bis ihn der Mai, dem man alle Fenster und Thüren weit aufgesperrt, unbarmherzig zusammendrückte und hinausjagte, erst unter den

Dachziegeln vom Boden, dann aus den oberen Etagen und zuletzt aus dem Parterre, von wo er ihn in den Keller trieb und sich dann weiter nicht um ihn kümmerte, da er dort ganz gut aufgehoben war.

Aber auch die Keller, das heißt, die, worin nicht nur Weinflaschen im Dunkeln liegen, sondern worin man sie auch austrinkt, wo die Austern ihr Dasein beschließen, und deren Fenster die Aussicht auf die Beine der Vorübergehenden bieten, während man von oben den „sauren Aal“ als Lockspeise durch sie erblickt; auch diese Keller merkten, daß der Mai da sei und suchten ihn hereinzulocken, indem sie die Fenster weit aufmachten und Blumen hineinstellten.

Besonders lustig sahen jene Keller aus, welche die Oberwelt mit grünem Gemüse versorgten. Waren sie im Winter bis auf einige Körbe mit Kartoffeln, alterschwache Gelberüben, hartnäckige Sellerieköpfe und beinknochenartige boshafte Meerrettigstangen zusammengeschrumpft; hatte man einem großen Sauerkrautfaß Zoll für Zoll die Haare ausgerissen und Pfundweis verkauft, so begann es jetzt auf ihren Treppen und um ihre Thüren zu grünen und in allen Farben zu glänzen. Die Radieschen spielten eine große Rolle und steckten ihre Fühlhörner aus dem grünen Kraut heraus, während sie sich eigentlich neben den kostbaren Spargelbunden hätten verkriechen müssen. Aber Bescheidenheit ist nicht ihre Sache. Die Radieschen sind ein naseweises Geschlecht, zwar nicht ganz so unverschämt und bissig als ihre Vettern die Rettige; besonders jene alten großen schwarzen Dickköpfe, welche einen Mann zum Weinen bringen können, um ihn dann hinterlistiger Weise so durstig zu machen, daß er mehr trinkt als gut ist; aber doch unbändiger als andere Gemüse, denn sie wollen sich nicht einmal kochen lassen und gleich prima vista verspeist sein, ob zu Butter und Brot oder Rindfleisch, ist ihnen egal. — Diese Keller also hatten jetzt ihre Zeit, während jene Höhlen, in denen der Austernmord den Winter über getrieben ward, wo die Citrone den Verblichenen bittere Thränen nachgeweint, welchem Beispiel die Port-

wein- und Cherriflaschen bis zur gänzlichen Erschöpfung folgten, nun auf den sauren Aal angewiesen waren, der sich blau angelaufen in Gesellschaft einiger Zwiebeln in Schüsseln voll Essig krümmte und tagelang auf Den wartete, der ihn verzehren sollte.

Bei Jan Laarsen, der in Hemdsärmeln oben an seiner Kellertreppe saß, war dies nun keineswegs der Fall. Hier brauchte weder der Aal noch sonst Jemand nur fünf Minuten auf sein Recht zu warten. Laarsens Keller lag an den Kajen auf der Sonnenseite und ließ den Winter eigentlich gar nicht herein, denn schon der permanente Dampf der Grogglässer jagte ihn von der Schwelle. Bei Laarsen war Alles zu finden, was das Herz nur verlangte. Nur mit Champagner und indianischen Vogelnestern ließ er sich nicht ein. Aber vom besten Portwein bis zum Kümmel konnte der Durstige sich durchkosten und konnte Sorten finden, die er „auf der hohen Schule", d. h. in den theuersten Weinkellern vergebens suchte.

Das wußten auch seine Kunden, die meistens aus Leuten bestanden, welche die Wassertreppe vom Binnenhafen heraufsteigend, ein paar rothe Eimer vor der Kellerthür abhakten und stehen ließen, ehe sie zu Laarsen untertauchten, um den Grogkessel in einen verzweifelten Paroxysmus zu bringen. — Es waren die Milchleute, deren siegelrothe Eimer sich gegen Mittag so bedenklich vor dem Keller ansammelten, daß es das Ansehen gewann, als sei die Straße versiegelt worden.

Die Hamburger Milchleute sind nicht wie im Binnenland Milchweiber, sondern in der Regel Milchmänner. Ein harter derber Menschenschlag, der sich unter allen Umständen nach der Stadt durcharbeitet, um die Milch zu bringen und — Grog zu trinken. — Sie müssen sich sehr viel mit dem Wasser herumbalgen und können es deshalb nicht leiden, wenigstens im Grog nicht mehr, als eben gerade nöthig ist, während man ihnen boshafter Weise nachsagt, daß sie es für die Milch sehr zuträglich halten.

Auch die Milchleute waren in der schönsten Frühlingslaune und hatten aus Freude über das schöne Wetter gerade so viel Grog getrunken, wie dies im Winter aus Aerger über die Eisschollen geschah, mit denen sie sich herumschlugen. Sie fanden überhaupt in allen vier Jahreszeiten genügende Gründe, um dem Grogkessel keine ruhige Minute zu lassen und hatten während ihrer Fahrt scharf auf jeden Umstand Acht, der ein Glas mehr rechtfertigen konnte.

Herr Laarsen saß also oben auf der Kellertreppe neben einem holländer Käse, der aussah wie sein jüngster Sohn und zählte die Häupter seiner Lieben, d. h. die Schillinge, welche die abziehenden Milchleute in seine fette Hand zählten. Die Stellung auf der Mauer der Treppe war eine sehr vortheilhafte, denn er konnte von dort die Victualien in der Nähe, den Keller, das Wasser und die Straße zugleich übersehen, und war, so oft es das Wetter erlaubte, dort zu finden.

Erschien nun ein Milchmann mit dem Kopf in der Straßenhöhe, so begann ihm Laarsen die Rechnung zu machen.

„Wie veel," frug er, die Pfeife etwas aus dem Munde ziehend.

„Veer" (Gläser Grog nämlich).

„Macht twölf."

„Twee Spintbrood."

„Een Märk, veer."

„Een half Buttel Genever."

„Een Märk tein."

Der Milchmann zählte ein Mark zehn Schilling in die Hand Laarsens, steckte die viereckigen Schwarzbrode nebst der Flasche in die leeren Eimer, hakte diese an sein Tragholz und stieg grüßend auf die Straße, um nach einigen Schritten zwischen den Vorsetzen nach seinem Ewer hinab zu steigen. So verließ Einer nach dem Andern den Keller, bis die rothen Eimer sämmtlich verschwunden und die Straße entsiegelt war.

Herr Laarsen setzte sich jetzt rittlings auf die Treppenmauer, steckte die Hände in die Hosentaschen und blickte dem Milchewer nach, wie er, einem großen Käfer gleich, durch die Schiffe kroch. Es ist 'n Käfer, dachte der Wirth. 'N Käfer, der Milch bringt und Grog mitnimmt. — Ha, ha, ha. — Wenn ihn jetzt 'n großer Fisch verschluckte, der sollte sich 'n guten Rausch holen.

Herr Laarsen mußte bei diesem Gedanken so lachen, daß ihm die holländische Pfeife aus dem Munde fuhr und, da er nicht gleich den Entschluß fassen konnte, die Hände aus den Hosentaschen zu ziehen, gewiß zerbrochen wäre, hätte sie nicht ein Mann aufgefangen, der eben den Fuß auf die Kellertreppe setzen wollte.

„Danke, Herr Trick," sagte der Raucher, indem er den Mund hinhielt, um sich die Pfeife wieder hineinstecken zu lassen, ohne die Hände zu rühren. — „Danke! Was bringt Sie denn an die Kajen?"

„Habe ein Geschäftchen bei Wolf und denke, Sie haben doch noch von dem alten Portwein. Dem kupferfarbigen. — Will mich erst kupfern, ehe ich zum alten Wolf in die Höhle krieche."

„Thun Sie wohl d'ran," bemerkte Laarsen, indem er von seinem Sitz stieg und sich die Treppe hinab rollte, wie ein großes Geneverfaß. Im Keller angekommen, verschwand er in einer Ecke und holte aus einem versteckten Schrank eine kurzhalsige Flasche, aus der er den verlangten Wein in ein rundes, dickes, geschliffenes Glas goß, wo er von Trick gegen das Licht gehalten, wie flüssiges Kupfer glänzte. Nachdem sich Trick am Anblick des kostbaren Rebensaftes gelabt hatte, brachte er ihn unter die Nase und zog prüfend den Geruch ein, worauf er die Lippen spitzte, um ihn auf die echte Weintrinkerart zu saugen und so mit allen Sinnen zu genießen. — Er setzte jedoch das Glas wieder unberührt nieder, indem er sich besann, daß er den Genuß noch bedeutend auf die Spitze treiben könne, wenn er vorher etwas Caviar zu sich nähme.

„Geschwind een bischen Caviar mit Zwiebeln," rief er dem aufschauenden Wirth zu.

Dieser hatte schon geglaubt, es sei etwas an seinem Wein auszusetzen, der Zögerungsgrund erschien ihm jedoch so gerechtfertigt, daß er nach der Küchenthür stürzte und mit solcher Hast Caviar mit Zwiebeln bestellte, als brenne das Haus und der Gast müsse erst noch sein Frühstück haben, ehe man an das Löschen denken könne.

Herr Trick saß indeß in einer Sophaecke hinter einem Pfeiler und sah sein Glas an, wie die Katze eine Maus, die ihr nicht mehr entgehen kann. Er dachte daran dem Wirth den ganzen Vorrath dieses Weines abzukaufen, der nicht leicht so alt und gut zu finden war. Er hatte ja eben dreißigtausend Mark verdient und war auf dem Wege wiederum so viel „zu machen". Vor der Hand behielt er deshalb die ganze Flasche an sich und verzehrte den Caviar, um einen prächtigen Durst zu bekommen.

Die Kellertreppe ward währenddem von einem Schatten verdunkelt, den ein heruntersteigender Mann verursachte.

Der Mann blieb am Eingange stehen und sah sich im Keller um. Da er Niemand erblickte, denn Herr Trick war vollständig vom Pfeiler verdeckt (er liebte solche versteckte Trinkplätzchen außerordentlich), so fragte er den Wirth:

„War noch kein Neumühlner Lootse hier?"

Herr Trick zog beim Klang dieser Stimme seine Beine sehr schnell auf das Sopha, wodurch er vollständig unsichtbar wurde, und spitzte dann seine Ohren, die er noch dadurch zu schärfen suchte, daß er seine Frisur à la Stachelschwein herstellte.

„Es kommen verschiedene Neumühlner Lootsen her. — Da kommt zum Beispiel Lüddemann, Somm, Nielsen."

„Richtig Nielsen, der ist's, den ich hier treffen soll. — War er schon da?"

Herr Laarsen stieg statt aller Antwort so weit die Treppe hinauf, daß er über die Straße sehen konnte; nachdem er einen Blick nach den Flaggen der Schiffe geworfen, stieg er wieder hinab, und sah in einen Kalender, der in der Fensternische hing.

„Nielsen wird in ein paar Minuten kommen,“ sagte er dann zuversichtlich.

„Sehen Sie das aus dem Kalender?“ sprach der Gast lächelnd.

„Allerdings! junger Mann,“ entgegnete Herr Laarsen etwas streng. „Und wonehm sehe ick dat ut dem Kalender? — He? — Weil keen Segelwind ist, un weil Nielsen nicht der Narr ist gegen die Ebbe heraufzurudern, sondern die Fluth abwartet, die seit zwanzig Minuten eingetreten ist. — So mien Jung! Auf die Art sieht man was aus dem Kalender,“ beschloß der Wirth seine Belehrung, die er dem Gast angedeihen ließ, weil er nicht unbedingt an die Versicherung von Niels Ankunft glaubte.

Es war eine, allen Stammgästen bekannte, Eigenthümlichkeit Laarsens, in seinem Keller stets Recht zu haben und nicht den geringsten Widerspruch oder Zweifel zu leiden. Er hatte an der Decke einen Windfisch aufgehängt und bestimmte nach dessen Richtung den Wind. Stand der Fisch mit dem Kopf nach dem Fenster, so mußte Ostwind sein, es mochte draußen herwehen wo es wollte. Hatte nun Laarsen Ostwind proklamirt, so sah er sich gewöhnlich herausfordernd unter den Milchleuten um. Diese hüteten sich aber wohl ihm zu widersprechen, weil er durch Widerspruch stark zur Wassersucht geneigt ward, d. h. den Grog des Verbrechers mehr denn sonst verdünnte, damit der Oppositionsgeist keine zu große Nahrung erhalte.

Einen besonders widerspruchsvollen Milchmann hatte er einst beinahe bis auf das warme Wasser heruntergebracht und als der Bösewicht gar eines Tages den heiligen Windfisch beim Schwanz erfaßt und nach dem Ofen drehend, auf gewaltthätige Weise „Westwind“ erzwingen wol-

len, zum Keller hinausgejagt, wo er später nur wieder Zutritt fand, als seine Collegen Bürgschaft für ihn leisteten.

War nun Herr Laarsen in physikalischer Hinsicht ein Rechthaber, so war er in der Politik geradezu ein Tyrann. Hatte er Morgens sein Stündchen hinter den Hamburger Nachrichten, wie hinter einer spanischen Wand verbracht, und die europäische Politik verarbeitet, so waren entweder die Engländers, die Russen oder die Amerikaners im Keller geächtet; und er hätte diesen Nationen nicht um den doppelten Preis einen Grog verabreicht. — Auch gegen einen hochedlen und hochweisen Senat hatte er nicht den Respekt, den man von einem guten Bürger erwartet. Ja, er gab oft nicht undeutlich zu verstehen, daß er manchen „Döskopp" kenne, der hochweise genannt würde. Ueber die Accise war er sehr aufgebracht, sonst aber ein durchaus ehrlicher Mann, der Schwindler und Aufschneider nicht leiden konnte.

Er hatte übrigens recht prophezeiht, denn der Gast hatte sich kaum niedergesetzt und ein Glas Rothwein erhalten, als Nielsen die Treppe heruntersteig. Er trug die Arme voll Flaschen, welche ihm der Wirth sofort abnahm.

„Nun, da sind Sie ja schon, Herr Schwarz," sprach der Lootse, indem er sich zu dem Gast setzte und ihm die Hand schüttelte.

Das Stachelschwein in der Sophaecke lag zusammengekauert und sperrte die Ohren weit auf.

„Ich konnte am Sonntag draußen nicht mit Ihnen sprechen, deshalb ließ ich Sie heute hierher bestellen, wo wir ungestört sind. — Haben Sie einen Brief von Kern aus Neuyork erhalten?"

„Nicht eine Zeile."

„Sonderbar. — Kern schreibt mir, daß Jemand aus dem Stubborn'schen Hause kommen wird und daß ich ihm geben soll, was er verlangt, wenn es Ernst ist. — Sie heißen doch Ernst?"

„Freilich, freilich. Aber ich habe kein Wort erhalten. — Es liegt ein Ge — — — —“

Hier trat Herr Laarsen an den Tisch und verdrehte die Augen auf eine Art, daß die beiden Gäste glaubten, er habe einen epileptischen Anfall.

„Ja ja!“ platzte er hierauf heraus. „Kuken Sie nur nach dem Windfisch und lachen Sie. Ich weiß, Sie wollen jetzt behaupten, wir hätten Westwind? — Hee? — Wollen Sie etwa?“ Dabei blinzte er sie geheimnißvoll an und zeigte verstohlen mit dem Daumen über seine Schulter nach dem Pfeiler, hinter dem Herr Trick auf der Lauer lag.

Schwarz sah verwundert bald auf Nielsen bald auf den Wirth und war sehr geneigt, diesen für etwas verrückt oder betrunken zu halten.

„Und wenn ich nun sage, wir haben Westwind,“ schrie Nielsen, indem er mit einer Faust auf den Tisch schlug und mit der anderen Hand Schwarz ein Zeichen gab, welches andeutete, daß Jemand im Keller sei, der ihr Gespräch nicht zu hören brauche.

„Wenn Se dat seegt, denn macht se glief dat se rut kommt,“ schrie Herr Laarsen, wieder geheimnißvoll nach hinten zeigend.

„O! das können wir gern,“ sprach Nielsen aufspringend. „Wo ist denn mein Hut?“ Hiebei lief er im Keller umher, um ihn zu suchen und trat dabei hinter den Pfeiler, um zu sehen, wer Herrn Laarsen zur Warnung veranlaßt habe.

Auf dem Sopha lag vor seinen erstaunten Blicken Herr Trick im tiefsten Schlaf.

„Kommen Sie,“ sprach der Lootse leise. „Wir wollen hier aus dem Wind gehen und eine Leeseite suchen.“ Hiebei faßte er Schwarz mit eisernem Griff am Arme und zog den höchst erstaunten jungen Mann, der jetzt geneigt war auch ihn für verrückt zu halten, aus dem Keller.

„Ich will Euch wohl zeigen, wo der Wind herkommt,“ schrie ihnen der Wirth nach, indem er die Treppe hinauf stieg und dabei fortwährend nach unten zeigte.

Herr Laarsen war wie gesagt eine ehrliche Haut und hatte deshalb eine natürliche Abneigung gegen Trick, welche hauptsächlich dadurch entstand, daß sich dieser immer den verstecktesten Winkel zum Trinken suchte. Da er stets die besten und theuersten Weine trank, so hielt er ihn im Anfang für einen Spitzbuben, der sein gestohlenes Geld im Winkel verzehren wolle. Dann kam er auf den Verdacht, daß er ein geheimer Polizist sein müsse, der den Milchleuten auf die Finger sehen und seine Ansichten über den Senat ausspioniren wolle, bis er endlich den Hausknecht auf seine Spur nachschickte und herausbekam, daß er Buchhalter bei Stubborn sei. — Er wollte dies im Anfang gar nicht glauben, denn ein so borstiger, schäbiger, winkelkriecherischer Buchhalter war ihm noch nicht vorgekommen. Als Trick aber im Comptoir die Proviantlieferung für den verlorenen Kometen mit ihm abschloß, mußte er wohl die Sache anerkennen.

Sein heutiges Benehmen war durch Trick veranlaßt worden, den er auf das Gespräch der beiden Gäste lauschend fand und der ihm ein Zeichen gab, daß er unbemerkt bleiben wolle. Herr Laarsen, dem der Lootse ein viel zu guter Kunde war, als daß er ihn von Jemand hätte belauschen lassen, von dem er wußte, daß durch ihn alles, was in die Flaschen kam, nach Neumühlen geschmuggelt wurde, und der ja durch einen Horcher an die Zollbeamten verrathen werden konnte, Herr Laarsen verstand also das Zeichen Tricks falsch und nahm an, er solle die Gäste hinausschaffen, was er denn sofort ausführte und zwar zum größten Aerger Tricks, dessen Borsten und Katzenaugen er jetzt hinter dem Pfeiler vorrücken sah.

„Das ist also der Freund,“ flüsterte Trick, indem er ein Glas Portwein langsam hinabsog. „Teufel! wer hätte an den gedacht. —

Hm — hm. — Nun warte nur Freundchen. Dich wollen wir wohl bald haben.“ — Er sog wieder ein Glas aus — „hm — hm — ja so wird's gehen. — Machen wir ihn nur segelfertig.“

Hier bildete der Buchhalter aus dem Caviarrest ein kleines Schiff, belud es mit der gehackten Zwiebel, machte den Mund weit auf und verschlang es mit einem Schnapp, worauf er die Augen zudrückte und sich vor Lachen schüttelte, als habe er etwas besonders Spaßhaftes gethan, und doch hatte er weiter nichts, als das Modell zu einem kleinen Unternehmen gemacht, womit er wieder dreißigtausend Mark zu verdienen dachte.

Herr Laarsen störte ihn in weiteren Projecten, indem er zu ihm trat, ein Auge zumachte und mit der Pfeife nach der Thür zeigend sagte: „Fort sind sie. — Aber weshalb sollte ich sie wegbringen?“

Herr Trick hatte große Lust ihn einen Esel zu nennen. Er besann sich jedoch und sprach: „Es war ein junger Mann aus unserem Geschäft. Ich wollte mich nicht gern sehen lassen.“

„Soooo?“ sagte Laarsen gedehnt. Er ärgerte sich im Stillen, daß er den Buchhalter nicht vor die Augen seines Commis gebracht hatte und flüsterte dem Hinaufsteigenden nach: „O lauf nur, Du Horcher und Kriecher! Was Gutes hast Du doch nicht im Sinn. — Geh nur zum alten Wolf und kauf Dir einen Strick! — Einen Nagel wirst Du schon finden.“

Bei diesen Worten saß Herr Laarsen schon wieder oben neben dem holländischen Käse, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Senator Eiskuhl hatte, während Herr Laarsen dem Senator noch ähnlicher sah, ihn mit seiner weißen Schürze aber bedeutend hinter sich ließ, denn der Senator konnte beim besten Willen, mit dem Hemd nicht weiter als bis an die Westenkette gehen, während Herr Laarsen seine Leinwand bis unter die Kniee ausdehnte und dabei an Weiße und Feinheit nicht einen

Zoll nachgab, was Kinn und Bauch betraf, aber noch einen guten Vorsprung hatte.

Der Lootse schleppte den verwunderten Schwarz, ohne ein Wort zu sagen, und sich mehrmals umschauend, beim Brodschrangen und neuen Krahn vorbei, über die Brockbrücke und dann am Kehrwieder entlang, wo er endlich zu sprechen begann.

„Wissen Sie, wer im Keller auf dem Sopha lag und schlief oder horchte?“ sagte er zu Schwarz.

„Auf dem Sopha?“ frug Dieser, jetzt erst das Wesen des Lootsen und Wirthes begreifend.

„Nun wer anders, als Ihr Buchhalter Trick. — Sehen Sie,“ fuhr Nielsen fort, indem er die Blicke des erstaunten Schwarz über das Wasser lenkte: „Sehen Sie, dort kommt er aus dem Keller und sieht sich nach uns um. — Er sucht auf dem Wasser. — Stellen Sie sich hier hinter die Fässer, denn er hat scharfe Augen. — Ha, jetzt geht er weiter. — Sehen Sie! Er steigt in den Keller zum Lumpenhändler. — Was mag er dort wollen?“

„Kanns nicht sagen,“ sprach Schwarz kopfschüttelnd.

„Ich wills schon rauskriegen,“ murmelte Nielsen hinüber drohend, „Keller um Keller, mien Jung. — Nun kommen Sie aber. Wir wollen nach dem Blockhaus hinüber gehn, wo es auf der Brücke keine versteckten Sophas giebt. — Sie haben also keinen Brief von Kern?“

„Ich sage Ihnen nein. Sie fragten mich schon am Sonntag danach. — Was ists mit Kern? — Welches Geheimniß steckt hinter dem Mann, dessen ich mich von früher aus unserm Geschäft erinnere und der als durchgegangener Betrüger angesehen zu werden scheint?“

Der Lootse blieb auf der Brücke zum Blockhaus stehen und ließ einen langen leisen Pfiff durch die Zähne erschallen.

„Dahin läßt man also den Cours anliegen?“ sprach er mit der Faust in die Luft drohend.

„Nun ich sage Ihnen, daß Kern weder durchgegangen noch ein Betrüger ist. Er ist ein eben so ehrlicher Mann als ich!“

Schwarz konnte in diesem Augenblick ein Lächeln nicht unterdrücken und sprach. „das ist ganz gut, wenn es nicht vom Ottenser Zollamt aus betrachtet wird.“

Nielsen ward vor Zorn roth und sagte: „Sie als Kaufmann sind doch nicht der Narr, der im Schmuggel ein Unrecht sieht? — Was ist denn ehrlicher? Ihnen eine Flasche Wein, oder den Zucker und Thee billig zu verschaffen, oder Ihnen die Hälfte davon wegzunehmen, ehe Sie es ins Haus bekommen? — Was ist denn ehrlicher? An der Grenze herumzulungern, um die Leute auszurauben? oder an der Grenze herumzulungern, um den Leuten etwas zu bringen? -- Doch lassen wir das. Ich kann nichts weiter sagen, als daß mir Kern vor neun Jahren ein versiegeltes Packet übergeben hat, wie er im Auftrage Stubborns nach Amerika hinüber ging, und daß ich dies Packet Jemand aus dem Stubborn'schen Hause geben soll, wenn er einen Brief Kerns vorzeigt, in dem alle näheren Verhältnisse erklärt sind.“

„Kennen Sie die Verhältnisse?“

„Leider nicht, denn als Kern vor seiner Abreise zu mir kam, war ich nach zehnjähriger Abwesenheit von den Südseeinseln heimgekehrt, wo ich ein halber Wilder und mehr Fisch als Mensch ward. — Ich mußte Kern von meinen Reisen erzählen und erhielt erst im letzten Augenblick das Packet zur Aufbewahrung. Seitdem war er verschollen und kommt erst vor wenigen Tagen durch seinen Brief wieder zum Vorschein, in dem er mich mit einigen Worten wegen seinen Schicksalen an den verweist, der das Packet abholen wird. Ich erinnerte mich dunkel, daß er von Ihnen und Ihrem Bruder gesprochen hat. — Wenn Sie aber keinen Brief haben, kann ich Ihnen auch das Packet nicht geben, obgleich ich bestimmt glaube, daß es für Sie ist.“

„Hm. — Wenn nun der Brief etwa unterschlagen wär' und Trick käm' damit."

„Trick wird sich hüten, da er uns im Keller belauscht hat. — Und wenn Trick mit dem Brief käme, würde ich nichts von einem Packet wissen. — Ich bin überzeugt, daß es nicht für ihn ist," sprach Nielsen bestimmt.

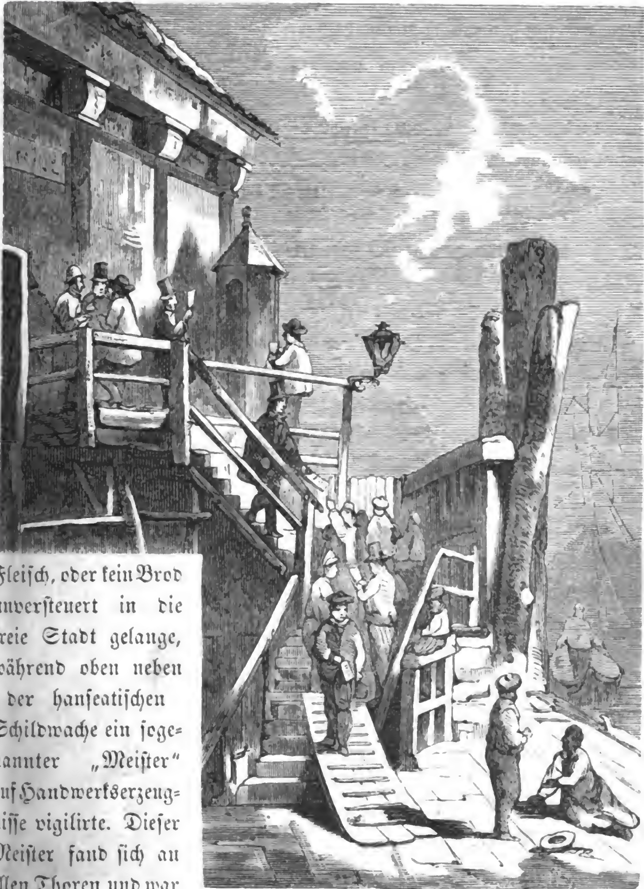
„Nun wissen Sie was. Ich komme hinaus und wir öffnen das Packet miteinander. Ist es nichts für mich, so machen wirs wieder zu. Ich hoffe, Sie halten mich für einen eben so ehrlichen Mann wie Sie selbst sind," sagte Schwarz lächelnd.

„Darüber müssen wir erst das Zollamt in Ottensen fragen, wenn die zehntausend Cigarren voll sind, die Sie durchgeschmuggelt haben," erwiederte Nielsen laut lachend. Dann fuhr er fort: „Wenn Sie in ein paar Tagen keinen Brief erhalten, so kommen Sie. Wir wollen dann sehen, was im Packet ist. — Jetzt leben Sie aber wohl! Ich will mich wieder nach den Kajen übersetzen lassen und meine Flaschen holen, auf die Jörs draußen lauert, die er aber eben so wenig kriegen soll, als die vorigen."

Bei diesen Worten stieg Nielsen die alte wacklige Holztreppe hinab, welche vom Blockhause nach dem Wasser führte, und ließ sich von einem vorbeifahrenden Jollenführer aufnehmen.

Ernst Schwarz blieb auf dem Balkon des Blockhauses stehen und sah gedankenvoll in das Treiben auf dem Wasser, welches sich hier sehr lebhaft entwickelte.

Das alte Blockhaus war ein komisches Ding und stand auf unzähligen Pfählen, wie eine Amphibie, die auf Beute lauert, im Wasser. — Es erhaschte auch seinen Fang Tag für Tag von den Vorüberfahrenden, denn eine schwarze Tafel neben der Thür machte bekannt, daß sich Zoll und Accise hier befinde. Eine Anzahl Accisbeamte standen auf dem Floß am Fuße des Hauses und gaben scharf Acht, daß ja kein Pfund



Fleisch, oder kein Brod unversteuert in die freie Stadt gelange, während oben neben der hanseatischen Schildwache ein sogenannter „Meister" auf Handwerkserzeugnisse vigilirte. Dieser Meister fand sich an allen Thoren und war meistens ein Handwerksmann, der wenig Auftrag oder Lust zur Arbeit hatte und von den Gewerben hergestellt ward, um darauf zu sehen,

daß ja nichts von den Vorstädten hereinkäme und dadurch den Meistern in der Stadt ein Verdienst entginge. Die Handwerker in St. Georg und St. Pauli hatten zwar ganz dieselben Lasten zu tragen wie die in der Stadt; und wären in andern Städten der Knechtschaft nicht gehindert worden ihre Arbeiten für Stadt und Vorstadt zugleich zu liefern. Eine freie Stadt mußte jedoch das Vorrecht haben, möglichst viel und auf mannigfaltige Weise aus ihren Bürgern herauszupressen. Dies scheint nun einmal mit dem republikanischen System zusammenzuhängen und hat sich wahrscheinlich von der französischen Republik weiter verpflanzt, die nicht nur eine erhöhte Steuer aus dem Geldbeutel, sondern auch noch eine Abgabe von Köpfen verlangte, und zu diesem Zweck jene bekannte gemüthliche Maschine in Thätigkeit setzte, die man mit dem Scherznamen „der Nationalbarbier" oder „das Nationalfensterchen" benannte. Eine Republik ist für die, welche an der Spitze stehen, ein recht nettes handliches Ding. Eine Stätte der Freiheit ohne Gleichen, denn man kann nach Lust und Belieben Leute einstecken und Leute austreiben, ohne nur erst, wie dies in den schlimmsten despotischen Staaten geschieht, nach einem Rechtsgrund zu suchen. Wo der Senator oder Bürgermeister das Recht selbst macht (oft nach seinem Privatbelieben), da hört auch das Recht bei ihm auf und das Geschäft des Regierens ist ungemein vereinfacht, da kein Berufen an eine höhere Stelle möglich ist. — Wer eine große Sehnsucht nach „Republik" verspürt und diese gar für unser „herrliches großes Deutschland" herbeiwünscht, den schicke man nur ein paar Jahre nach Hamburg oder Neuyork. — Wenn ihn dann der Polizeiherr ohne allen Grund zur Stadt hinausjagt, — wenn er den Befehl erhält auf die Wache zu ziehen, ohne daß er die geringste Ahnung hat, irgend einer militärischen Truppe anzugehören — wenn man ihn mit so und so viel Abgaben belegt und, will er diese nicht gutwillig zahlen, sagt: so machen Sie, daß Sie weiterkommen, dann wird er wohl einsehen, daß in Ländern monarchischer Knechtschaft solche Frei-

heiten eben nicht zu finden sind. — Am schlimmsten kommen Jene an, die sich einschiffen, um in Newyork die vollständigste Freiheit zu genießen und dem Druck der Abgaben im alten Lande zu entgehen. Diese armen Teufel stehen drüben verzweifelt, wenn sie in die Steuerpresse des freien Amerika gerathen und bei einem Geschäft, einer Gastwirthschaft z. B., welches sie anfangen, so viel für Licenz zahlen müssen, daß sie im Lande der Knechtschaft zum ganzen Geschäft nicht mehr Kapital gebraucht hätten. — Vor Allem ist jedoch solchen Republikliebhabern die Schweiz anzurathen, wo man im Jahr 1865 zu Altorf unter der Statue Tells einem Schriftsteller und freien Schweizer wegen einer Schrift zwanzig Hiebe aufzählen ließ!! — — — —

Dergleichen Betrachtungen stellte Schwarz freilich nicht an. Ihm waren Senatorenhoheit und Thorsperre Dinge, die er seit seiner Jugend als natürliche Einrichtungen betrachtete. Er sah die Schuten unten anlegen und die Zollzettel abgeben, er sah die Torf- und Gemüseewer durchsuchen und die Jollen anhalten und blickte über das ganze Getreibe hinweg, weil er in unbestimmter Ferne nach einem Zusammenhange zwischen sich und dem so lange verschollenen Buchhalter suchte. Es war ihm, als habe er einmal gehört, daß das Stubborn'sche Haus seine Aeltern besessen und der Buchhalter Kern Näheres darüber wisse. Er konnte aber nichts erfahren, da im Geschäft Niemand aus früherer Zeit existirte. Nur so viel war ihm bekannt, daß sein Vater von den Franzosen erschossen worden, als er kaum ein Jahr alt and sein Bruder noch nicht geboren war, welches letztere Ereigniß der Mutter das Leben kostete.

Er stand und grübelte noch, als er sich aus einem Boot rufen hörte. Ein bekannter Schiffbauer winkte ihm herabzukommen und ließ das Boot anlegen.

„Wollen Sie Ihr neues Schiff einmal mit ansehen?“ fragte er Schwarz.

„Neues Schiff?“ sprach dieser verwundert.

„Nun ja! Herr Stubborn hat eben Besitz davon genommen und mir Auftrag gegeben es seetüchtig zu machen, damit es die Commission besichtigen kann. — Sie haben das Schiff um ein Spottgeld gekauft, weil Kapitän Groth, dem es gehört, an der Gicht leidet und es gern so schnell als möglich los sein wollte. — Das Malheur des Einen ist immer der Vortheil des Andern,“ bemerkte der Schiffbauer, indem er für Schwarz die Steuerbank abwischte.

„Wie heißt denn das Schiff?“ sprach dieser sich in das Boot setzend.

„Die Gebrüder. — Eine schöne Brigg. — Wird außer ein bischen malen und verproviantiren nicht viel zu thun geben. — Bin neugierig, wen Herr Stubborn als Kapitän anstellen wird. — Dort liegt sie.“ Bei diesen Worten zeigte der Mann auf eine große Brigg, an deren Seite das Boot bald lag, worauf er und Schwarz die Fallrepp hinaufkletterten.

Auf dem Deck fanden sie einen Herrn, der die Takelage mit kritischem Blick betrachtete, das Steuerrad und den Compaß besah und dann mit den Händen auf dem Rücken kopfschüttelnd umherging.

„Nun Herr Wöllers;“ redete ihn der Schiffsbauer an. „Gefällt Ihnen das Schiff nicht?“

„Oh! oh! Im Gegentheil. — Ich ärgere mich, daß mir das Schiff durch die Nase gegangen ist — hätte es gern selbst gekauft, um einmal als Kapitän eine Speculationsfahrt zu machen. — Habe eben vom Kapitän erfahren, daß es weg ist,“ entgegnete Meister Wöllers.

„Ist es Ihnen nicht ein bischen zu groß?“ bemerkte der Schiffbauer mit einem verschmitzten Zug um den Mund.

„Oh neeee — lüttge Brigg, die sich leicht führt,“ sagte Wöllers, das Steuerrad ein wenig hin und her drehend. — „Guter Segler?“ fragte er.

„Ausgezeichnet! — Geht auf acht Striche an den Wind," betheuerte der Andere.

„Auf acht? — — — Ei Ihnen soll doch der Teufel den Compaß richten!" schrie Meister Wöllers. „Glauben Sie denn, daß ich nicht weiß, was auf acht Striche an den Wind gehen heißt? — Hee? — So segelt meine Frau, wenn sie nach meinem Cours segeln soll! — Dunnerslag! — Ich habe gar nicht an sie gedacht. Was würde die zu dem Handel gesagt haben!!"

„Ich dachte ja, daß es ein wenig zu groß sein würde. Ich wüßte aber was Anderes für Sie," tröstete der Spötter.

„Nun raus damit," rief der Meister.

„Der Makler Kirsten will seinen lüttgen Kutter, den Seehund, verkaufen. — Nettes Ding, mit zwei Kajüten."

„Was verlangt er dafür?"

„Sechshundert Mark."

„Wo liegt er?" fragte Wöllers begierig.

„Er liegt bei meinem Werft, und wird eben kalfatert. — Ah guten Tag, Herr Trick!" sprach der Schiffbauer, sich nach einem Kopf wendend, der eben über der Reeling erschien, und dem Herr Trick nebst einem Herrn folgte, der ein Assecuranzmakler war, und das Schiff besichtigte, als wolle er eins danach machen.

„Seehund, Seehund," murmelte Meister Wöllers. — Er hatte nicht im Geringsten im Sinn gehabt diese oder eine andere Brigg zu kaufen, denn seine Frau hätte ihm den Hals dafür umgedreht. Die letzte Spazierfahrt war noch nicht einmal gänzlich abgebüßt. Er konnte es aber doch nicht lassen mit den Schiffen zu liebäugeln und sich, wenigstens darauf herumkletternd, als Kapitän zu denken. — Jetzt hatte aber der Schiffbauer Feuer in das nautische Stroh Wöllers geworfen. — Ein Kutter mit zwei Kajüten! Das hatte gefangen und Meister Wöl-

lers stieg mit dem festen Vorsatz die Fallrepp hinunter, sich das Ding anzusehen.

Nachdem der Makler das Schiff genügend untersucht hatte, fragte er, in was wohl die Ladung bestehen werde.

„Wir werden diesmal eine klingende Ladung haben," sprach Trick. „Es sind fünfundzwanzig große Concertflügel nach Singapore bestellt. Dann ist auf Java großer Glasbedarf — feine böhmische Waare. Alles geschliffen und vergoldet. — Kronleuchter — Spiegel u. dgl."

„Nichts Feuergefährliches?"

„Gar nichts," betheuerte Trick.

„Fünfundzwanzig Concertflügel! — Gott erbarme sich über die Singaporer, wenn jeden Tag Tonleitern darauf gespielt werden!" schrie der Makler in komischer Verzweiflung. „Na villeicht wollen se die Tiger damit vertreiben," fuhr er fort; „denn ich kann Ihnen sagen, wenn ich ein Tiger und nicht an das Geschäft gebunden wär, so lief ich zweihundert Meilen in einem Stück aus einer Gegend, wo sie Tonleitern spielen. In meiner Straße gehts rechts und links von mir den ganzen Tag die Tonleiter rauf und runter. — Ich bin ein guter Kerl, aber ich bringe nächstens die Tonleiterer um, denn ich will lieber in's Zucht- als in's Narrenhaus kommen. — Fünfundzwanzig! Viel zu wenig! Sehen Sie doch zu, daß Sie fünfundzwanzigtausend drüben loswerden, damit die Tonleiterkasten hier fortkommen."

„Hm — der Bedarf ist drüben da," meinte Herr Trick. — „Ich glaube, daß unser Prinzipal keine schlechte Speculation machte, wenn er noch zehn Stück mehr schickte. — Hm — hm — werde mit ihm sprechen. — Herr Schwarz!" wandte er sich an diesen, „sorgen Sie doch dafür, daß Wilm aufpaßt, damit die Kisten der Instrumente gut verpicht werden, sonst könnten die Saiten rosten. — Wie kommen Sie denn hier auf's Schiff?" fragte er plötzlich.

„Durch Zufall! Unser Herr Prinzipal betreibt seine Geschäfte so

geheimnißvoll, daß ich gar nicht gewußt hätte, daß wir wieder ein Schiff haben, wenn mich Herr Marbs nicht vom Blockhaus mitnahm," sprach Schwarz.

Herr Trick sah Schwarz mißtrauisch von der Seite an und bemerkte, daß er es ihn ein andermal vier Wochen vorher wissen lassen wolle, wenn Herr Stubborn ein Schiff zu kaufen beabsichtige.

Schwarz sagte nichts, betrachtete aber Herrn Trick mit einer so beunruhigenden Aufmerksamkeit, wie er es nie gethan. — So forschend, daß der Buchhalter genöthigt war alle seine Haarspitzen gegen ihn zu kehren. Als Schwarz hierauf über die Reeling stieg und nochmals einen Blick auf Trick warf, glaubte er große Aehnlichkeit mit einem bösen Seeigel an ihm zu entdecken und beschloß, ihm mehr Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden.



Achtes Kapitel.

Nächtliche Unternehmungen.

Da Nielsen erst mit der ablaufenden Ebbe nach Haus zu fahren dachte, so hatte er viel Zeit übrig und schlenderte deshalb langsam an den Kajen hin. Er hielt dabei einen Keller im Auge, in den

der Frühling nicht zum Einziehen geneigt war, wenn er sich auch sonst überall hinlocken ließ.

Die Kellertreppe, welche mit einer auserlesenen Sammlung zerbrochener und verrosteter Gegenstände von Holz und Eisen, Blech und Glas garnirt war, führte zunächst direct in einen alten eisernen Ofen, der sich unten breitbeinig aufgestellt hatte und seinen verrosteten Mund weit aufsperrte, um wenigstens etwas Warmes in den Leib zu kriegen, wenn die Sonne einige schräge Strahlen in den Keller warf, denn Kohlen kannte er seit langen Jahren nicht mehr. Hinter dem Ofen lag dicke Finsterniß auf einer Menge von Gegenständen, von denen die gefährlichsten einige alte Bootsanker waren, in die der Fremdling gewöhnlich lief, wenn er den Ofen umschiffte. Dabei konnte er nicht vermeiden einige zerbrochene Gläser herunter zu werfen, worauf er gefangen war, denn dann stürzte der Besitzer des Kellers, der alte Wolf, hervor und erhob ein solches Lamento über die Gläser, daß er jedesmal einige Schillinge Schadenersatz herausschlug, ehe er noch ein anderes Geschäft machte.

Nielsen stand vor dem Keller still und betrachtete den Lumpenkram. Da er einen Bootshaken fand, so nahm er diesen in die Hand und besah ihn, in der Hoffnung den Prinzipal des Lumpenhandels herauszulocken. — Wolf seinerseits saß hinten im Dunkeln und dachte den Lotsen hereinzulocken, damit er die Glasscherben herunter werfe.

Da Niemand erschien, so begann Nielsen herunterzusteigen und den Ofen in Ermangelung einer Glocke mit dem Bootshaken zu bearbeiten, worauf Wolf sogleich bei der Hand war, um nachzusehen, ob er keinen Sprung entdecken könne, der eine Schadenforderung möglich mache. Leider war der Ofen zwar sehr verrostet, aber nicht zersprungen und Wolf fragte deshalb mürrisch, was es gebe.

Der Bootshaken ward um drei Schillinge erhandelt. Dann sah

sich Nielsen aufmerksam um und fragte Wolf: „Habt ju sonst nichts, womit ein Geschäft zu machen ist?“

„Geschäft zu machen?“ lispelte Wolf, indem er den Lootsen mit den Augen anbohrte.

„Habt Ihr vielleicht was, womit sich ein Geschäft machen ließ? — Ha! Ha! Ich bin immer geneigt ein Geschäft zu machen.“

„Habt eben ein recht nettes mit ihm gemacht! Hee?“ sprach Nielsen ein Auge zudrückend und dabei nach Oben zeigend.

„Mit wem?“ frug Wolf erstaunt.

„Nun, soll ich sagen mit meinem Freund Trick?“ fuhr Nielsen vertraulich fort. „Er ist ein geriebener alter Junge und verdient was dabei. Ich brauche auch davon und gebe mehr als er, aber er kommt mir immer zuvor. Hat er Alles genommen, was Ihr habt?“ (Wenn ich nur erst wüßte, w a s er gesucht hat, dachte Nielsen.)

Es muß großer Bedarf sein, dachte Wolf und erwiederte: „Alles? Noch viel mehr. Es muß mir ein Hagelwetter und ein allgemeiner Ehestandskrieg zu Hilfe kommen, wenn ich's ihm in vier Wochen schaffen soll. Indeß was würdet Ihr für den Centner geben?“

Wenn ich nur wüßte w a s, dachte wiederum Nielsen und sagte überlegend: „das kömmt ganz auf die Qualität an. Zeigt mir eine Probe.“

Der alte Wolf bückte sich nach einigen Glas- und Geschirrscherben, hielt jedoch inne, ehe er noch eine Hand ausgestreckt hatte und sprach: „Es hilft nichts. Ich kann keine weiteren Bestellungen annehmen, denn ich muß dreihundert Centner schaffen Also lieber Freund, wendet Euch wo anders hin.“

„Nun wie Ihr wollt,“ sprach Nielsen ärgerlich, daß er so nahe der Sache, dieselbe doch nicht herausbekommen konnte. Er ging fort und zerbrach sich den Kopf, von was Trick wohl dreihundert Centner brauche. Es lagen aber so unendlich verschiedene Gegenstände um den

alten Wolf herum, daß es eben so gut Ketten, Oefen, Tauwerk und Theekessel als alte Lederkoffer, Stiefeln und invalide Regenschirme sein konnten.

Nielsen verbiß seinen Aerger in einem Glas Wein und trug seine gefüllten Flaschen, denen er noch ein paar Dutzend andere beifügte, aus Laarsens Keller in sein Boot, als die Ebbe eintrat, um mit derselben langsam hinabzutreiben.

Er saß im Stern und wrickte langsam mit dem Strom, denn das Hafengewühl interessirte ihn stets.

Er betrachtete das Baumhaus, welches wie ein alter reicher behäbiger Holländer am Wasser stand und auf die Schiffe blickte, dann stand drüben das Blockhaus, ebenfalls holländischer Natur, mit seinen glänzenden Hohlziegeln und dem von Grünspan überzogenen Thürmchen auf dem Dache, während zwischen den dunklen schlüpfrigen Pfählen seiner Grundlage ganze Rattenkolonien ihr Wesen trieben.

Dem Ausgang am Blockhaus strebte mit Beginn der Ebbe eine ganze Flotte kleiner Fahrzeuge zu, welche ihre Geschäfte in der Stadt beendet hatten und nun die acht Ebbestunden benutzen wollten, um wieder nach Haus, oder wenigstens ein Stück weiter zu kommen. Nielsen trieb in der ersten Hafengasse weiter und ward hier von einem Schiff angerufen. Er sah hinauf und erblickte Trick, der neben Stubborn über die Reeling schaute und ihn fragte, ob er nach Neumühlen führe und den Herrn Prinzipal mitnehmen würde. Nielsen war gern dazu bereit, wenn Herr Stubborn auf seinen Ewer absteigen und sich von da an das Land setzen lassen wolle, was seine Passagiere, er zeigte auf die Flaschen, nöthig machten.

Herr Stubborn, der selbst solche Geschäftchen, nur in größerem Maßstabe, machte, war dies zufrieden und kletterte in das Boot. Als der Lootse den offenen Strom gewonnen hatte, ließ er das Fahrzeug treiben. Herr Stubborn erkundigte sich nach dem Ertrag der Schmuggelei

und schüttelte mißbilligend den Kopf, als er erfuhr, daß Nielsen jährlich etwa blos sechs- bis achthundert Mark damit verdiene. Eine Lumperei, nicht der Mühe werth, sich damit zu befassen.

Stubborn hielt es fast für eine Blamage mit einem Mann zu fahren, der das Zollgesetz wegen solcher Lumperei umging. Er dachte daran, daß es am Ende besser sei die Sache selbst in die Hand zu nehmen, um doch wenigstens so viele Tausende herauszuschlagen.

Er fragte Nielsen, ob er geneigt sei für ihn eine Partie Waaren zu schmuggeln und bei sich niederzulegen, wozu der Lootse natürlich sofort bereit war und eine weit bessere Meinung als bisher von Herrn Stubborn bekam. Dann erkundigte er sich nach Nielsens nautischen Kenntnissen und nach seinen sonstigen Verhältnissen, kurz, er zeigte eine Theilnahme für den Lootsen, die diesen in gerechtes Erstaunen setzte, denn der kalte Mann hatte ihm sonst kaum einen Blick geschenkt.

Die Sonne warf schon warme Lichter auf den Strand, als das Boot Neumühlen erreichte, wo man fröhliche Gruppen junger Leute im Sande lagern sah, auf dem hie und da einige Boote trocken lagen, als hätten sie das ewige Schwimmen satt und wollten auch einmal ausruhen. Stubborn stieg auf Nielsens Ewer, der ein paar Klaftern vom Land entfernt vor Anker lag und ließ sich von da in einem andern Boot auf's Trockne setzen, während der Lootse die Flaschen in den Ewer stauete und dadurch den ihn beobachtenden Jörs, der heute einen besonderen Durst fühlte, beinahe zur Raserei brachte.

Nielsen hatte den Zollwächter schon lange hinter dem Baum bemerkt, wo er mit seinem Fernrohr stand, und ließ jede Flasche recht geflissentlich in der Sonne spielen, ehe er sie in den Ewer legte. Er wußte, daß er Jörs damit gerade solche Qual machte, als hätte er ihn in der Wüste Sahara mit Häringen gefüttert, ohne ihm einen Trunk dazu anzubieten. Der Zollbeamte murmelte eine Reihe dänischer Flüche her, welche gegen die deutschen besonders ausgiebig sind, und war sehr

geneigt eine Kugel in die Flaschen hinunter zu schicken. — Noch lieber hätte er sie aber selbst gehabt und in seinem natürlichen Weinkeller untergebracht.

Er begab sich deshalb an den Strand, um sich auf die Lauer zu legen, denn er wußte gewiß, daß Nielsen in der Nacht eine Partie Waaren an das Land schaffen würde.

Als er bei Stubborns Garten vorbei ging, hörte er sich leise anrufen und sah den Kaufmann in einer dichten Laube, an die er ihn heranwinkte.

Jörs sah sich überall um, ob das Winken vielleicht Jemand Anderem gälte, durchspähte dann Alles umher, damit man ihm keine Falle lege und seine Aufmerksamkeit etwa abzulenken suche, um indeß etwas an das Land zu schaffen, und trat dann hinter die Laube, aus deren Blättern Stubborn den Kopf steckte und ein langes leises Gespräch mit ihm hielt, welches ihn so fesselte, daß Nielsen dabei seine ganze Ladung bequem an das Land gebracht hätte, wenn er dies gewollt. Der Lootse saß indeß auf dem Verdeck seines Ewers und rauchte eine Pfeife, wobei er nach der sinkenden Sonne blickte, welche das Wasser vergoldete, in dem die vor Anker liegenden Boote, die am Neumühlner Strand stets zahlreich vorhanden sind, wie in Gold lagen.

Am Ufer saß im weichen Sande Kühnmann's Familie und hörte Papa Kühnmann zu, der die Nachrichten vorlas. Er saß im Schatten eines großen Bootes, an dessen Mast noch zum Ueberfluß der Segel aufgezogen war, um die ganze Familie vor der Sonne zu schützen. Da diese hinter dem Segel stand und ihre Strahlen durch die Leinwand glänzten, so verwandelte sie den groben Stoff in kostbaren Goldbrokat, auf dem sich die Gruppe wie ein altes Gemälde von Familienglück abhob.

Wie der Böse immer um die Stätte des Guten schleicht, so schlich Jörs in den Weiden umher und hatte die glückliche Familie im Auge,

um Acht zu geben, ob vielleicht eine Flasche Wein zum Vorschein käme, die er als Contrebande wegnehmen könne. Dabei hielt er sie immer zwischen sich und Nielsens Ewer, damit ihm keine Bewegung auf diesem entginge. Daß der Gehilfe des Lootsen im Raum saß und die Flaschen, nach denen der Zollwächter lechzte, an eine lange Flaggleine band, konnte er freilich nicht sehen.

Nielsen blieb ruhig liegen und trank schmauchend und in aller Gemüthsruhe sein Glas Punsch, von dem der Duft sogar bis in die Weiden drang.

Als die Sonne im Bett der Ebbe hinab gesunken war, stieg Nielsens Matrose in ein Boot und ruderte ein Stück abwärts, gerade bis vor Nielsens Haus, wo die Weidenbüsche bis fast zur Ebbegrenze heruntergewachsen und von einem Schilfrande eingefaßt waren. Hier legte er das Boot vor Anker und fing an auf Aale zu angeln.

„Oh! oh! Du fängst mich nicht," knurrte Jörs grinsend in den Büschen. „Du meinst, ich soll dort hinunter kommen, damit Dein Patron hier oben bequem sgmuggeln kann? Nein, nein, so dumm ist Jörs nicht. — Ich kann Dich von hier aus ganz gut sehen. — Doch wer kommt denn da? — Das ist ja wahrhaftig der Voigt von Oevelgönne. Will der etwa auch helfen, mich hinunter zu locken? — Nein Herzchen, leg nur an den Ewer wie Du willst, mich kriegt Ihr hier nicht weg — dazu ist Jörs zu sglau. Er bleibt, wo die Flasgen sind." Dabei leckte sich der Däne die Lippen ab und schmeckte in Gedanken schon das kostbare Naß, welches er im Ewer verborgen wußte.

Auf der Elbseite hatte indeß ein Boot bei Nielsen angelegt, in welches hinter dem Schutze des Segels zwei Fäßchen geschafft wurden, die den Luchsaugen des Dänen entgingen, weil er sich in den Kopf gesetzt, daß man ihn vom Ewer fortlocken wolle. Dem durstigen Lungerer wäre es vielleicht gelungen etwas zu erwischen, wenn er seine Kameraden bei sich gehabt. Er wollte aber Alles allein haben und behalten und

hatte einen hinauf in die Nähe von Rainvilles, und den andern hinunter bis zum Schiffswerft geschickt. Der Voigt ließ deshalb sein Boot unangefochten bis vor sein Haus treiben, wo sich eine Reihe von Schiffszimmerleuten einfand, in deren Händen beide Fässer blitzschnell vom Wasser bis in's Haus wanderten, wo sie verschwanden.

Der Abend war herabgesunken und ruhte auf dem Strom und seinen Ufern. Nur wenige kleine Schiffe trieben noch mit der Ebbe, während ein paar größere Fahrzeuge für die Nacht Anker geworfen hatten, worauf man das Feuer aus ihren Combüsen glänzen sah. — Die Gesellschaften der Sommerbewohner zogen sich in die Veranden und Salons zur Theemaschine zurück und man hörte hie und da den Klang eines Pianos.

Der Strand ward leer. — Nur Jörs stand noch in den Büschen und lauerte mit der Geduld eines Fischreihers auf jede Bewegung Nielsens, der auf seinem Ewer halb hinter dem Segel lag und eingeschlafen zu sein schien, während sein Matrose beharrlich weiter angelte.

Wäre Jörs nicht zu klug gewesen, um sich von seinem Posten weglocken zu lassen, so hätte er vielleicht sehen können, wie Nielsen Flasche um Flasche an der Flaggleine in's Wasser ließ, und wie der angelnde Matrose die Flaschen, welche an die Leine gebunden gerade unter Wasser schwammen, an sein Boot zog, von wo aus sie dann wieder durch unsichtbare Hände an einem Tau zwischen dem Gebüsch nach Nielsens Garten hinaufwanderten, wie ein Zug Enten, die schweigend hintereinander das Ufer hinaufwatscheln.

Es war wiederum Jörs, der dies Geschäft ungemein erleichterte, als er im Frühjahr das Buschwerk gerade vor des Lootsen Haus so kurz verschnitt, daß sich kein Mann darin verborgen konnte. An Flaschen, welche auf dem Bauch hindurch kriechen würden, dachte er freilich nicht.

Die Nacht sank mehr und mehr herab und der Portwein, auf den Jörs lauerte, war längst in Sicherheit, als dieser immer noch in den

Büschen stand. Er sah endlich den Angler wieder an Bord zurückkehren, wo er ihn mit Nielsen lachen hörte, und verließ die Weiden, um vor dem Ewer am Strand hin und her zu laufen. Das Wasser war bedeutend niedriger geworden und das Fahrzeug dadurch dem Ufer so nahe gekommen, daß es mit einem guten Sprung erreichbar schien. Jörs maß die Entfernung mit gierigen Blicken. — Konnte er den Bord erfassen ohne ein Boot anzuwenden, d. h. so weit er Grund hatte, dann war Alles, was er dort fand, in seiner Gewalt, denn so weit ging sein Recht. Er konnte jedoch nicht schwimmen und wußte gewiß, daß, wollte er hinüber waten und verlor den Grund, weder Nielsen noch irgend ein Anderer von den Strandleuten auch nur einen Finger rühren würde, um ihn herauszuziehen.

Der Durst eines Säufers ist jedoch eine so mächtige Triebfeder, daß er selbst das Ertrinken im Wasser nicht scheut, um zum Ertrinken im Spiritus zu gelangen. Deshalb nahm denn Jörs, da ihm der glückverheißende Ewer im Dämmerlicht immer näher zu kommen schien, einen verzweifelten Anlauf, rannte bis an die Kniee in's Wasser und that dann einen wahren Tigersprung nach dem Fahrzeug.

Er hatte sich jedoch etwas verrechnet, denn statt die Reeling zu fassen, trafen seine Finger nur die Planken, an denen er sich nicht halten konnte. Es war indeß doch Hoffnung an Bord zu kommen, da einige Fuß weiter ein Tau über Bord hing, welches er zu fassen suchte.

Der Däne, welcher mit Entsetzen den Grund unter seinen Füßen verschwinden fühlte, wollte eben danach greifen, als ihn eine Hand bei den Haaren packte und ohne ein Wort zu sagen einige Mal untertauchte, worauf sie ihn vom Fahrzeug abstieß und seinem Schicksal überließ. Er wollte einen Schrei ausstoßen, sank aber dabei unter und bekam den Mund so voll Wasser, daß er das Unglaubliche that und etwa ein halbes Maaß von dieser verhaßten Flüssigkeit verschluckte, ehe er den Mund schloß. Er war sehr nahe daran seinen Durst für immer zu löschen und

begann mit Händen und Beinen zu strampeln, wie er unter dem Wasser verschwand. Da fühlte er Grund und kroch halb ertrunken auf den Strand, wo er eine lange Weile sitzen blieb und Wasser spuckte, dann seine Stiefeln ausschüttete und endlich unter dem Gelächter der Schiffer, im wahren Sinne des Wortes, wie ein begossener Pudel abzog, ohne an diesem unseligen Abend etwas Anderes als Wasser getrunken zu haben.

Er sprudelte dies abscheuliche Getränk fortwährend auf seinem Heimweg von sich, als habe er Wermuth oder Quassia eingenommen. Dabei kamen aber auch bittere Flüche und Rachegelöbnisse mit heraus; kurz Herr Jörs war in einer so grimmigen Stimmung, daß selbst sein Ratzenfänger, ein struppiger Pinscher, der ihm sehr ähnlich war, einen Fußtritt erhielt, als er ihm schwanzwedelnd entgegenkam.

Auf der Hügelkette, welche am rechten Ufer der Elbe bis nach Wittenbergen hinläuft, wo sie zu einer Uferbank niedersteigt, die sich bis Schulau zieht, dann aber im flachen Marschland verschwindet, führt eine Chaussee nach Wedel, und verbindet zugleich die Landsitze der reichen Altonaer und Hamburger mit diesen Städten.

Die Matadore der Handelswelt haben die Gipfel der Hügel von Altona bis Blankenese fast vollständig mit ihren Villen besetzt, welche ebenso stolz auf die niedere Häuserreihe am Strand hinabblicken, wie ihre Besitzer von den hohen Geschäftsthronen auf das Gewimmel, welches sich nur um Tausende drängt und das Millionengeschäft den Geschlechtern überläßt, die in der glückseligen Republik durch eben so viele Regentenhäuser forterben, als das glückliche Deutschland Fürstenstämme zählt.

Es giebt vielleicht an der ganzen Elbe keine schöneren landschaftlichen Punkte, als zwischen Altona und Blankenese, wenn man von den großartigen Gebirgspartien der Oberelbe absieht. Aber selbst diese verlieren wieder durch die Einsamkeit des Stromes, auf welchem man

nur hie und da ein Segel erblickt, und dann stets auf jenen langen Flußschiffen, die so sehr mit den zierlich gebauten Seeschiffen kontrastiren.

Welches belebte Bild findet man dagegen an der Unterelbe, wo das Wasser fast zu allen Zeiten mit Schiffen jeder Größe bedeckt ist! Die auf- und abschwimmenden größeren Seeschiffe gleichen dann großen Schwänen und bieten einen prachtvollen Anblick, besonders wenn sie bei leichtem Winde alle Segel beigesetzt haben, während die kleineren Fahrzeuge wie Enten dazwischen umherschwimmen, bald in Schwärmen mit rothen und weißen Segeln quer durch den Fluß herüber- und hinüberziehend, wenn sie gegen Ebbe oder Fluth ankreuzen, bald vor und neben den ruhig dahintreibenden Riesen schwimmend, bald auf Sandbänken liegend und schlummernd, bis die nächste Fluth sie weckt und zum Weitergehen bringt.

Dazwischen keucht und pustet dann manchmal ein Dampfungeheuer, welches die ganze ruhige Elbe in Aufregung bringt und die kleineren Fahrzeuge zu einem kurzen Tanze zwingt; bald aber Alles hinter sich läßt, außer, wenn es ein paar nackte Segler beim Bug gepackt hat und am Zugtau ohne Säumen hinten nachschleppt, entweder dem Hafen oder der See entgegen.

Da eine wasserreiche Gegend stets die erste Bedingung eines schönen Landschaftsbildes, eine duftige Ferne und durch den Wasserspiegel unterbrochenes Land, bietet, so hat man von den Villen und Parkanlagen der Altonaer Hügelkante stets den schönsten Hintergrund, der noch durch die reichen Baumgruppen, worunter viele alte Eichen, bedeutend gehoben wird. Bilden die kräftigen Stämme dieser Bäume den Vordergrund, dann schwimmt Ufer und Ferne um so zarter in der Luft. Zur Ebbezeit treten aus dem Fluß eine Menge Sandbänke hervor, die wiederum Flußarme bilden, deren Windungen die schönsten und zierlichsten Linien hervorbringen, welche sich der Maler nur wünschen kann. Der nasse Sand ist dabei von so zarter Farbe und spiegelt die Luft in so vielen

Variationen wieder, daß dadurch die schönsten Uebergänge entstehen und die ganze Färbung der Flußlandschaft etwas Perlmutterartiges erhält, wogegen die auf den Sandbänken liegenden Fahrzeuge dunkle Stellen bilden, die jedoch im allgemeinen Luftton nur zur Verschönerung und Unterbrechung der Uferlinien beitragen.

Auf dem Hauptfluß selbst glänzen dann die Segelwolken der Schiffe als höchste Lichtpunkte und spiegeln sich im verlängerten Wiederschein im Wasser.

Beinahe alle Villen und Gärten der Höhe haben diese panoramaartige Aussicht, welche dem Wanderer der Straße oft auf eine überraschende Art geboten wird, indem es Stellen giebt, wo sich die Baumgruppen plötzlich nach der Elbe zu öffnen, und die Absicht, den Rahmen eines Bildes zu bieten, offenbar darlegen.

Zu dem Flußufer führen einige Hohlwege hinab, die der sonst luftigen Landschaft gegenüber von großer malerischer Wirkung sind, indem sie von Baumgruppen und Gebüsch überhangen, fast etwas Wildes haben.

Der jüngere Schwarz, welcher zwischen einigen Bäumen auf der Höhe den Sonnenuntergang beobachtet und nach Stubborn's Haus hinabgeschaut hatte, stieg jetzt einen dieser dämmerigen Hohlwege hinab und gelangte bald an den Garten, der sich von Stubborn's Landhaus den Hügel heraufzog. Er wollte eben durch eine ihm schon bekannte Oeffnung im Zaun treten, als er mit Verwunderung Stubborn den Weg zur Hinterthür heraufsteigen sah. — Er hatte fest geglaubt, daß sein Prinzipal in der Stadt sei und war herausgeeilt, um im Anblick seiner Julie zu schwelgen, deren Zimmer er von einem kleinen Tannendickig aus ungesehen überblicken konnte, während es ein alter großer Apfelbaum möglich machte bis an das Fenster zu gelangen, welchen Umstand der junge Mann oft bei eingebrochener Nacht benutzte, um unter dem

nachlässig herabgelassenen Vorhang in das Zimmer seiner Geliebten zu schauen und ihr so nahe als möglich zu sein.

Jetzt verbarg er sich schnell zwischen einigen Büschen und sah, wie Stubborn den Hohlweg hinaufging. Er schlich nach und hatte die Freude zu bemerken, daß der Prinzipal in einen Omnibus stieg und nach der Stadt fuhr. Der junge Mann ging nun wieder zurück und betrat seinen Versteck in den Fichten, wo er die völlige Dunkelheit abwartete, und das Vergnügen genoß, seine Angebetete zu beobachten, die, den Lauscher nicht ahnend, eine Lampe mit rosafarbigem Papierschirm anzündete, um ihre Kleider von sich zu werfen und ein weißseidenes Nachtgewand anzulegen, welches vorn mit hellblauen Sammetschleifen verziert war und sie noch zehnmal reizender machte, als jedes andere Costüm. Dabei lös'te sie ihr Haar und ließ die goldene Fluth über den blendenden Nacken fallen, zugleich aber auch den neidischen Vorhang vor das Fenster.

Der vor Liebe glühende Adolf ließ sich den entzückenden Anblick aber nicht so ohne Weiteres entziehen. Er besaß ja im Apfelbaum ein Mittel, an das Fenster zu gelangen und durch die Spalte im Vorhang zu sehen. Er hätte wohl auch nöthigenfalls einen Thurm am Blitzableiter oder die Spitze eines Dreimasters erstiegen, um in das Zimmer seiner Geliebten zu schauen. Indem er nun eben auf dem geeigneten Zweig angelangt war und sich nach dem Lauschplatz bücken wollte, sah er, daß der Vorhang gehoben und das Fenster schnell geöffnet ward, worauf sich das erstaunte Gesicht Juliens dem seinigen kaum zwei Fuß weit gegenüber befand.

Das Mädchen hatte das Fenster geöffnet, um die balsamische Nachtluft noch mit vollen Zügen zu trinken, und fand jetzt ihren Geliebten inmitten der Blüthen des Apfelbaums. Er kniete in den Zweigen vor ihr in der Luft und ward nach einigen Augenblicken von ihren weichen Armen umschlungen, während sich ihre Lippen auf die seinigen legten.

Ein reizendes Bild. — Ein sonderbares Stück Liebesgeschichte, die nie danach fragt, ob das Terrain halsbrechend ist oder nicht.

Nach einigen Augenblicken war der Liebhaber vom Baum verschwunden, das Fenster geschlossen und der Vorhang sorgfältig heruntergelassen. — —

Neuntes Kapitel.

Am Strand in Helgoland.

Um dieselbe Zeit, in der Meister Wöllers Besitz von der Sandinsel nahm, auf der ihn das oben beschriebene Aprilwetter im Schlafe ereilte, lungerten auf der Insel Helgoland



verschiedene Lootsen in sonntäglicher Ruhe an der Falm und dem alten Leuchtthurm umher. Sie hätten eigentlich den Sonntag dazu nicht nöthig gehabt, denn auf Helgoland ist, streng genommen, jeden Tag Sonntag. Da aber doch ein Abschnitt in der Woche gemacht werden muß, so ziehen die Helgoländer Sonntags ein paar neuwaschene Segeltuchhosen an (wenn gerade welche gewaschen sind), fügen vielleicht ein weißes Leinwandhemd zu dem permanenten blauwollenen und lungern etwas langsamer als Wochentags.

An der Falm, so heißt die Gegend, Straße oder der Weg, welcher von der Treppe nach der Kartoffelallee führt, der das nichtswürdigste Pflaster der Welt besitzt und auf einer Seite an der Klippe von einer Mauer, auf der andern Seite von Häusern eingefaßt ist, — an der Falm also lehnten eine Reihe Lootsen mit den Armen bequem auf der Mauer und guckten in die See hinaus, wobei sie sich in ihrer fürchterlichen Sprache über den Gouverneur lustig machten, der seit vierzehn Tagen vergeblich versucht hatte, einen Widerspänstigen in Haft bringen zu lassen, der jetzt eben zum allgemeinen Gaudium vor des Gouverneurs Hause auf- und abspazierte.

Der Widersetzliche war auf's dringendste vor die Versammlung der Rathsleute geladen worden. Der Gouverneur hatte ihm befohlen, zu kommen, die Rathsleute hatten gedroht, ihn zu holen, aber er w o l l t e nicht, und da er geäußert, er werde dem, der Hand an ihn lege, durchprügeln, und nicht abgeneigt schien, sich seiner Holzaxt dazu zu bedienen, so beschlossen die Rathsleute, eine ruhigere Zeit abzuwarten und „sich die Gemüther erst abkühlen zu lassen."

Da der Tag sehr schön war und der böse Insulaner es augenscheinlich auf eine kleine Boxparthie mit Mr. King abgesehen hatte, so war die Aufmerksamkeit der Lootsen mehr dem Lande als der See zugewandt. Nur am alten Feuerthurm standen und saßen ein paar Männer, welche lässig nach dem Horizont schauten und über die nahe Bade-

zeit sprachen. Sie blickten dabei auf einen Mann, der auf der Bank am Thurm saß und durch ein Schiffsfernrohr nach den Schiffen blickte, die nach und von der Elbe gingen.

Das Meer lag ohne große Bewegung fast wie ein Landsee da und rollte nur am Fuß der Klippen und um die Düne einen schwachen Brandungsstreif, der einem silbernen Rand zu vergleichen war. In der Ferne veränderte das Wasser jede Minute seine Farbe und sah bald grün aus, bald ging es in das Blaugrüne und dann in's entschiedene Blau über, worauf es einen violetten Ton annahm, um dann wieder in bräunlicher Farbe zu glänzen, wie gerade Wind und Wolkenschatten darauf einwirkten und diese Farben hervorbrachten. Am Fuß der Klippen, die wie rothe Ziegelmauern in der See standen, zeigte das Wasser eine dicke rothe Farbe, die von dem aufgelösten Grunde herrührte, und selbst den sonst schneeweißen Schaum roth färbte.

Hinter der Düne und den Seehundsklippen, gegen Nordost, sah man in der einsamen Wasserfläche ein paar Segel, wie zwei weiße Vögel, während nach Nord und West nichts als Wasser zu erblicken war. — Im Süden jedoch war nahe dem Horizont die ganze See mit Schiffen bedeckt, welche sich dunkel vom Himmel abhoben und die Straße nach der Elbe zu anzeigten. Ein langer Dampfstreifen, der sich über ihnen hinzog, bezeichnete den Weg eines Dampfers, der von England kommend, dem Fluß zustrebte.

Der Mann auf der Bank hatte die Schiffe wiederholt durch sein Fernrohr betrachtet und richtete es jetzt nochmals auf einen Punkt, der ihn besonders interessirte. Er warf dabei einige schnelle Seitenblicke auf seine Kameraden und erhob sich dann langsam, als er sie im eifrigen Gespräch erblickte. Er ging hinter den Thurm, wo er nochmals sein Fernrohr an die Mauer legte und mit der größten Aufmerksamkeit hindurchsah, worauf er es entschieden zusammenschob und sich verstohlen umblickte, ob er von Niemand beobachtet werde. — Dann nahm er das

Rohr unter den Arm und schlenderte ruhig der Falm zu. Wie er an den alten Pulverthurm kam, stand plötzlich ein junger Mann vor ihm und betrachtete ihn mit pfiffigem Schmunzeln. Der Lootse stand still, als stemme er sich mit aller Kraft gegen eine geheime Gewalt, die ihn fortziehe. Er sagte freundlich „goden Tag, Uterhark," hatte aber offenbar die größte Lust, dem Gegrüßten eins mit dem Fernrohr über den Kopf zu geben.

„Goden Tag, Jacob," sagte der Andere, indem er ihn forschend betrachtete, „wohinaus?"

„Nach dem Unterland!" sprach der Lootse und wollte weiter.

„Nach dem Unterland?" fragte der junge Helgoländer, indem er einen scharfen Blick nach der See hinauswarf. „Weshalb?"

„Na, zum Teufel, ich werde doch nach dem Unterland gehen können, ohne Dir Rechnung darüber abzulegen!" schrie der Aeltere ärgerlich.

„Gieb mir doch einmal Dein Fernrohr," erwiederte der Andere, die Hand nach dem Rohr ausstreckend, „und schrei nicht so, denn wenn Jacob Siemens schreit, dann kommen mehr als er braucht."

„Das Fernrohr ist zerbrochen," knurrte der Lootse.

„Man kann aber doch vielleicht durchsehen, ob es etwas zum Glippen giebt!" flüsterte ihm Uterhark zu.

„Den Teufel nochmal, halt's Maul, Junge!" sprach Siemens sich schnell umblickend.

„Aha! Also doch! Nun, ich dachte mir's, daß Du nicht umsonst speculirtest. — Ich habe die schärfsten Augen und glaube zu sehen, daß ein Schiff außer Cours nach Elbe oder See ist, was giebt's damit."

„Es muß ihm etwas am Steuer passirt sein. Es hält nach hier zu. — Doch hier herein." Die letzteren Worte sprach Siemens, als

er an die Falm kam, wo er in eine der kleinen engen Gassen einbog, um die Lootsenversammlung an der Mauer zu umgehen. Zwischen den kleinen Hütten hingehend, fuhr er fort: „Ich als Lootsenofficier werde jetzt nach dem Strand gehen und mich bei der Jolle aufhalten. Du holst noch einige herzu, aber mach Deine Sache gut und pfiffig und dann los. — Es wird was geben, denn hinten steigt eine Bank auf."

Die beiden Lootsen trennten sich und Siemens stieg mit der gleichgültigsten Miene von der Welt die Treppe hinab, gab sein Fernrohr unten einem Jungen und ging nach dem Strand, wo er einen Augenblick bei Nickel Block in das Wirthshaus trat und an die Hakentafel schaute, auf jenes geheimnißvolle schwarze Brett, das Bankkonto der Helgoländer, worauf die Guthaben angeschrieben und abgetrunken werden. Nachdem er die Tafel einige Augenblicke studirt, sah er einem Paar alter Seehunde ins Gesicht, machte ein Auge zu und blickte mit dem anderen nach der Thür, wobei der eine fast vor Schreck sein Glas fallen ließ, das er eben nach dem Mund führte. Dann ging er so ruhig und langsam hinaus, als dies nur möglich war, und die Beiden folgten eben so ruhig und ohne ein Wort zu sagen.

Nickel Block hätte aber nicht Nickel Block der Lootsenwirth sein müssen, wenn er nicht sogleich etwas gewittert hätte, was „Haken" tragen könnte. Er sah deshalb drei seiner besten Stammgäste mit gespitztem Munde pfiffig lächelnd an, und zeigte mit dem Daumen nach den Abgehenden. Die drei blickten sich schmunzelnd an und verließen ebenfalls langsam die Stube.

Draußen standen dann Alle müßig umher und blickten irgendwohin, nur nicht nach Siemens oder einem gewissen kleinen Boot, auf welches sie unbemerkt losrückten, und es wie mit einem unsichtbaren Netz umspannen. Uterhark war auch mit drei Spießgesellen herabgekommen und suchte Feuer für eine Cigarre zu machen, an etwas weiter dachte er

offenbar gar nicht. — Siemens stand mit dem Rücken nach dem Wasser und sah nach der Treppe hinauf.

Plötzlich ward es droben lebendig. Einige Männer huschten mit großen Schritten die Stufen hinab, denen bald der ganze Lootsenhaufe nachstürzte.

„Los!“ schrie Siemens in diesem Augenblick, und sprang mit allen Verschwornen nach der kleinen Jolle, die ein Jeder am Rand packte und sie mit wahnsinniger Eile über den Strand nach dem Wasser schleppte.

Es war, als sei der Rappel plötzlich unter alle Helgoländer gefahren, denn Alles, was in der Nähe war, sprang mit verzweifelten Sätzen dem davongeschleppten Boot nach, als wäre es das Palladium der Insel und diese unrettbar verloren, wenn die Entführung gelänge. — Aus der Hakenschänke kam ein Mann, der einen Krug Bier geholt hatte. Er sah kaum, was los war, als er dem Boot nachrannte und seinen Krug unterwegs in einen Haufen Seetang setzte, wobei er jedoch von einem Andern überrannt wurde, den Seetang mit dem Bier traktirte und beim Aufstehen wie ein Schlangenbändiger aussah, weil ihm ein großer langer Tang um Hals und Leib hing, gerade wie die Männer vor den Menagerien sich die Schlangen umhängen. Der Andre verlor zwar seine Pantoffeln im Tanghaufen, lief aber in den Strümpfen über das Strandgerölle und geradezu in die See dem Boot nach. Der ergrimmte Schlangenbändiger warf den hinderlichen Tang einem Vorbeieilenden wie einen Lasso zwischen die Beine, daß dieser stürzte und mit seiner Nase als Kiel eine Furche in den Sand zog, worauf er sie fluchend befühlte. Jetzt brach aus der Treppenstraße der Lootsenhaufe von der Falm und lief ebenfalls mit Geschrei nach dem Wasser. — „Sie wollen glippen! Greift an! Sie wollen glippen!“ schrie Alles, wie die Verschworenen mit dem Boot durch die leichte Brandung liefen.

Den zehn Männern, welche die Jolle zuerst gepackt hatten, waren noch vier nachgekommen. Alle vierzehn rannten rücksichtslos darauf

los, um das tiefe Wasser zu erreichen, denn hinter ihnen patschten und stampften noch zwanzig Füße in der flachen See. Das Vorhaben schien auch zu gelingen, denn einige hatten sich in das Boot geschwungen und die Uebrigen schoben fast bis an den Hals im Wasser nach, und dachten sich bis zur Lootsenschlupp am Rand festzuhalten. Sie hatten schon den Grund verloren und erhoben ein Triumphgeschrei, als ein Ungethüm daherkam, welches den ganzen Plan scheitern machte.

Es war der lange Fischer, ein helgoländer Riese, der noch ein gutes Stück aus dem Wasser guckte, wenn es andern Leuten schon lange über den Kopf ging und der nun das Boot mit Leichtigkeit ereilte, weil es durch die vielen am Rand Hängenden unlenkbar ward.

Sobald er es ergriff, ertönte vom Strand ein Jubelgeschrei, denn er war jetzt der Fünfzehnte und die Zahl überschritten, welche einen Glippzug auf eigne Hand unternehmen durften. Die Jolle mußte umkehren, und die gesammte Lootsenschaft loos'te nun um den Beistand für das näherkommende Schiff, welches Hilfe verlangte, da der Wind aus Südwest aufstand und eine Wolkenwand heraufbrachte, dieselbe, welche später Wöllers so einweichte.

Da der Wind bald zur Böö wuchs und die Wellen anfingen weiße Köpfe aufzusetzen und um die Düne einen breiten Schaumgürtel zu ziehen, so machte sich die Lootsenschlupp hinaus, um an das Schiff zu kommen, welches alle Leinwand bis auf den Klüver eingeholt hatte. Das Fahrzeug war steuerlos und lief gerade auf die Südspitze der Düne zu, welche es zu umschiffen strebte. — Als man dies bemerkte, gingen so viel Böte wie möglich hinaus, um die Spitze vielleicht durch Bugsiren zu gewinnen. Da man aber vorher in aller Gemüthlichkeit an Bord stieg und mit dem Kapitän handelte, wobei man so viel als möglich herauszuschlagen suchte, so ward dieser wüthend und jagte die Lootsen vom Deck, indem er die Sache nicht für so gefährlich ansah, und als er bemerkte, daß er die Bank nicht abwerfen konnte, die Anker fallen ließ.

Leider war er jedoch zu weit nach der Düne getrieben und stieß, als die Ebbe eintrat, auf den Grund, wobei die Dünnungen über das Schiff zu rollen begannen, als es sich auf die Seite legte. Dabei brach auch noch ein Mast über Bord und das Schiff war ein Wrack, in dessen Wanten die Matrosen retirirten.

Der Sturm ließ zum Glück sehr bald nach, worauf die Leute ohne Verlust eines Menschenlebens geborgen wurden. Das Fahrzeug kam aus Buenos Ayres und führte eine Ladung von Ochsenhäuten, welche die Firma Stubborn als Zahlung für gelieferte Waaren erhalten sollte.

Das Schiff hatte bei dem Auflaufen keinen Leck erhalten, mußte aber doch ausgeladen werden, um bei nächstem Hochwasser wieder vom Grund abzukommen. Die dienstfertigen Helgoländer gingen auch sofort an die Arbeit und schafften Haut um Haut auf die Insel, bis das Schiff leer war. Der Schaden war geringer als man dachte, und die abgebrochene Steuerpinne durch Hilfe von Siemens bald wieder ersetzt, so wie die Stengen von einem früher gestrandeten Schiff einen Nothmast gaben, womit man ganz gut die Elbe erreichen konnte.

Als es aber wieder ans Einladen ging, war nicht der vierte Theil der Häute mehr vorhanden, und die Rathleute sprachen die höchst wahrscheinliche Ansicht aus, daß die Ratzen die übrigen indeß gefressen haben müßten, denn die Helgoländer seien solche ehrliche Leute, daß von Entwenden gar keine Rede sein könne.

Was wollte der Kapitän machen! Er ging zum Gouverneur, und dieser gab ihm den Trost: „er solle froh sein, daß er seine eigene Haut behalten habe," womit der Schiffer nach der Elbe absegelte, und die Sache von Kuxhaven aus an Stubborn berichtete.

Die Wuth des ehrlichen Buchhalters Trick, als er den Brief des Kapitäns erhielt, ist kaum zu beschreiben. Er kam gerade vom Schiff, wo er Schwarz getroffen hatte, nach Haus und nahm in der Flur dem Briefträger die Briefe ab, worunter der Kuxhavener war. Daß dabei

ein Brief an Ernst Schwarz, der aus Neuyork kam, in das Kabinet Stubborns gerieth und nicht wieder herauskam, war reiner Zufall.

Stubborn griff zunächst nach dem Brief für Schwarz und erbrach ihn mit der größten Seelenruhe, als wäre er an ihn selbst adressirt gewesen. Er war eben damit fertig, als Trick losbrach und die Helgoländer in die Tiefe der See verwünschte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte die ganze Insel hängen müssen, zur Warnung für alle Stranddiebe und Ergötzung aller ehrlichen Kaufleute. — Er hielt in seiner Philippica inne, als er bemerkte, wie sein Prinzipal mit bleichen Lippen in den Brief blickte, und nahm ihm denselben ohne Weiteres aus der Hand.

„Was nun?“ fragte Stubborn leise, als Trick das Schreiben gelesen hatte.

„Verflucht sei der Kerl! Was machen wir?“ frug auch dieser.

„Sie müssen hinüber! Sogleich, und die Sache in die Hand nehmen!“ drängte Stubborn.

„Strapaziren Sie sich nicht umsonst, Verehrtester!“ sprach Trick lächelnd, „ich gehe nicht von Ihrer Seite. — Machen Sie nur gar keinen Versuch mehr. — Treu bis zum Galgen ist meine Devise. — Jetzt handelt es sich vor allen Dingen hauptsächlich darum, Schwarz wegzubringen und zwar schnell. Morgen noch. Damit er nicht zum Lootsen hinauskommt. — Ich habe schon daran gedacht und dafür gesorgt, daß er nicht aus der Stadt kann. — Wir müssen ein Uebel mit dem andern bekämpfen. Also nehmen wir die Helgoländer Geschichte und machen Schwarz damit unschädlich.“

„Wie aber?“

„Sehr einfach — Großes Vertrauen — Wir schicken ihn nach Stade hinunter, nach Brunshausen, dort muß er sitzen und aufpassen, wer von unten herauf, besonders von Helgoland kommt und Ochsen=

häute clarirt, wonach wir bald sehen werden, wo sie geblieben sind und so zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen."

„Ausgezeichnet", sagte Stubborn tief Athem holend. „Sie sind ein gewiegter — — —"

„Spitzbube", ergänzte Trick sehr geschmeichelt. „Oder vielmehr Geschäftsmann, wollte ich sagen." Dann fuhr er fort: „in unserer Tageskasse fehlen diese Woche wieder sechshundert Mark."

„Verdammt! Das geht seit drei Monaten so fort — haben Sie keinen? — — —

„Verdacht? Nein Gewißheit! — Ich habe ihn jetzt sicher. — Er hat uns bereits an dreitausend Mark entwendet. — Wir können ihn jeden Augenblick im Zuchthaus haben," sprach Trick, sich vor Vergnügen die Hände reibend. — „Was thun wir aber im Zuchthaus mit ihm?"

„Wer!" sprach Stubborn mit hoffnungsvollem Gesicht: „Ein Schwarz?"

„Leider nicht!" seufzte Trick — „der Commis Müller!"

Stubborn sprang auf und griff nach der Comptoirthür.

„Halt!" sagte Trick leise: „Wir brauchen den Mann nöthig — wollen ihm Gelegenheit geben, noch einen guten Griff zu thun."

„Aber sind Sie denn wahnsinnig!" rief Stubborn erstaunt.

„Nicht im Geringsten. — Brauchen Sie nicht einen Mann, der mit Haut und Haar in Ihren Händen ist, um ihn nach Neuyork zu schicken und dort ein kleines Geschäftchen mit Kern zu besorgen?"

„Wahrhaftig", sagte Stubborn die Hände erstaunt zusammenschlagend — „Sie sind ein kolossaler — — — "

„Geschäftsmann", sprach Trick schmunzelnd. — „Lassen Sie mich nur machen. — Nielsen wollen wir auch recht hübsch besorgen. — Den Freund — ha, ha, wartet nur, Stubborn und Compagnie wird euch schon die Bilanz machen. — Sie wissen also von gar nichts!" schloß der Buchhalter, indem er sich bedeutungsvoll an die Nase klopfte und

dann die Haare gegen das Comptoir kehrte, in das er nun mit Stubborn eintrat und welches dieser nach einem Blick auf den erwähnten Müller verließ, während Trick zu diesem jungen Mann trat.

„Schreiben Sie doch sogleich an unsern Agenten in Berlin. Er soll so schnell als möglich noch zehn Stück Flügel von derselben Sorte, gut verpackt, für uns besorgen. Valuta folgt mit Schluß der Woche. So! immer fleißig und fidel," sprach er, den Commis auf die Achsel klopfend. — „Wo ist Herr Ernst Schwarz?" fragte er hierauf sich umblickend. „Im Spiker — er läßt die Instrumente verpicken," antwortete der Commis.

Trick ging hinter und fand Schwarz, wie er bei Wilm stand, der mit einem Theerquast alle Fugen der Flügelkisten verschmierte.

„Wir hätten doch eigentlich nachsehen sollen, ob gute Instrumente drinnen sind," sagte der Buchhalter. „Sie können ja uns in Berlin auch Kasten ohne Saiten hineinpacken. — Aber freilich, sollen wir die Kisten erst aufmachen? — Halt, ich habe es. Gebt mal einen Hammer her." Er nahm einen Hammer und klopfte damit stark an jede Kiste, worauf man die Saiten darin erklingen hörte. — Als er Alles durchgeklopft hatte, wandte er sich an Schwarz und sprach:

„Können Sie sofort zum Besten des Geschäftes eine kleine Reise unternehmen? Nur einige Stunden weit und auf ein paar Tage, bis wir einen sicheren Mann an den Platz schicken können. — Sie müssen aber noch heut Abend fort."

„Wohin?" fragte Schwarz aufhorchend.

„Nach Brunshausen, wo die aufkommenden Schiffe clariren. Dort geben Sie von morgen früh an auf die Helgoländer Acht und notiren Jeden, der Ochsenhäute hat. — Hier lesen Sie," sagte Trick, dem verwunderten Schwarz den Brief des Kapitäns hinreichend.

„Das ist eine gute Idee," nickte dieser beistimmend. „Ich hoffe, damit fangen wir die Schwerenöther. — Es ist aber allerdings Eile

nöthig. Ich will mit dem englischen Dampfer hinunter, der um zehn Uhr abgeht, sonst giebt es keine Gelegenheit."

„Bravo, mein lieber Schwarz! Das ist recht. Wir wollen die Seehunde schon fangen und Sie sollen Ihre Prozente erhalten. Ich will mit dem Prinzipal sprechen. Gehn Sie in's Comptoir, ich komme gleich nach."

Schwarz ging und Trick folgte bald. Er kam gerade zu einem kleinen Wortwechsel, in den Schwarz mit Müller und noch einem Jüngling gerathen war. Beide saßen auf ihren Comptoirböcken und machten Schwarz Vorwürfe, daß er die Gesellschaft der „fidelen Seehunde" nicht respectire und ihre Einladungen mißachtet habe, während Andere es zur größten Ehre rechneten, von den fidelen Seehunden eingeladen zu werden.

Schwarz entgegnete, daß ihm der Klubb der Seehunde zu vornehm sei, da er aus lauter jungen Millionären zu bestehen scheine, wenigstens den Ausgaben nach, die sie bei ihren Zusammenkünften und Parthieen machten. — „Ich kann nicht begreifen, wo Ihr das Geld dazu hernehmt. Ich habe doch mehr als Ihr, aber zwei Parthieen mit den grauen Seehunden würden mein Monatssalair verschlingen, und Ihr seid doch auch nur darauf angewiesen, so viel ich weiß," schloß Schwarz.

Die beiden Commis sahen sich bedeutungsvoll an und Müller entgegnete: „Man hat gute Freunde und der Klubb eine starke Kasse."

Schwarz nickte stumm und sah die Beiden von der Seite an, worauf er sagte: „Nun, dann seht nur zu, daß die Kasse immer stark bleibt."

Müller ward bei diesen Worten etwas blaß, während der Andere roth ward. Beide beugten sich über ihre Bücher, da eben der Buchhalter eintrat.

Trick ging an die Kasse und ließ Schwarz zwanzig Thaler Reisespesen auszahlen. „Nur für zwei oder drei Tage," bemerkte er dabei.

Dann gab er ihm noch einige Aufträge, die bis zum Abend besorgt werden mußten und empfahl ihm hierauf, ja rechtzeitig auf dem Dampfer zu erscheinen, wo er ihn erwarten wolle, worauf er seinen Hut nahm und ausging.

Der englische Dampfer, mit dem Schwarz nach Brunshausen hinuntergehen wollte, bewegte sich von den Schlängels, wo er bisher in Ruhe gelegen hatte, langsam nach den Landungsbrücken in St. Pauli. Es gehörte einige Geschicklichkeit dazu, den Koloß dahin zu bringen, ohne Schaden anzurichten, denn die langsamste Bewegung des dampfpustenden Ungeheuers war im Stande, eins oder mehrere der kleinen Fahrzeuge zu zertrümmern, die hundertweis hier herumschwammen und zwischen die Bäuche der großen Schiffe krochen.

Der Hafenmeister, eine riesige Figur, mit Händen von der Größe eines kleinen Bootes und mit einer Stimme, wie sie die größte Orgelpfeife hat, sprang und schrie denn auch nicht wenig auf der Commandobrücke umher. Die Matrosen rannten und zogen da und dort hin, die Räder stampften und schlugen vor- und rückwärts, und so gelang es endlich, den Tiger auf eine so zarte Weise an die Landungsbrücke zu bringen, daß von dem unbedeutenden Ruck, der erfolgte, nur zwei Leute ins Wasser geschleudert wurden und die Brücke ein Weniges in den Fugen krachte, worauf Alles in Ordnung war und der Dampf aus dem kleinen Rohr gelassen wurde, wo er polternd und sich überkollernd herausstürzte und das Weite suchte.

Auf der Brücke hatte sich sogleich ein Menschenhaufe eingefunden, der sich an das Geländer drängte, um nach den beiden ins Wasser Gefallenen zu blicken und es beinahe dahin zu bringen, selbst hinunter zu fallen.

Von den zwei Männern, die der Ruck hinabgeworfen, walkte lächerlicher Weise einer den andern im Wasser ab. Es war ein Brückenarbeiter, der sich eben gebückt hatte, um nach einem Tau zu sehen, als

der andere gegen ihn taumelte und mit ihm hinunterplumpte. Beide klammerten sich sofort an einen Bootsrand, woran sich der Schuldige krampfhaft festhielt, während ihn sein Kollege prügelte.

Der Durchgewalkte war eine alte Wasserratte mit grauem struppigen Haar und einem Spitzbubengesicht, aus dem eine auffallend rothe Nase hervorleuchtete, und zwar mit solcher Gluth, daß man sich wunderte, wie sie das Wasser nicht ausgelöscht hatte. Es war eine bekannte Hafenfigur, ein alter Herumtreiber, der den Namen Takel-Jan erhalten, weil er jedes Stück Tau, welches er erfassen und losbringen konnte, annectirte und in Kümmel umsetzte. Ein unbewachter Ewer, dem er am Abend vorher die Hälfte seines laufenden Tauwerks aus den Blöcken zog, gab eine so reichliche Ernte, daß Takel-Jan heute etwas unsicher auf den Beinen war, wozu indeß viel gehörte. In dieser Verfassung traf ihn der Stoß, als er gerade auf ein Tau speculirte, und warf ihn auf den Brückenmann und in's Wasser.

Takel-Jan ward so oft durchgeprügelt, daß ihn dies weit weniger genirte, als das Naßwerden. Als ihn daher sein Gegner oder Kamerad einiges bei den Haaren gerissen und ein halb Schock Püffe versetzt hatte, auch zum Schluß und zum Ergötzen der Zuschauer einigemal unter das Wasser tauchte und dann in das Boot kletterte, knurrte er: „So, nu help mir ook rut,“ worauf ihn der Andere mit einer Hand beim Kragen und mit der andern bei den Hosen packte und etwas rücksichtslos über den Rand in das Boot zerrte, wo er ihn wie einen nassen Lappen liegen ließ und auf die Brücke kletterte.

Takel-Jan blieb vor der Hand liegen und streckte die Beine gen Himmel, damit das Wasser aus den Stiefeln laufen sollte, dann stand er auf und versuchte die Jacke auszuziehen, wobei er beinahe wieder über Bord fiel, weshalb er die Jacke lieber anbehielt und nur danach sah, ob seine Kümmelflasche noch ganz sei. Dann kroch er in sein Boot und rief davonfahrend einige Worte an die Zuschauer hinauf, welche theils

Lachen, theils Flüche hervorriefen, worauf er im Hafen verschwand und zu der Annahme berechtigte, daß er für heute Feierabend machen werde.

Auf dem Tiger und der Brücke entwickelte sich indeß ein bewegtes Leben. Die Matrosen hatten alle Hände voll zu thun und schleppten Koffer und Kisten nach dem Raum. Dabei rannten sie nieder, was ihnen in den Weg kam, und es mußte Jeder auf sich Acht haben. Die Verwirrung wurde aber auf den Gipfel getrieben, als ein Transport Ochsen und eine Schafheerde über die Brücke in Menschen und Gepäck einbrach. — Geschrei, englisch und deutsch untereinander, erklang, denn die Schafe kamen viel zu zeitig und mußten wieder zurück, um bis kurz vor der Abfahrt zu warten, wo sie erst auf das Deck gebracht wurden.

Die Ochsen jedoch erhielten ihre Plätze sofort angewiesen und wurden unter den Ladebaum geführt, um ihnen ein paar Gürtel unter den Leib zu bringen und sie dann daran in die Luft zu ziehen, wo sie zum höchsten Ergötzen der Matrosen einige Augenblicke mit verwunderten Gesichtern und in unbehilflicher Weise baumelten, um gleich darauf in die Luke hinabzufahren, worin Alles, Gepäck und Vieh, mit einer Schnelligkeit verschwand, von der wir im Binnenlande keinen Begriff haben.

Der Kapitän stand dabei auf dem Radkasten, der wie eine Kirchenkuppel über die Landungsbrücke emporragte. Er lehnte sich an das Geländer und rauchte eine Cigarre, ohne sich scheinbar um etwas zu kümmern. Er sah jedoch Alles und hatte auf Alles Acht. — Der erste Steuermann stand an der Brücke und trug überall Papiere — Papiere in den Taschen, in den Händen und sogar den Mund hatte er voll Papiere, so daß er nur sehr undeutlich fluchen konnte, als der zweite Steuermann nicht gleich bei der Hand war, um sie ihm herauszunehmen. Dieser stand indeß auf dem Hinterdeck und sprach mit Herrn Trick, der sich durch die Schafheerde arbeitete, und ihm etwas sehr Amusantes mitzutheilen schien, denn Beide wollten sich vor Lachen ausschütten, wor-

auf Trick dem Steuermann einige Thaler in die Hand drückte, und dieser jetzt den ersten Steuermann von den Papieren erlöste.

Herr Trick stieg in die Kajüte hinab und schrie nach dem Stuart, der endlich mit einer Ladung Gläser erschien. Auch mit ihm verhandelte er etwas Spaßhaftes, denn Beide lachten und der Stuart erhielt wieder einige Silberstücke, die er schmunzelnd einsteckte.

„Ich werde eine Flasche alten besonders guten Portwein bringen, wie er sie gern trinkt. Da er sich nicht gern traktiren läßt, so nehmt Ihr sie von ihm bezahlt — vergeßt aber dann nicht, es giebt einen Hauptspaß.“ Damit ging Trick und arbeitete sich wieder an das Land, um noch einmal nach Haus zu laufen.

Gegen halb zehn Uhr kam Ernst Schwarz mit einer Reisetasche in der Hand auf das Schiff und erklärte dem Steuermann, er wolle sich in Stade absetzen lassen. Der erste Steuermann wies ihn an den zweiten, der lächelnd nickte, und als Schwarz bezahlen wollte, erklärte, das habe Zeit, bis sie in Fahrt wären.

Der junge Mann legte seine Tasche in den Salon und ging auf das Hinterdeck, von wo er in den nächtlichen Hafen blickte, auf dem jetzt tiefe Ruhe lag. Plötzlich war Trick neben ihm und forderte ihn auf, ein Glas Wein auf gutes Gelingen des Geschäfts zu trinken. Es gäbe vortreffliche Waare an Bord. Schwarz war selbst geneigt dazu, da er ganz vergessen hatte, etwas zu Abend zu genießen.

Man ging in die Kajüte, wo Trick den Stuart rief und erst Caviar mit Portwein und sodann ein Rumpfsteak bestellte, wozu ein Glas Punsch nicht bitter sei. Schwarz aß und trank tüchtig, während sich Trick, seiner Gewohnheit entgegen, nur sehr wenig vom Portwein aneignete und sich mehr an den Punsch hielt. Als die Schiffsglocke läutete, machte er sich eilig davon und wünschte Schwarz eine gute Nacht, wobei er das Bezahlen vergaß und ihm überließ, was dem Reisenden lächerlich, aber ganz Tricks angemessen erschien.

Jetzt entstand auf dem Verdeck ein Lärm, als würden einige tausend Spazierstöcke unausgesetzt dagegen gestoßen, worauf die Passagiere der zweiten Kajüte entsetzt hinaufliefen und die Schafheerde über ihren Köpfen erblickten. Eine herrliche Aussicht auf nächtliche Ruhe während der dreitägigen Reise.

Das Schiff setzte sich endlich in Fahrt, nachdem es zu Steuer und Backbord eine rothe und grüne Laterne an die Radkasten gehängt und eine weiße am Fockmast aufgezogen hatte. — Als der Hamburger und Altonaer Hafen passirt war, dampfte der Tiger die einsame Elbe hinab und glich einem Ungeheuer, das schnaubend mit glühenden Augen in die Nacht hinausjagt. — Trick stand indeß am Hafen und klopfte stark an seine Nase, worauf er seine Haare elbabwärts strich, als sollten sie das Schiff schneller hinaustreiben.

Kurz vor Stade kam der Steuermann leise in den Salon und sah nach Schwarz, den er in tiefem Schlaf auf der Seitenbank fand. Der Stuart sah gleichfalls zur Thür herein und Beide zogen sich lachend zurück, ohne Schwarz zu wecken.

Das Schiff kam dann bei Kuxhaven vorbei und wurde vom Lootsenboot angerufen. — Nichts! hieß es, und der Tiger stampfte weiter.

Endlich erwachte Schwarz und fuhr erschrocken empor, denn er sah das Tageslicht zum Skeileit hereinscheinen. Er sprang von der Bank und rannte sofort — an die gegenüberstehende Wand, weil das Schiff eben schlingerte. So schnell er konnte, stieg er die Treppe empor und sah rundum nichts als Himmel und Wasser.

Der zweite Steuermann kam daher und blickte ihn mit gut gespielter Verwunderung an. — „Wo kommen Sie denn her?“ fragte er.

„Zum Teufel! Fragen Sie lieber, wo ich hinkomme!“ schrie Schwarz ärgerlich, denn es war ihm klar, daß er seine Station verschlafen hatte und sich in See befand. — „Weshalb hat man mir nichts gesagt, als wir in Stade waren?“

„Goddamn! Wir haben eine Minute gestoppt und auf den Passagier gelauert, der sich absetzen lassen wollte. — Wir glaubten, Sie wären in Hamburg wieder an Land gegangen und jetzt kommen Sie wie aus der See gewachsen daher," sprach der Steuermann lachend.

Der Kapitän war auch dazu gekommen und fand die Sache sehr spaßhaft, so wie dies alle übrigen Passagiere thaten. Kurz, Schwarz sah sich in seinem Aerger ausgelacht und mußte wohl oder übel mit nach England.

Er stand an der Reeling und sah in die See hinaus. Als Helgoland in Sicht kam, faßte er die Hoffnung, daß vielleicht ein Lootsenboot in die Nähe kommen und ihn aufnehmen könne. Allein der Felsen erschien zu Steuerbord und verschwand wieder, ohne daß sich etwas Anderes zeigte, als hinaussegelnde Schiffe.

Schwarz fuhr mit zwanzig bis dreißig Thalern in der Tasche nach London, während sich Herr Trick in Hamburg über den guten Spaß halb todtlachen wollte, und Zeit gewann.



Zehntes Kapitel.

Die Judenverfolgung.

Das goldene Kalb, oder Spickmann jun., wie er an der Börse genannt wurde, hatte etwas gethan, was cynischen Misanthropen

nach, eigentlich nur Kälber thun sollen, wenn sie einen höheren Standpunkt eingenommen haben: es hatte sich verliebt.

Unverschämter Federfuchser! höre ich hier einen guten Theil der Leserinnen ausrufen, indem sie Lust haben, mich an die Wand zu werfen. Unverschämter! Wer sich also verliebt, ist ein O — — — nein, es ist zu arg! — —

Aber um Himmels willen, meine liebenswürdigen Damen, ich habe das ja nicht gesagt. Das sagen eben alte bösartige cynische Junggesellen, welche sich niemals verliebten. — Wer wie ich ein Vierteljahrhundert lang ein holdes Weibchen besitzt und erst in Mitte der Vierziger steht, der war gewiß noch nicht über die zarte Kalbszeit hinaus, als er sich verliebte und heirathete. Er war zu jung, um das zu sein, was die bösen Junggesellen zum Verlieben für nöthig erachten, wenn man die Lebensdauer von Vier- und Zweifüßlern gegen einander hält. — Doch behandeln wir das Kapitel vom Verlieben ein andermal und bleiben bei der Thatsache, daß sich Spickmann jun. verliebt hatte oder wenigstens glaubte, es gethan zu haben.

Das Malheur war an dem erwähnten Sonntag in Neumühlen geschehen, weshalb Spickmann am Montag die unbestimmte Idee faßte, etwas Unsinniges thun zu müssen, weil er einmal gelesen, daß daran die Verliebten zu erkennen seien.

Der gute Spickmann war aber, offen gesagt, zu dumm, um auf Etwas zu fallen, was man gewöhnlich mit dem Namen „Unsinn" bezeichnet, wozu aber eigentlich meistens mehr Witz gehört, als zu den gewöhnlichen ernsten Sachen.

„Unsinn machen" ist in der Regel ein Monopol der Jugend und hat den Zweck, daß sich ein Theil der Unbetheiligten darüber ärgert, während der andere Theil darüber lacht, wogegen sich ein Theil der Betheiligten halbtodt lachen will, während sich der andere halbtodt ärgert.— Geschworne Feinde des Unsinns sind alle Nachtwächter, Polizeiactuare,

Hausmeister und Professoren. Letztere jedoch nur insofern, als es den Realunsinn, d. h. den außerhalb des Katheders vorkommenden, betrifft. Dem Verbalunsinn innerhalb des Katheders sind sie oft sehr zugethan.— Man könnte auch sagen, daß sie den praktischen Unsinn verdammen, während sie den theoretischen pflegen. — Gerade wie jene Philosophen, die lehrten, „Alles, was ist, ist gut" und damit praktisch meinten, „Alles, was man ißt, ist gut, oder soll wenigstens gut sein." Wenn es aber einmal nicht gut war, ließen sie es stehen, oder warfen der Köchin den Teller an den Kopf. Jetzt sind die Philosophen dahinter gekommen, daß nicht Alles gut ist, was ist. — Ja, daß Manches sogar sehr schlecht ist! — — Die Wissenschaft muß umkehren, deshalb werden zu Ende dieses Jahrhunderts, vielleicht noch eher, die Philosophen darin übereinkommen, daß Alles, was ist, sehr schlecht ist. —

Zu dieser Ueberzeugung war auch Doctor Emil Schnepfe in Betracht seines Gehaltes gelangt, der am Sonnabend Abend gefaßt, schon am Montag Vormittag dermaßen zusammengeschmolzen erschien, daß nur ein sehr mageres Mittagsessen und noch schlimmeres Abendbrod in Aussicht stand, was rücksichtlich des gestrigen Diners bei Senator Eiskuhl doppelt fühlbar ward, denn das erhaltene Goldstück hatte er seinem Freund Bernhart zur Uebersiedelung nach Villa Eiskuhl geborgt.

Emil Schnepfe war aber ein großer Philosoph. Er ging an die Delicatessenhandlungen, besah mit kritischem Blick die verschiedenen Leckereien, entschied sich für Mockturtle-Suppe, Hummersalat, Haselhuhnpastete, Bärenschinken und etwas Dessert und wollte dann eben nach einem Keller in der neustädter Fuhlentwiete gehn, wo er um vier Schillinge ein Mittagsessen bekam, bei dem er sich die eben gesehenen Herrlichkeiten d a c h t e, als er gegen Spickmann jun. anrannte, der im selben Ladenfenster Trost für seine Liebespein suchte.

Der erste Blick Spickmann's, als er Schnepfe erkannte, war nach seinem Hut — [illegible] Ungeheuer

von gestern war verschwunden und ein fescher weißer Filz, ein sogenannter „Unriper“, saß auf Schnepfe's Kopf, der darin unglaublich lustig aussah.

Als ihn Spickmann so anschaute, kam er auf die Idee, ob Schnepfe nicht vor allen Andern der Mann sei, der ihm zu einigem Unsinn rathen könne. — Er wird ja nicht immer mit geheimen Mordplänen umgehn, dachte das Kalb, und da Schnepfe's Garderobe nichts zu wünschen übrig ließ (er war gerade mit seinen Kunden fertig), so steckte Spickmann seinen Arm durch den Schnepfe's und zog den Verwunderten mit sich fort.

„Entschuldigen schon, lieber Doctor. — Haben Zeit?“ fragte er.

„Wüßte gerade Nichts, als daß ich eigentlich Einiges frühstücken wollte,“ sprach Schnepfe.

„Famose Idee, Doctor. Dachte eben auch daran. Darf ich Sie einladen, mit mir zu frühstücken? — Verstehe das!“ sagte Spickmann überzeugend, als Schnepfe ein zweifelhaftes Gesicht machte, was indeß der Ungewißheit galt, ob auch Spickmann allein bezahlen werde. Er drängte ihn jedoch zu diesem Punkt, indem er entgegnete:

„Ich würde Ihre freundliche Einladung gern annehmen, wenn Sie mir erlauben, mich zu revanchiren und das nächste Mal den Wirth zu machen.“ (Ich werde mich hüten, Dir dann sobald vor die Augen zu kommen, dachte der Schelm.)

„Angenommen! angenommen!“ schrie Spickmann erfreut und packte Schnepfe fester. Dann fragte er: „Würden Sie mir denn einigen Unsinn machen helfen?“

Schnepfe sah seinen Gefährten mit einem ängstlichen Blick an, denn die Frage kam ihm von dieser Seite so unverhofft, daß er glaubte, das Kalb sei übergeschnappt.

„Ich habe mir heute vorgenommen, Unsinn zu machen und hoffe, Sie sind der Mann, mir dabei zu helfen,“ sagte Spickmann, indem er seinen Hut auf eine gefährliche Weise schief setzte. Er besann sich jedoch,

daß er dies im Modejournal vom letzten Vierteljahr nicht gesehen habe und rückte ihn wieder gerade. Wenn er übrigens glaubte, daß Schnepfe der geeignete Mann zum Unsinnmachen sei, so hatte er nicht ganz falsch gerathen. Er hätte kaum an eine bessere Firma kommen können.

„Nun gut! Ich kann in diesem Fach Etwas leisten," entgegnete Schnepfe lachend. „Wenn's Ihnen nur nicht zu dick wird!"

„Es kann nicht arg genug kommen," sprach Spickmann. „Wissen Sie, ich bin in einer desperaten Laune, denn ich habe mich gestern bis über die Ohren verliebt!"

„Das ist viel," lachte Schnepfe.

„Ochsig," bestätigte Spickmann.

„In wen?" fragte der Barbier.

„In Neumühlen. — Kennen die Dame, Doctorchen — bin weg in sie," jammerte das Kalb.

Schnepfe faßte den Verdacht, sein Begleiter habe es auf Emma abgesehen und hatte große Lust, ihm den Hut anzutreiben. Er wollte jedoch erst weiter hören.

„Es waren viele Damen da. Welche meinen Sie?" fragte Schnepfe lauernd.

„Himmlisches Wesen — blond — Fee — Fräulein Stubborn"— seufzte Spickmann.

Schnepfe holte Athem. — „Das ist ein wahrer Engel — Sie haben einen famosen Blick für Damen. — Haben Sie Hoffnung?" fragte Schnepfe.

„Aeh — Hoffnung?" entgegnete Spickmann verdutzt.

„Keine Erklärung gemacht?" forschte Schnepfe weiter.

„Erklärung? — Aeh!! — Glauben Sie, ich sollte?" fragte das Kalb zweifelhaft.

„Versteht sich," sprach Schnepfe entschieden. „Ein Mann wie Sie muß ja reussiren."

„Aeh," schmunzelte Spickmann, „mache wahrhaftig morgen Versuch — heute aber Unsinn."

„Recht so, Verehrtester. — Sie machen Glück — ich wette ein Dutzend Flaschen Champagner, daß Sie das Jawort erhalten." (Wenn er's nicht kriegt — sieht er mich nicht wieder, dachte Schnepfe.)

Spickmann lachte höchst geschmeichelt und stieg in den Keller zu Martens hinab, indem er auf der Treppe mehrmals „angenommen" schrie. Unten angekommen bestellte er ein Frühstück, welches eigentlich ein Diner und Souper zugleich war und die kühnsten Phantasieen Schnepfe's noch übertraf. Mochte Spickmann in allen übrigen Sachen so dumm sein als er wollte, das verstand er und gab im Fache der Gourmandie Niemand etwas nach.

Als beide etwa gegen vier Stunden gefrühstückt hatten, waren sie auf einem Punkt angelangt, wo alle Erfordernisse zum Unsinnmachen vorhanden waren.

„Sie sollten auch einen weißen Hut haben, Don Juan — es ist jetzt das Feinste," meinte Schnepfe.

„Hätte schon," lallte Spickmann. „Aber Juden sind darauf gekommen — verfluchte Mauschels, verderben ganze Mode. — Tragen jetzt alle auf dem Steinweg „Unripe."

„Was?" schrie Schnepfe entrüstet, „das leiden wir nicht! God-damn!! Don Juan. Kommen Sie, es giebt einen Hauptunsinn. — Kaufen sich einen Unreifen. Ihren alten schwarzen Pinch machen wir zum Rachehut. — Lassen Judenverfolgung los. — Entführen Schicksels. Ist schon Alles in bester Laune dazu."

„Vorwärts," lallte Spickmann, sich an Schnepfe haltend. — Beide steuerten auf einen Hutladen los, wo sich Spickmann einen weißen Hut kaufte. Der übermüthige Schnepfe, der bedeutend angeheitert war, machte an Spickmann's schwarzen Hut einen Zettel, worauf er „hepp, hepp" schrieb, steckte ihn dann auf seinen Spazierstock und ging

mit seinem Begleiter nach der Alsterhalle, wo bei ihrem Eintritt ein allgemeines Hallo entstand.

Der Unsinn war im besten Gange.

Die elegante Judenschaft war allerdings stark mit den weißen Hüten vertreten, welche bei Schnepfe's Erscheinen in große Bewegung geriethen und hin und her wogten, als sei ein Sturm unter sie gefahren. — Die weißen Hüte, welche man Unreife nannte, hatten eine große Beliebtheit erlangt und gehörten zur Tagesmode, auf welche sich die Judenschaft mit besonderem Eifer warf, worüber die junge christliche Handelswelt in großen Zorn gerieth, der noch dadurch vermehrt ward, daß Israel anfing in der Alsterhalle zu dominiren und das große Wort zu führen.

Besonders Herr Aron Hersch vom alten Steinweg erhob seine Stimme gewaltig. Er war zwar nur ein sehr kleiner Mann, hatte aber ein großes Lager von langen Waaren, und wer lang hat, läßt lang hängen, sagt das Sprüchwort. — Aron Hersch hatte früher einen Karrenhandel geführt und dabei seine Stimme dermaßen ausgebildet, daß man ihn, wenn er bei der Ellernthorbrücke „Kuddelmuddel! Veer Schilling dat Stück!“ schrie, am großen Neumarkt hörte, obgleich auch die übrige Judenschaft aus allen Kellern des Steinweges dazwischen schrie. — Herr Aron Hersch schrie zwar Vormittags immer noch auf dem Steinweg, besonders wenn er Landleute entdeckte, die kauflustig umherschauten, bis sich plötzlich Hersch wie ein Raubvogel auf sie stürzte und ihnen seine Kattune und wollenen Waaren mit einer solchen Redesturmfluth anpries, daß alle Dämme brachen und die überrumpelten Landleute in Arons Laden untergingen, war's nicht gutwillig, dann mit Gewalt, weil sich im Fall des Schwankens drei bis vier Judenjünglinge kopfüber aus Arons Hausflur herabstürzten, die Zweifelhaften bei den Armen packten und hineinzogen, wie die Nymphen den Hellas, als Herkules unvorsichtiger Weise einmal den Rücken wandte.

Des Nachmittags war jedoch Herr Aron nebst den vier Jünglingen

grausam nobel. Er war mit seiner Schaar der Erste, der sich an einen Unreifen wagte, wonach sich die weißen Pinche wie die Motten über die Steinwege, die Elbstraßen und an den Hütten verbreiteten.

Hätten die Juden ein unschuldiges Christenkindlein gekreuzigt, welche Belustigung sie, unbestimmten Gerüchten nach, an ihren Feiertagen sich hie und da erlauben sollen, so würde dies die junge christliche Kaufmannschaft lange nicht so aufgebracht haben, als die Anmaßung, Unreife zu tragen, denn junge Christenkinder sind kein Modeartikel und junge Kaufleute überlassen das Tragen derselben gern Jedem, der nur Lust dazu hat. So aber war der christlich-germanische Handelsstand auf dem Punkt einer Judenverfolgung angekommen. Es fehlte nur ein Funken in das Pulverfaß und Schnepfe sollte die Lunte mit kecker Hand hineinwerfen.

Aron Hersch saß beim Whist und schimpfte gerade mit seiner schallenden Stimme über den schmierigen Oelhandel, den er tief unter das Lange-Waarengeschäft setzte, um den jungen Spickmann zu ärgern, der sich ihm gegenüber niederließ, ihn erst eine Weile anstierte und dann plötzlich einen Haderlumpen nannte. Einen unripen Haderlumpen, wie er sich verbesserte, als das Jubelgeschrei der christlichen Unreifen auf einen Augenblick nachließ.

Das war Herrn Aron Hersch zu viel. Er sprang auf und schrie nach seinen Jünglingen aus dem Stamm Aron, welche denn auch nebst mehreren vom Stamm Levi herbeistürzten.

„Er hatt mer geschimpft 'n Haderlump. — Schmeißt 'n rut!“ rief Hersch, auf Spickmann zeigend, der jetzt fortwährend hepp! hepp! schrie.

„Schmeißt 'n raus!“ erklang es rundum in Israel.

„Wern mer nich machen lange Massematten,“ fuhr Hersch fort: „Vorwärts!“ Hiebei wandte er sich gegen seine vier Jünglinge und zeigte auf Spickmann, wie Napoleon auf die Hügel von Waterloo gezeigt hatte, als sie seine alte Garde nehmen sollte.

Hersch konnte, als General der Judenschaft, mit seiner Donnerstimme jedenfalls einigen Effekt machen, wenn nicht in diesem Augenblick Schnepfe von hinten gekommen wäre, ihm den Hut mit dem Hepp-Hepp-Zettel aufgesetzt und denselben bis an das Kinn angetrieben hätte.

Da Hersch nicht wußte, wohin er mit dem Kopfe gerathen war, als ihn so unerwartet dichte Finsterniß umgab, so brüllte er im Hut wie ein Löwe nach Polizei, was die Wirkung hervorbrachte, als schrie er in einem entfernten Keller um Hülfe und ein ungeheures Gelächter erregte. — Die vier Jünglinge ließen deshalb Spickmann aus den Augen und packten alle den angetriebenen Cylinder, um ihr Oberhaupt davon zu befreien, was den Eindruck machte, als wollten sie zu gleicher Zeit am Schornstein eines Dampfschiffes hinaufklettern, oder ihn mit der Wurzel ausreißen.

Hersch saß aber so fest im Hut, wie der Bolzen in einer vernagelten Kanone, und da er glaubte, er sei von seinen Feinden gepackt, so schrie er fortwährend mörderlich, und versuchte, seinen Stamm zu erwürgen, denn er drehte so lange an den Halstüchern zweier Arons, bis diesen die schon sehr hervorstehenden Augen bei der Nasenspitze anlangten. Zu gleicher Zeit stieß er mit den Beinen um sich und traf dabei nicht nur den eigenen Stamm, sondern auch einen dicken Herrn, der näher getreten war, um sich die heitere Gruppe lachend anzusehen, an die Schienbeine.

„Swerenoth! De dammigter Angströhrenkiker hat mich de Seel ut 'n Schinnbeen treeten!“ rief der Dicke, indem er wie eine angeschossene Schnepfe umherhüpfte und sich die Stelle rieb. „Sclav! Sclav!“ schrie er hierauf den Kellnern zu, „Sclaven hierher, und smiet mir mal dat ebräische Ofenrohr da rut!“

„Was?“ brüllte entrüstet die christliche Kaufmannschaft, „Schmuel hett sich unterstahn, Kirchhoff vor dat Schienbeen zu treeten? — De Judens wöllt Kirchhoff treeten? — Datt is to veel! Ruut mit de

Judens! — Smiet se rut!“ und nun flog, das erste Opfer, Aron Hersch, hinaus, ihm folgten Stück für Stück seine vier Jünglinge, worauf dann wiederum vier weiße Unreife nachkamen, mit denen das Publikum draußen Ball spielte, bis sie in das Alsterbassin flogen und dort wie junge Schwäne umherschwammen, während die indeß am Jungfernstieg versammelten Hausknechte der christlich-germanischen Häuser, den Stamm Aron zu einem Ballspiel benutzten, und sie aus einer Hand in die andere fliegen ließen.

Zu diesem Ballspiel lieferten die Gäste der Alsterhalle fortwährend neue Bälle, denn wie grimmig sich auch Israel drinnen zur Wehre setzte, es flog Einer nach dem Andern hinaus und ward draußen durchgewalkt, während die Unreifen in die Alster hüpften.

Der dicke Herr, dessen getretenes Schienbein das Ballspiel hervorgerufen hatte, erschien bei jeder neuen Sendung in der Thür und avisirte den Leuten draußen, „vier Stück nach der Elbstraße“ oder „zwei nach'm Schweinemarkt,“ was unendlichen Jubel hervorrief.

Zu seinem Malheur mußte sich auch Hanf-Mölcke, der ein etwas jüdisches Ansehen hatte, im Alstersalon befinden, als die Schlacht losbrach. Da er ein friedfertiger Mann war, so suchte er sich vom Gefecht so fern als möglich zu halten und drückte sich in eine Ecke, was leider den Verdacht auf ihn zog, zu einem Stamm zu gehören. Er wurde deshalb in der Hitze des Kampfes von einigen Unbekannten gepackt und flog eben aus der Thür, als Kirchhoff wieder eine Sendung nach dem Ebräergang anzeigte. — Hanf-Mölcke stolperte unter die jubelnden Hausknechte, die ihn vor allen Dingen etwas durchwalkten und dabei sehr freundlich das Anerbieten machten, ein Bad im Alsterbassin zu nehmen. Der Aermste schrie dabei fortwährend: „Teuf! teuf! Ik bin jo gar keen Jude!!“ — „Denn is et 'n Türke!“ schrie eine Stimme. „Dat is noch veel schlimmer,“ riefen zwanzig Andere.

„Et is de verkleidete Sultan! — Ick kenne ihn ut'n Kaspertheater

vom Speelbudenplatz! — He will de Veelweiberei heer einführen! — Smiet ehm in de Dardanellen!“ schrieen lachende Stimmen durcheinander, während der arme Mölcke hin und her gezerrt wurde und immer näher nach dem Ufer der Alster kam.

Da erklang die Stimme des dicken Herrn zu seiner Rettung: „Teuf! Kinners!“ rief er hinüber, „dat is ja wahrhaftig Hans-Mölcke. Dat is keen Jude. I, den seine Familie wurde ja schon zur Zeit der Sündfluth getooft!“ —

„So? Is keen Jude?“ schrieen die Hausknechte, „na, denn smiet em all widder rin,“ und fünfzig Hände packten den Verkannten, und machten das Versehen gut, indem sie ihn thatsächlich in die Alsterhalle hineinwarfen.

Aron Hersch war endlich den Händen der Hausknechte entronnen, nachdem er einen wunderbaren Tanz in der Luft ausgeführt. Dem Hut konnte er aber nicht entkommen, denn Spickmann jun. trug die beste englische Waare. Er hatte jedoch so viel gewonnen, daß der Deckel nachgab und der Hut abwärts rutschte, so daß er wie aus einer fürchterlich steifen Halsbinde herausguckte, während der Deckel, noch an einem Ende festhaltend, wie eine blecherne Klappe hinter dem Kopf in die Höhe stand und jeden Augenblick bereit schien, wieder zuzuklappen, sobald er nur Raum dazu finden könne.

Hersch rannte mit seinen vier Haimonskindern die großen Bleichen hinunter, um durch die Fuhlentwiete nach seiner Heimath zu gelangen und Asche auf sein Haupt zu streuen. Die alttestamentarische Sitte des Kleiderzerreißens (die nebenbei gesagt für die damaligen Schneider recht profitabel gewesen sein muß) brauchte er nicht auszuüben, dies war von den Herren Hausknechten bestens besorgt. Ein Aermel seines Rockes war bis an den Ellenbogen gespalten, während der andere sich gänzlich entfernt hatte. Ebenso war der natürliche Spalt, der sich vordem zwischen den Rockflügeln bis zur Taille hinaufzog, bis zum Rockkragen ausge-

dehnt, so daß es von hinten das Ansehen gewann, als werde Hersch sofort in zwei Theile auseinanderfallen, sobald man die steife Huthalsbinde abziehe.

Die vier Haimonskinder sahen eben so abenteuerlich aus. Einem waren die Frackschößen mit der Wurzel ausgerissen, worauf eine eiserne Hausknechtsfaust den Boden der Sommerstoffhose gepackt, um den Jüngling daran in die Höhe zu heben, diesen Boden aber wie Löschpapier in den Fingern behalten hatte, so daß es an seiner Rückseite gar nichts mehr auszureißen gab. Einem Andern hatte man zu Kniehosen verholfen, wie sie die Schauerleute tragen. Alle aber zeigten mehr weiße Wäsche als nöthig und anständig war, weshalb sie große Heiterkeit auf den Bleichen erregten, und es Hallo hinter, vor und neben ihnen gab.

Den Händen der Hausknechte und christlich-germanischen Handelswelt waren Hersch und seine Jünglinge allerdings entkommen, geriethen aber nun an der Ecke der Neustädter Fuhlentwiete unter die Gassenjungen, zu welchen die Kenntniß von der Judenverfolgung gedrungen war. Die Situation wurde dadurch allerdings nicht vortheilhafter, denn von allen Freiheiten, welche eine Republik ihren Bürgern bietet, giebt Hamburg die meisten an seine Jugend bis zu zwölf Jahren ab, weil diese nicht mehr verlangt, als auf der Gasse allerhand Unfug treiben zu dürfen und von Zeit zu Zeit mit einigen Hieben befriedigt ist. Es existirte um die Tage unserer Erzählung deshalb eine so gesunde Gassenjungenschaft, daß selbst die Senatoren ihr aus dem Weg gingen und die würdigen Reitendiener mit ihren weißen Perücken das Hasenpanier ergriffen. — Sie hätten dem Teufel eine Klemme an den Schwanz gesteckt, wären sie seiner habhaft geworden. Er hütete sich aber wohlweislich vor dieser heillosen Brut, die jetzt über Aron Hersch und seine Jünglinge herfiel.

Hersch erhob seine Stimme wie ein Löwe, um das kleine Gesindel

zu verjagen, erlangte aber nur Spott und Hohn. Man fragte ihn, wo er seine Kravatte gekauft habe. — Man machte ihn aufmerksam, daß hinten eine Nath aufgegangen sei und zupfte von allen Seiten an seinem Hemd, bis er in Verzweiflung ein Dutzend seiner Quälgeister niederrannte, durchbrach und aufs Gerathewohl in den Schulgang lief, ohne sich nach den vier Haimonskindern umzusehen, die ihre Rettung im Fleth suchten, wo mehrere Boote und Ewer lagen, deren Mannschaften sich auch freundlich ihrer annahmen, denn ein Ewerführer, der gerade Persenningen theerte, gab dem Hintertheil des abgegriffenen Jünglings einen schönen wasserdichten Anstrich, während er dem Kniehosigen ein paar Wasserstiefeln anmalte und dabei nicht im Mindesten mit dem Theer geizte, worauf er sich als Portraitmaler zeigte und die beiden Uebrigen in Mohren verwandelte. Alles unter großem Beifall eines dankbaren Publikums, welches dann die Kunstwerke wohlbehalten nach Hause brachte, wo sie Entsetzen und Theergestank verbreiteten und wo sie die Weiber unter vielem Jammer mit Butter abrieben, da etwas Anderes gegen Theer nicht verfängt.

Während die Jünglinge mit Butter behandelt wurden, rannte ihr Stammhaupt also in den Schulgang, um von hier durch den Ebräergang nach dem Steinweg zu entwischen. Er fand diesen Paß aber schon von wenigstens dreihundert jungen Republikanern besetzt und schlug sich deßhalb nach rechts in die Schluchten des Bretterganges.

Jeder Mensch hat Unglückstage, wo ihn das Schicksal aus einer Patsche in die andere hetzt, er braucht dabei gar nicht Aron Hersch zu heißen und in eine Judenverfolgung zu gerathen. Ist dies jedoch noch nebenbei der Fall, dann um so schlimmer für ihn. — Hersch war durch die Hände der christlich-germanischen Kaufmannschaft gegangen, war als Ball in den Fäusten der Hausknechte gewesen, dann unter die Gassenjungen gerathen, und kam nun zwischen das Geschlecht, welches in den Gängen haust und welches nur, was die Neigung zum Unheil betrifft,

möglicherweise von den Matrosen in St. Pauli übertroffen werden kann.

Die „Gänge" sind für Hamburg etwa das, was für Rußland der Kaukasus ist. Ein Wirrsal von Häuserschluchten, zwischen denen Wildbäche, hier „Rinnsteen" genannt, fließen. Eine zwanglose Architektur, mit einem Ueberfluß von Hohlziegeln und Schornsteinen, hat hier Platz gefunden. Dazwischen nistet in den höhlenartigen Parterres das furchtbare Geschlecht der Fischweiber. —

Die Gänge haben gewöhnlich eine solche Breite, daß man so ziemlich mit ausgestreckten Händen hüben und drüben anstößt. Der arglose Wanderer, welcher sich hierher verirrt und neugierig umsieht, wird dann plötzlich von beiden Seiten von Megären überfallen, die ihre Fäuste aus halbgeöffneten Hausthüren drohend hervorstrecken und ihm unter die Nase halten.

Gewalt hilft hier nicht viel, da die Damen dieser Gegend so gewichtige Fäuste führen und diese mit so gutem Willen und Geschick gebrauchen, daß sich selbst die Flethschiffer und Schutenführer besinnen, mit ihnen anzubinden. — Eine lächerliche Grobheit oder ein schlechter Witz sind noch die einzigen Waffen, mit denen man sich durchschlagen kann.

Es läßt sich denken, was die Erscheinung des Herrn Aron Hersch für eine Sensation im Brettergang hervorbrachte. Vom Hallo der jungen Republik gejagt, welches in dem engen Gang zehnfach wiederhallte und Alles an die Fenster lockte, begann Hersch ein Wettrennen mit Hindernissen, denn er mußte über herausstürzende Hunde und vorgehaltene Besen springen, um die Schlucht bis zum Rademachergang zu gewinnen, was ihm jedoch nicht gelang, da er in der Mitte des Bretterganges von zwei Seiten zugleich bei den Rockschößen gefaßt, und sicher in zwei Theile gerissen worden wäre, wenn ihn nicht die improvisirte Halsbinde zusammengehalten hätte.

„O mien feuter Jung! Komm doch zu mir rinn," schrie eine sehr dicke Dame, welche sich des linken Rockschoßes bemächtigte, während ihr Gegenüber, die momentane Besitzerin des rechten Rockflügels „schöner Joseph" rief, und dabei aus Leibeskräften zog, wodurch Herr Aron einige Augenblicke in der Schwebe gehalten wurde, wie Mohameds Sarg zwischen den Magneten. Dem mißhandelten Rock ging jedoch die Geduld aus und er ließ den rechten Flügel fahren, den die betreffende Dame sogleich mit einem Triumphgeschrei in der Luft schwenkte und ihn nebst dem darin steckenden seidenen Taschentuche für gute Beute erklärte.

Der arme Hersch fiel dadurch der linken Dame in die Hände, welche ihn wie einen gefangenen Fisch über die halbgeöffnete Hausthür zog, deren oberen Theil zuklappte und verriegelte und ihn so seinen Verfolgern entrückte, die vor dem Haus tobten und ihr Opfer verlangten. Da diese Häuser jedoch auf kleine Belagerungen eingerichtet sind, so ließ die Dame nebst ihren Freundinnen das Volk toben und schleppte ihren Fang nach einem Hinterzimmer, wo er erschöpft auf ein Sopha fiel.

Die erste Frage, welche seine Retterinnen an Hersch richteten, war die, „ob er Geld bei sich hätte."

Sie warteten auch gar nicht erst lange auf eine Antwort, sondern durchsuchten sofort seine Taschen und ließen Alles verschwinden, was sie in denselben fanden, worauf sie ihn freundlich mit einigen Gläsern Wein stärkten, die er freilich theuer genug bezahlen mußte.

Die Jugend tobte indeß draußen fort und verlangte ihr Opfer, in welcher Forderung sie von den Damen der Nachbarschaft unterstützt wurde. Der arme Gehetzte hatte jedoch nicht die mindeste Lust sich noch einmal unter seine Feinde zu begeben und bat seine Wirthinnen ihn zu verstecken, bis die Dunkelheit seine Flucht begünstige. Die Retterinnen hielten Rath, und da man gegen fünfzig Mark in seinem Geldbeutel und ein Dutzend Cigarren in der Tasche gefunden; so beschloß man ihm Schutz zu gewähren und ihn bei einbrechender Dunkelheit in einer Verklei-

dung fortzuschaffen. Inzwischen brauten die Damen einen Punsch und zündeten Arons Cigarren an. Die dicke Dame, welche ihn eigentlich gefangen hatte, nahm ihn auf den Schoß und in ihren besonderen Schutz, den sie dadurch an den Tag legte, daß sie ihm ein Glas Punsch nach dem anderen aufnöthigte und ihn zwang Brüderschaft mit ihr und den anwesenden Colleginnen zu trinken.

Aron Hersch kam in Folge dessen bald in einen Zustand, wo alles mit ihm anzufangen war. Er hätte sogar Ballet getanzt, wenn es seine Wirthinnen verlangt. Man beschloß deshalb ihn als Frauenzimmer zu verkleiden und so nach Haus zu schaffen, wodurch vielleicht noch ein gutes Trinkgeld zu erlangen war.

So wurde ihm denn, unter allgemeinem Jubel, eine Mütze aufgesetzt, worunter man seinen Backenbart versteckte. Darüber kam ein Hut, der vor etwa zwanzig Jahren in der Mode gewesen war und bisher zum Schmuck einer Büste Napoleons diente. Es war eins jener vorstehenden Wetterdächer, aus denen die Damen früher wie aus einem Souffleurkasten schauten, und zur Verkleidung herrlich geeignet, denn er war allein im Stande die Gassenjungen auf seinen Träger zu hetzen.

Hierauf zog man ihm den Rock eines Maskencostüms mit einer breiten rothen Kante, und darüber eine alte Contouche, mit Falbeln, Bauschärmeln und einem großblumigen Muster an, und band ihm zum Ueberflusse noch eine weiße Schürze vor.

Damit aber die Täuschung vollständig würde und ihn Jedermann für ein Frauenzimmer halte, stopften ihm die Damen die Contouche noch mit Werg aus und versicherten ihn, daß er nun am hellen Tage durch ganz Hamburg gehen könne, ohne erkannt zu werden. Darin hatten sie allerdings Recht, denn Hersch sah einem alten scheußlichen Judenweib auf's Haar ähnlich. Die Retterinnen wollten sich vor Lachen ausschütten, als plötzlich stark an die Hausthür geklopft wurde.

Eine der Damen verließ das Zimmer, um durch eine Klappe zu sehen, wer da sei, und kam etwas bestürzt zurück. Sie flüsterte den Anderen etwas in's Ohr, worauf sogleich ein Paar den verkleideten Hersch packten und durch einen Gang in den Hof zogen. „Fort! fort!" flüsterten sie dabei. „Se wullt Dich umbringen."

An einer niedern Mauer, wo eine Leiter lehnte, stieg die Eine hinauf, packte Hersch beim Kragen und schleppte ihn mit sich, während die Andere von unten schob. Auf der Mauer angekommen zogen sie die Leiter nach und stiegen drüben wieder hinab, worauf die Flucht durch einen schmalen Hof, und durch eine Art Keller in einen Gang ging, aus dem man in ein Haus gelangte, dessen Thüre nach Trampsgang führte. Das Erdgeschoß dieses Hauses bewohnte eine Hebamme, die eine alte Bekannte der Damen war und ihre Kundschaft unter den Flethschiffern und Ausladern hatte. Sie machte immer Geschäftchen in Putzsachen mit den Weibern und hielt deshalb den Schleichweg offen.

Daß sie im Augenblick nicht zu Haus war, machte nichts, denn der Schlüssel zu ihrer Stube ward unter einem Schrank hervorgeholt und diese geöffnet. Man hatte sie indeß kaum betreten, als ein Mann sehr eilig hereinkam, und ganz außer Athem nach Madame Lüttchens fragte, die augenblicklich mit ihm kommen müsse.

„Gehen Sie mit ihm," flüsterte eine der Retterinnen Hersch in's Ohr, „die Mörders finden Sie sonst hier." — In Wahrheit bestanden die „Mörders" aber aus Niemand Anderem als der Polizei, welche im Brettergang an die Thür geklopft hatte und der man Hersch, wegen der abgenommenen Sachen, aus den Augen bringen wollte. Außerdem war es ein zu guter Spaß, ihn als Hebamme irgendwohin zu schicken. Man steckte ihm deshalb einen alten dicken Regenschirm, dessen Gestell aus einem Bootsanker zu bestehen schien, unter den Arm, sagte dem Mann, Madame Lüttchens sei etwas schwindlich, weshalb er sie führen solle,

und schob Beide zur Thür hinaus, worauf sich die zwei weiblichen Unholde vor Lachen in der Stube herumkollerten.

Die Dämmerung war bereits eingetreten und hatte sich in Trampsgang zur Finsterniß verdickt, als Aron Hersch von dem ehrlichen Schuster nach seiner Wohnung geschleppt ward, die sich beim Dragonerstall befand. Es war keine kleine Aufgabe für den Vater des zu erwartenden jungen Republikaners, die schwindliche Hebamme vier enge Treppen hoch hinaufzuschaffen, denn da Hersch die unbestimmte Idee gefaßt, daß der Regenschirm sein einziger Freund und Rettungsanker sei, so klammerte er sich mit beiden Händen an ihn fest und blieb überall hängen, bis der verzweifelte Vater endlich auf den Einfall kam, ihm den Schirm mit der Spitze voraus unter den Arm zu stecken, worauf er besser durchging.

Als man so den vierten Stock erreichte, hörte man den Lärm vieler Frauenstimmen, welche verschiedene Ansichten und Rathschläge zum Besten gaben, weil der junge Weltbürger während der Abwesenheit des Vaters schon angekommen war. Da Hersch vermuthete, der Lärm hänge mit der Judenverfolgung zusammen, und von dem Geschrei: „das Kind ist schon da" empfangen wurde, so bemächtigte sich seiner die Idee, daß man glaube, er wolle ein Kind stehlen, um es zu kreuzigen. Zugleich schien ihm die Situation ganz zum Aufspannen des Regenschirmes geeignet. Er hatte die dunkle Ahnung, daß er ihn vielleicht als Fallschirm gebrauchen könne, woraus man sieht, daß Betrunkene oft weiter sehen als es scheint.

Man kann sich denken, welche Sensation die Erscheinung der Hebamme mit dem aufgespannten Schirm erregte. Als man sie aber genauer betrachtete, blieb jeder Mund offen und die Blicke starr an ihr hängen.

Der Hut und die Mütze waren nämlich bei'm Herauftransport ganz aus ihrer Lage gerathen, und dadurch auf der einen Seite der Backenbart herausgekommen. Dabei legte nun Hersch den Finger geheimnißvoll

an seine Nase und sagte schluchzend mit seiner tiefen Stimme: „Das Kind — wird — nicht — ge — kreuzigt!" — — —

Ein fürchterliches Geschrei aus den Kehlen der Frauenzimmer war die Antwort. — „Et is n Jude, der en Kind zum slachten stehlen will! — — Se wollt sik vor de Judenverfolgung rächen," schrieen ein Paar Nachbarinnen.

„Zu Hilfe! de Juden's wollen dat Kind slachten," schrie der Vater in das Haus hinab und jetzt zeigte sich, wie richtig der Instinkt Arons beim Aufspannen des Regenschirms war, denn es ward mit allem Möglichen auf ihn losgehämmert. Zum Glück fand sich das Bürgergardengewehr des Vaters nicht gleich, sonst wäre Hersch am Ende angespießt worden, während er so nur mit der natürlichen Waffe des Schusters, mit dem Knieriemen, attaquirt ward.

Aber auch als Fallschirm bewährte sich das wackere Instrument vortrefflich und verhinderte, daß Hersch nach den Gesetzen des Falles, d. h. mit vermehrter Geschwindigkeit hinunterkam. Es wäre dem armen Teufel gewiß schlecht gegangen, da sich das Gerücht, ein Jude habe ein Christenkind stehlen wollen, um es zu schlachten, mit Blitzesschnelle verbreitet und eine große Volksmenge herbeigezogen hatte. Zu seinem Glück erschienen jedoch ein halb Dutzend Dragoner von der nahen Wache, die ihn sammt seinem Schirm in die Mitte nahmen und unter Geschrei und Gelächter nach der Polizei führten, wo er mit Erstaunen empfangen ward, da man ihn im Brettergang umgebracht glaubte.

Aron Hersch war hier endlich in den Hafen der Ruhe gelangt und fand einige zwanzig Leidensgefährten aus der Alsterhalle vor, welche die Polizei gerettet hatte und welche nun, per Mann fünf Mark vierzehn Schilling bezahlen mußten, sie mochten dagegen sagen was sie wollten, denn diese Summe mußte Jeder bezahlen, der in Polizeiberüh-

rung kam. Er mochte Recht haben oder nicht, schuldig oder unschuldig sein. Er durfte nur in Begleitung eines Polizeidieners erscheinen, so waren die bekannten „fünf Märk, viertein" sein unausbleibliches Loos, denn in einer Republik muß Alles über einen Kamm geschoren werden! — —





Elftes Kapitel.

Komische Schauspieler.

Der Maler Bernhart saß kurz vor diesen Vorgängen in seiner Dachstube und war beschäftigt verschiedene Malerutensilien einzupacken. Er prüfte die Farbenblasen, ehe er sie in den Kasten legte. Untersuchte dann die Pinsel — putzte die Paletten und legte die Oelflaschen sicher. Dann stellte er sich vor eine graue frisch auf=

gespannte Leinwand und besah sie träumerisch zum zehnten Mal. Es war kein Fleckchen und Streifchen darauf und doch betrachtete er sie ungemein aufmerksam, legte den Kopf auf die Seite, machte ein Auge zu, oder hielt die Hand vor das andere, kurz er mußte etwas auf der Leinwand sehen, was sonst kein Mensch darauf erblickte.

Es war auch an Dem. — Die Maler sind darin kuriose Kerle. Sie sind im Stande, auf einer solchen grauen Leinwand die vollständigsten Bilder zu erblicken, die ihnen die Phantasie eben vorspiegelt. Haben sie nebst der Phantasie das Talent des Darstellungsvermögens und eines guten Vortrages, so wird es ihnen leicht, durch Pinsel und Farbe auch anderen Leuten das sichtbar zu machen, was bisher nur für sie sichtbar war. — Es ist dies genau dasselbe Verfahren, was der Schriftsteller oder Componist einschlägt, wenn er eine Handlung oder harmonische Klänge zu Papier bringt. Jener muß nur die rechten Worte und dieser die rechten Noten zu finden wissen, was indeß eben so schwer ist, als die rechte Farbe auf den richtigen Fleck zu bringen.

Bernhart stand also träumend vor der leeren Leinwand und sah sich verschiedenes darauf gestalten. — Er sah die Elbe mit den Schiffen und am Strand eine Villa, vor der zwei kleine Pavillons standen. Er sah die gelben Rübenbeete, über denen ein großer weißer Fleck schwebte, um den endlich der Senator Eiskuhl zum Vorschein kam. Er sah in der Einsiedelei ein reizendes Mädchenbild, das sich immer schöner und schöner gestaltete, als ihn plötzlich ein lauter Fluch auf dem Vorsaal wieder dahin brachte, daß er die bloße graue Leinwand sah.

„Gottverdamm!“ — Es thut uns leid, daß wir es sagen müssen. Aber es war genau das Wort, was Bernhart aus seinem Traume riß und worauf im nächsten Augenblick seine Thür geöffnet wurde, durch die eine militärische Figur trat, welche sich den Kopf rieb und dann, als gelte es eine besondere Höflichkeit auszuüben, einen kübelartigen Czakko aufsetzte und einige Finger daran legte. Es war die schönste Lustspielfigur,

die man sich denken konnte. Bernhart konnte nur mit der größten Mühe das Lachen verbeißen, als er die Figur betrachtete, die sich offenbar im Gang an den Kopf gerannt hatte und sich den Fleck rieb, während sie noch nicht ganz mit ihren Gedanken in Ordnung war.

Es war ein langer dürrer Mann, mit glatt rasirtem Gesicht. Der Schnurrbart, welcher sonst bei militärischen Personen unter der Nase zu sitzen pflegt, saß bei ihm über der Nase, denn die Augenbrauen hatten eine Länge und Stärke erlangt, die ihnen das Ansehen eines Schnurrbartes gaben, worunter ein paar kleine graue Augen hervorblickten, zwischen denen ein Exemplar von Nase hing, in der sich eine Farbenanalyse aller in Hamburg gangbaren Rothweine gesammelt hatte, womit der Besitzer gewöhnlich von seinen Mannschaften traktirt wurde. Die Nase sah einem Stück Bimstein, welches lange in einem Rothweinfaß gelegen, sehr ähnlich.

Den martialischsten Effect machten aber die Beinkleider des Kriegsmannes, die einem gefangenen Feinde glichen, den die Hosenstege von unten packten und festhielten, während er sich nach der Gegend des Kniees zurückzuziehen versuchte, wo durch vieles Treppensteigen ein paar Knuppen herausgedrückt waren, wie man sie bei den alten Ritterrüstungen sieht.

Der Mann war Feldwebel der Bürgergarde und hatte die Bestellungen zu den Wachen zu besorgen, weshalb er einige Zettel in der Hand hielt, aus denen er einen hervorsuchte, als er sich von dem Puff am Balken einigermaßen erholte.

„Sie haben am sehnten auf die Wache su siehen,“ sagte er, Bernhart den Zettel hinreichend.

„Ich soll auf die Wache ziehen?“ rief dieser verwundert aus, „das muß ein Irrthum sein.“

„Ist ganz richtig. — Am sehnten — Herr Bernhart — Kunstmaler — Burstah,“ sprach der Feldwebel, ihm den Zettel schmunzelnd

hinhaltend, wobei er sich schlau rund umsah, um den Ort zu entdecken, wo vielleicht eine Weinflasche hervorkommen könnte.

Bernhart nahm den Zettel und las mit maaßlosem Erstaunen, daß er richtig am zehnten eine Wache da und da beziehen sollte.

„Aber um Gotteswillen, wie komme ich denn zum Wachdienst! Ich bin ja bei gar keiner Truppe und habe weder eine Flinte noch sonst was!“ sprach er.

„Das ist egal. — Am sehnten müssen Sie die Wache besiehen,“ replicirte der Kriegsmann.

„Nun gut, ich werde kommen,“ sagte Bernhart ganz ernsthaft, indem er den Zettel an das Fenster steckte.

Der Feldwebel riß den Mund auf und starrte den zusagenden Wachmann an, indem er förmlich erschrocken über eine Dienstwilligkeit war, die er weder suchte noch erwartete.

„Sie wollen auf die Wache siehen?“ frug er ungläubig.

Bernhart nickte mit dem Kopfe.

„Selbst?“ frug der Feldwebel ganz verwirrt.

„Mit diesen zwei Beinen!“ versicherte Bernhart, sich auf die Schenkel klopfend.

„Sie haben ja aber keine Flinte und keinen Säbel,“ sagte der Kriegsmann sehr kleinlaut.

„O, die kriege ich schon. Ich habe einen Bekannten, der hat eine Menge Flinten aus allen Zeitaltern. Mit Luntenschlössern, Radschlössern, Feuerschlössern, — Wallbüchsen — Entenflinten, — da kann ich Alles kriegen,“ sprach Bernhart zuversichtlich.

„Aber Sie können vielleicht nicht exersieren?“ frug der Feldwebel.

„O, ausgezeichnet! — Exerzieren, Voltigiren, Bajonettfechten, Schlagen, Stoßen, Alles, was Sie nur wollen.“

„Herr Gott! — Se verßteiht awerst nich plattdütsch!“ schrie der verzweifelte Feldwebel. „Un wenn denn in de Nacht Een kommt — —“

„Den spieße ich ohne Weiteres auf das Bajonett, sobald er mir zu nahe kommt,“ entgegnete Bernhart entschieden.

„Da haben wir's. Sie verstehen den Dienst nicht und sollten sich doch lieber een Stellvertreter besorgen lassen. — Es kost nur zwei Märk. — Was wollen Sie sich auf der Wache herumtreiben,“ sprach der Feldwebel schmeichelnd, denn es war ihm daran gelegen, die Wache bezahlt zu erhalten, worauf eigentlich die ganze Maßregel hinausläuft, weil es damals (und vielleicht noch) eine Menge verdorbene oder arbeitsscheue Handwerker gab, die den Bürgergardendienst permanent betrieben, und sich für die zwei Mark, welche von Fremden und Geschäftsleuten regelmäßig bezahlt wurden, wenn ihnen die Republik eine Wache zumuthete, gern vierundzwanzig Stunden auf dieser herumdehnten, oder sich als militärische Karrikaturen vor das Schilderhaus stellten und eine jämmerliche Rolle als Soldaten spielten.

Daß ein Fremder eine Wache selbst thun wollte, war etwas so Unerhörtes, ganz außer aller Berechnung Liegendes, daß der Feldwebel fast den Verstand darüber verlor und sich eben so wenig zu helfen wußte, als wenn er mit seiner Mannschaft eine Batterie (d. h. nicht Flaschen) hätte nehmen sollen. Außerdem büßte er dabei noch acht Schillinge ein, denn wenn die Gepreßten gewöhnlich einen preußischen Thaler hergaben, so konnte er die acht Schillinge, welche herauszugeben waren, niemals finden und dieselben fielen ihm in der Regel zu.

Da nun Bernhart die Wache durchaus selbst thun wollte, so blieb dem Mann nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Er steckte jedoch den Kopf zur Thür herein und bemerkte, daß er doch lieber am Neunten noch einmal nachfragen wolle, was Bernhart ganz zufrieden war, da er dann längst in Neumühlen saß, wohin er andern Tages ging, um die Villa zu malen.

Der Feldwebel kroch fast auf allen Vieren unter dem Balken hin-

weg, an dem er sich den Kopf beinahe eingerannt. Er hatte diesmal ein sehr schlechtes Geschäftchen gemacht, denn erstens erhielt er einen Puff an den Kopf, wie er auf seiner ganzen militärischen Laufbahn noch keinen bekommen, dann gab es nichts zu trinken und schließlich kam er gar noch um seine acht Schillinge, auf die er mit mathematischer Sicherheit rechnete. Seine Soldatenrolle war ihm gänzlich mißlungen. Er stieg fluchend die Treppen hinab und suchte vor der Hausthür einen Zettel aus, durch dessen Abgabe ihm ein Glas Rothwein gesichert erschien. In dieser Hoffnung leckte er sich die Lippen etwas ab und ging dann weiter, bis er vor dem Hause des Senators Eiskuhl kerzengerade stehen blieb, denn Herr Eiskuhl trat eben, blendend wie immer, vor die Thür und blickte nach dem Glockenspiel des Petrithurmes hinauf, welches sich erlaubt hatte, auf eine etwas nachlässige Art und mit Hinweglassung einiger Töne zu spielen: ein Versehen, wofür ihm der Senator einen strengen Blick zuwarf, was es so alterirte, daß es die nächste Stunde in ein förmliches Delirium gerieth.

Herr Eiskuhl war eigentlich der Kriegsherr des Feldwebels, weshalb dieser wie ein Laternenpfahl, mit den Fingern am Czako dastand, bis ihm sein hochweiser Befehlshaber einen gnädigen Blick schenkte. Der Hochweise hatte ihn eben angelächelt, als plötzlich ein dunkler Gegenstand dicht vor der Bimsteinnase des Kriegers vorbeifuhr und sich auf die schneeweiße Brust Eiskuhls heftete, wo sich ein langer schwarzer Streifen zeigte, der unter der Weste verschwand, während aus dieser ein Stück Baurohr hervor stand. Der Schaft eines Pfeiles, dessen Spitze aus einem Klumpen Werg und Theer gebildet war. Eine schändliche Waffe, von verruchter Hand abgeschossen, um den Stolz des Senators, die weiße Leinwand, anzuschwärzen.

Herr Eiskuhl stand da wie Geßler, als ihm Tell zurief: „Du kennst den Schützen". Leider kannte ihn aber der Senator nicht und sah sich

umsonst nach ihm um. In der Hand hielt er den Pfeil und blickte entsetzt auf die beschmutzte Hemdenbrust. Als er den ganzen ungeheuren Frevel erkannte, drückte er dem Feldwebel das unheilvolle Instrument in die Hand und befahl ihm, den meuchlerischen Schützen sofort zu verhaften, worauf er in sein Haus zurückrannte, in dem zum Glück die Senatorin nicht anwesend war. Sie wäre sonst über sein gemeines Aussehen in Ohnmacht gefallen.

Der tapfere Feldwaibel stand aber noch regungslos dort und hielt den Theerpfeil auf Armeslänge von sich, als wäre es eine unbekannte, höchst gefährliche Waffe, die jeden Augenblick losgehen und den eigenen Träger umbringen könnte. Er sah sich dabei nach dem verborgenen Schützen oder irgend Jemanden, den er dafür nehmen könne, um. Da er aber Niemand Geeigneten fand, so lehnte er das Geschoß vorsichtig an die Treppenpfeiler und machte sich aus dem Staube.

Wir verließen Schnepfe und Spickmann beim Beginn ihrer Heldenthaten in der Alsterhalle, wo sie sich abdrückten, als nach Beendigung der Schlacht die Polizei anrückte, um auch von christlicher Seite einige „fünf Mark vierzehn“ zu erheben. Schnepfe zog Spickmann mit sich fort und stieg am Gänsemarkt in einen Fiaker, dem er nach dem Spielbudenplatz in St. Pauli zu fahren befahl. — Am Trichter, einem Pavillon, wo man Kaffee u. dergl. erhält, verließen Beide den Wagen, um erst noch einmal in Ruhe ihren Mokka zu trinken und neue Kräfte zu weiterem Unsinn zu sammeln.

Hierauf gingen sie an den Spielbuden hin und wurden ganz besonders vom Elysiumtheater gefesselt, wo der Freischütz angezeigt war.

Fürst Ottokar stand höchsteigenhändig vor der Thür und lud das Publikum zum Besuch der Oper ein. Dies war sehr herablassend von dem wackern Fürsten, wenn man bedenkt, daß er den ganzen Vormittag einen Karren mit geräuchertem Stöhr herumgefahren und verkauft, daß

er dann die Theaterzettel geschrieben und angeklebt hatte, wonach ihm nur wenig Zeit blieb, sich in sein glänzendes Kostüm zu werfen, da er erst eine Eule und einen Samiel zur Wolfsschlucht auftreiben mußte.

Es war jedoch keine Uebereilung in seiner Toilette zu bemerken. Der reiche Hermelinpelz von Kaninchenfell, der die Seele dieses Theaters war und in allen Stücken spielte, lag prachtvoll auf seinen Schultern. Der Helm, in dem er den Ottokar wie den Karl Moor, den Don Juan wie den Mephistopheles spielte, saß glänzend auf seinem Kopfe und hatte die alte Gewohnheit, sein Visier alle halbe Minuten zuzuschnappen und ihm das Wort von dem Munde abzuschneiden, was ihm jedoch Gelegenheit gab, eine nachlässige Grazie zu entfalten, wenn er mit der Rückseite des gelben Ritterhandschuhs das Visier wieder hinaufschlug, als scheuche er nur eine zudringliche Fliege hinweg.

Von den Pfundsporen, welche die Matrosen in maaßloses Erstaunen versetzten und um deren Handhabung, was das tragische Klirren betraf, ihn mancher große Mime beneiden konnte, wollen wir nicht weiter sprechen und nur noch anführen, daß sie auf der Bühne ein ganzes Chor ersetzten und unzertrennliche Gefährten des Helmes und Mantels waren, so daß sich Niemand erinnern konnte, Eines ohne das Andere gesehen zu haben, selbst Don Juan und Mephistopheles erlaubten sich dieselben.

Der gute Fürst bot alles Mögliche auf, um das Volk für die Oper zu gewinnen. Er schilderte die Wolfsschlucht auf das haarsträubendste und gab sogar ein genaues Recept der Freikugeln zum Besten, dem er noch einige sehr wirksame Ingredienzen zufügte, die Friedrich Kind leider vergessen hat. So hielt er z. B. ein Stück Hufeisen vom Pferdefuß des Teufels für weit wichtiger, als Blei von zerbrochenen Kirchenfenstern, wobei das Publikum zugleich in Erfahrung brachte, daß der Teufel beschlagen ist. — Als ihn ein Matrose fragte, ob der Teufel seine Hufeisen beim alten Eisenhändler verkaufe, oder wie man überhaupt diesen Artikel

beziehe, erbot sich der Fürst, ihm das Loth für vier Schillinge zu verschaffen, packte aber den Unvorsichtigen plötzlich beim Arm und schleuderte ihn an die Kasse, wo er wohl oder übel vom Eremiten ein Billet kaufen mußte.

Da der Fürst hierauf das Interesse bemerkte, welches Schnepfe und Spickmann an ihm fanden, so richtete er seine Aufforderungen, die Kunst zu unterstützen, an sie und zwar hochdeutsch, so viel ihm dies möglich war.

„Treten Sie ein, meine hohen Herrschaften und sehen Sie sich das unsterbliche Werk der großen Komponistin Maria Weber an.“ (Er hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß Weber ein Frauenzimmer gewesen sei.) „Treten Sie ein. Sie werden sich nicht langweilen, denn wir haben alles Unnöthige weggelassen und — —“

Hier schnappte ihm das Visier die Fortsetzung weg, ward jedoch sogleich mit einer geschickten Handbewegung wieder auf den Helm geschleudert, worauf der Fürst fortfuhr: „— — — bleiben nur bei der Hauptsache. Dafür sind unsere Preise scandalös; unter dem Hund billig. Der erste Platz — Parkett — kostet veer Schilling, der zweite zwei und der dritte, ich schäme mich als Künstler fast, es zu sagen, einen Schilling.“

Die beiden jungen Leute konnten nicht mehr widerstehen und gewannen die ganze Gunst des Fürsten, als Spickmann einen Thaler für zwei Parkettsitze bezahlte, wofür seine Durchlaucht, der nebenbei Regisseur und Decorationsmaler war, den sofortigen Anfang der Oper in's Werk setzte und das Orchester aus dem Keller von Pries holte, wo es eben in Gestalt eines jungen Mannes vereinigt, ein Glas Bier trank.

Der junge Mann, welcher in einer Balltracht erschien, die sich im letzten Stadium ihres irdischen Daseins befand, — denn der Frack begann weiß und die Glacéhandschuhe schwarz zu werden — kam langsam hereingeschlendert und ergriff den Deckel eines Pianofortes, den er auf

dieselbe nachlässige Art hinaufschleuderte, wie dies der Fürst mit seinem Visier that. Dabei betrachtete er das Publikum sehr geringschätzig und warf besonders auf Schnepfe und Spickmann einen unbeschreiblich verächtlichen Blick, der diese ungemein belustigte.

Der Jüngling spielte offenbar nur aus Gefälligkeit, denn als der Fürst den Kopf hinter dem Vorhange hervorsteckte und „an —" — das Visier schnappte herunter und wieder hinauf — — „fangen" schrie, steckte er die Hände in die Hosentaschen und suchte die Stimme im Publikum. Erst als ihn der Fürst mit seinem Titel „Kapellmeister" ansprach, war er so gefällig, sich halb auf einen Stuhl niederzulassen und mit dem bekannten C der Ouverture zu beginnen. Er wahrte jedoch den Künstlerstolz, indem er seinen etwas baufälligen Maschinenhut auf dem Kopfe behielt und die Cigarre im Munde wie einen Tactstock auf und ab bewegte.

Die Ouverture war vorbei und der Vorhang erhob sich, indem der Schuß fiel, den der Regisseur dadurch bewerkstelligte, daß er mit einem Stocke auf einen Tisch hieb. Ein Fingerzeig für alle Regisseure, die ihrem Director Pulver sparen wollen.

Wenn der Fürst erklärte, daß alles Unnöthige weggelassen sei, so müssen wir den Leser mit dem Umstand bekannt machen, daß er besonders die Chöre für unnöthig und zeitraubend gehalten und sämmtlich gestrichen hatte. Auch die großen Arien waren von ihm in der Art vereinfacht worden, daß die Vortragenden deren ungefähren Inhalt dem neugierigen Publikum gesprächsweise mittheilten. Er hatte überhaupt den Freischütz zu einem Melodrama gemacht; wobei er hie und da für die etwas veralteten Lieder neue passende einlegte. So sang der Kaspar — eine Art gleich bei der Geburt heruntergekommener Kunst — statt des Trinkliedes: „Eins ist Eins und Drei sind Drei", die für seinen Charakter ganz angemessene Arie: „Ick jehe meinen Schlenderjang und thu wat mich jefällt," worauf er, statt der einfachen Tanzstellungen, die

er sonst gewöhnlich vor dem betrübten Max ausführt, eine vollständige Hornpipe zum Besten gab, die der talentvolle Regisseur, in Betracht des Matrosenpublikums, hier sehr geschickt eingelegt hatte.

Der Schuß nach dem Adler war wiederum ein Meisterstück dramatischer Täuschung, denn da Max seine Bürgerwehrflinte, von der man das Bajonett abzunehmen vergessen, nicht gut in den Himmel stecken konnte, so sprach Kaspar, in die Couliſſe deutend: „Kiek! siehst Du da buten bi Blankenese den grooten Steenadler — da! glief öwer dem Süllberg! — Schieß!!" — Und Max steckte den Schießprügel in die Couliſſe und knallte ein Zündhütchen los, während der Fürst a tempo mit dem Stock auf den Tisch hieb, worauf sofort ein ungeheuerliches Vieh, ein alter ausgestopfter Albatros, hinter dem Rücken des Max herunterfiel und aus Bosheit drei Lichter am Proscenium ausschlug, was den Fürsten verleitete, dem Kapellmeister den unwürdigen Antrag zu machen, sie wieder anzuzünden. Dieser hatte nur stille Verachtung für eine solche Schmach.

Die Scene, welche vor der Wolfsschlucht folgt, war ebenfalls als nicht durchaus zur Sache nothwendig gestrichen, obgleich der Regisseur eigentlich Lust hatte, für das Lied „Leise, leise, fromme Weise": „Das Schiff streicht durch die Wellen" einzulegen. Mit dem verhängnißvollen Schuß war der erste Act zu Ende und der zweite begann sofort mit der Wolfsschlucht.

Das erste Erforderniß einer solchen, dicke Finsterniß, lag auf der Bühne und ließ nur mühsam die Gestalt Kaspars erkennen, der in einer Gefängnißdecoration den Zauberkreis mit Ziegelsteinen legte, während der Fürst hinten das schauerliche „Uhi" des Geisterchores sang und zwar aus einer andern Tonart, als es der Kapellmeister vorn spielte, der fortwährend „höher" schrie. Die Geister singen aber stets nach eigenem Belieben und kümmern sich um keine Tonarten.

Kaspar ließ sich durch den Zwiespalt von Chor und Orchester nicht

stören und arbeitete trotz allen Schrecknissen ruhig weiter, wozu in Betracht der furchtbaren Umgebung viel Muth gehörte. Der Regisseur hatte nämlich von einem Nachbar, der eine Art Raritätenkabinet besaß, mehre Sachen entliehen und im Vordergrund der Wolfsschlucht aufgestellt, welche diese ohnehin schauerliche Gegend noch furchtbarer machen mußten.

Eine Eule konnte er zwar nicht auftreiben, dafür stand jedoch ein ausgestopfter Storch drohend an der Seite, den ein paar dergleichen Seehunde unterstützten. Ein getrockneter Haifisch paßte vortrefflich in die Wolfsschlucht und sah neugierig von einer Art Baum dem Kaspar zu. Wenn diesen hartgesottenen Sünder etwas hätte erschrecken können, so wären es gewiß die drei großen Gläser mit in Spiritus gesetzten menschlichen Mißgeburten gewesen, die der Regisseur hart neben seinen Zauberherd noch nachträglich hinsetzte und durch eine verborgene Laterne beleuchtete. Aber auch sie vermochten keinen Eindruck auf ihn zu machen, weshalb der Fürst auf einer Käseglocke zwölf schlug, welchen Zeitpunkt Kaspar bekanntlich für geeignet hält, um seinen Hirschfänger (hier war es ein Säbel) in einen Todtenkopf zu stecken, der hier trotz der Dunkelheit dem Kenner als ein Hundeschädel erschien, und bei dem Samiel citirt wurde.

Samiel hatte zwar versprochen zu kommen, ward aber, wie es schien, in der Hölle oder in einem Keller festgehalten, weshalb der Fürst seine Rolle sofort übernahm und sein „Morgen an den Pforten der Hölle, er oder Du!“ mit entsetzlicher Stimme brüllte, worauf er den Max in die Wolfsschlucht stieß, weil dieser über den Nachrichten, die er eben las, sein schauriges Rendezvous ganz zu vergessen schien.

Jetzt wurde das heillose Compagniegeschäft der Freikugelfabrikation mit einem alten Suppenlöffel eröffnet, wobei Kaspar die Ankunft des wilden Heeres prophezeihte.

Er hatte dieses kaum erwähnt und seinen Suppenlöffel dabei in der Luft geschwungen, als auf dem letzten Platze ein so gräßlicher Lärm

osbrach, daß sich alle Zuschauer in Erwartung einer Prügelei danach umkehrten. Es war aber nur das wilde Heer, welches der Regisseur von etwa zwanzig Freibilleten dort aufführen ließ, weil ihm die Gegend dazu sehr geeignet erschien. Die Zwanzig thaten, was möglich war und arbeiteten mit Bellen, Pfeifen und Stampfen für Hundert, und da der zweite Platz auch einfiel, so konnte das wilde Heer mit jedem Hoftheater in die Schranken treten und erhielt allgemeinen Beifall, womit der zweite Act schloß.

Nach dem Schluß des zweiten Actes trat der Fürst in das Parkett und erkundigte sich huldvoll, wie den Herren die Oper gefiele und ob sie keinen Durst hätten, in welchem Fall er ihnen ein Glas Punsch oder Rothwein verschaffen könne.

Spickmann, der erst kürzlich den Freischütz im Stadttheater gesehen, war ganz verblüfft über diese Bearbeitung. Da sie aber Schnepfe für „himmlischen Schund“ erklärte, so kam er plötzlich auf die Idee, daß man die Kunst unterstützen müsse, und bestellte drei Bowlen Punsch für die Schauspieler, was den Erfolg hatte, daß alle Spielenden im dritten Act ihre Worte an ihn richteten, daß der Fürst in fortwährendem Kampfe mit seinem Visier und Sporen lag und Max den total betrunkenen Eremiten einen „versopenen Döskopp“ schimpfte, als er ihm ein Probejahr auferlegte, was allerdings höchst unangenehm war, wenn man in Betracht zog, daß sich Agathe sehr stark in interessanten Verhältnissen befand. Dann stand Kaspar wieder auf, um den Eremiten bei der Kapuze zu packen und rückwärts hinauszuziehen, wobei er schrie: „Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht“. Als Finale spielte der begeisterte Kapellmeister hierzu die Melodie: „Der Graf von Luxemburg hat all sein Geld verjuxt, juxt, juxt,“ was diesmal keine Einlage des Regisseurs, sondern eine boshafte Anspielung auf Spickmann, der Dank für den Punsch war. Denn der Kapellmeister, ein verkanntes Genie, trank zwar gern Punsch, hatte aber eine Wuth auf alle Leute, die sich in Ver-

hältnissen befanden, in denen sie sich diesen Genuß immer verschaffen konnten, während er stets auf Jemand warten mußte, der ihn damit traktirte. — Zwei Eigenschaften, die alle verkannten Genies zu haben scheinen.

„Was fangen wir nun an?“ fragte Schnepfe, als er mit Spickmann wieder vor dem Theater stand.

„Ich habe fürchterlichen Durst,“ ächzte dieser.

„Sie tranken ja aber eben zwei Gläser Punsch!“ sprach Schnepfe erstaunt.

„Nun, gerade deshalb. — Gehen wir in die Stadt und trinken ein paar Flaschen Champagner.“

„Ums Himmelswillen!“ schrie Schnepfe. „Sie werden sich einen Millionenhaarbeutel holen und haben morgen einen Kater, wenn Sie Ihren Heirathsantrag machen wollen.“

„Swerenoth noch mal, Doctor, Sie haben Recht. — Trinken wir nur eine Flasche Clicquot zur Abkühlung. Muß heute noch mit meinem Alten reden. Morgen an der Börse alten Stubborn. — Nachmittag junge Stubborn. — Abend um zehn Uhr in Alsterhalle, bringe Nachricht, ob gewonnen oder verloren.“

„Gut. Ich werde den Professor mitbringen. Wenn Sie Glück machen und das Jawort erhalten, wie es gar nicht anders möglich ist, dann stecken Sie ein paar grüne Weidenblätter in's Knopfloch.“ — Damit ich gleich weiß, ob ich ausreißen muß oder nicht, dachte Schnepfe.

„Weidenblätter in's Knopfloch?“ sprach Spickmann überlegend. „Das ist mir im ganzen Journal nicht vorgekommen. — Ist nicht mode,“ erklärte er kopfschüttelnd.

„Wenn Sie es tragen, dann muß es mode werden,“ sagte Schnepfe bestimmt.

„Aeh!! — Meinen Sie?“ lachte das Kalb.

„Ich versichere Ihnen, wenn Sie es tragen, sind in acht Tagen

alle Büsche in der Umgegend kahl gerupft und die Börse sieht aus wie ein großer Weidenbusch," erklärte der boshafte Schnepfe.

„Nun denn — Wenn ich Jawort kriege, sollen Sie Weidenzweig sehen. — He, ist das nicht Professor, was da an Alster kommt?" fragte Spickmann.

Beide waren an der Alster angekommen und trafen richtig Bernhart, der daher kam und sich schon seit einer Stunde nach Schnepfe umsah, dessen Ausbleiben ihm unerklärlich erschien und den er in den Händen der Polizei glaubte. Er hatte von dem Scandal gehört und ließ sich eben die Einzelnheiten erzählen, als vom Gänsemarkt her eine große Volksmenge kam, in deren Mitte Soldaten ein altes Weib mit aufgespanntem zerknickten Regenschirm führten, den unglücklichen Aron Hersch, die falsche Hebamme, welche eben zur Polizei geschleppt ward. — Wieder einen Schauspieler, der seine Rolle schlecht gespielt hatte.

Die jungen Leute fanden das Ding ungemein spaßhaft und gingen eine Flasche Champagner zu trinken, in der jedoch für den vorhandenen Durst viel zu wenig Nasses war. Es kam zu noch einer und noch einer, und so weiter, wie Jeder weiß, der sich einmal vorgenommen hat, mit mehreren Freunden eine Flasche von diesem verhexten Wein zu trinken, der von selbst aus der Flasche zu verschwinden scheint.

Spickmann erklärte endlich, daß er sich heute himmlisch amüsirt habe und daß er den letzten Tag seiner Freiheit ge—nos—sen. — Und wenn er morgen keinen Weidenbusch im Knopfloch trage, er sich den Hals mit einem Mühlstein verzieren und ein Bad nehmen werde, worauf er sich selbst bitterlich zu beweinen begann, indem er auf die Idee kam, daß er sein eigener alter untröstlicher Vater sei, der sich beim Angeln in der Bille finde, worauf er herzzerbrechend „mein Sohn! mein armer Sohn!" schluchzte.

Seine Freunde suchten ihn damit zu trösten, daß an dem Bengel nicht viel verloren sei. Er bestand aber darauf, daß die Stütze seines

Alters zer—bro—chen worden, und seine einzige Hoffnung der Nacht—wäch—ter bleibe, den er an Kindesstatt an—neh—men wol—le.

Auf diese Idee hatte ihn jedenfalls ein solcher Beamter gebracht, der schmunzelnd in der Nähe stand. Schnepfe glaubte, daß es am Ende besser sein würde, wenn der nächtliche Beamte Spickmann an Kindesstatt annehme und ihn nach Hause bringe. Da er aber seine Wohnung nicht wußte, so wollte er sie eben von ihm herauszufragen suchen, als der Nachtwächter sagte:

„O wir kennen ihn schon. Von mir kriegt m Smittgen an der Ellernthorbrücke, dann kriegt m Leikens am Graßkeller, dann Jan am alten Wall, Heikens am Rathhausmarkt, un so kömmt he dusemang na m Holzdamm. — So mien goote Herr. — O! hal Di jo ni upp!“ sprach der gute Wächter zärtlich, als Spickmann in einen Keller zu fallen versuchte, und er ihn festhielt. „Nur immer vorut — een Bischen mehr Stürbord — Backbord sin slimme Kellers. — So, Smittgen, ik kriege veer Schilling,“ sprach der Wächter, ihm Spickmann übergebend, worauf Smittgen diesen zärtlich weiter schaffte und an Leikens gegen acht Schilling abgab, der ihn wiederum für zwölf Schillinge an Jan verkaufte, so daß Spickmann endlich vierundzwanzig Schillinge werth war, als er bei seinem Hause ankam, wo er vom Hausknecht auch ohne Widerrede gegen diese Summe übernommen und zu Bett gebracht ward. — Es ging ihm wie einem Wechsel, für den auch immer mehr bezahlt wird, je näher er seiner Heimath kommt.

Bernhart und Schnepfe kamen zwar allein, aber nicht ohne einiges Gepolter nach ihrem Dachstübchen hinauf und schliefen bald den Schlaf der Gerechten.



Zwölftes Kapitel.

Ein Besuch in Neumühlen.

Der alte Spickmann hatte schon am selben Tag von Hans-Mölcke erfahren, was sein Sohn im Alstersalon für Streiche gemacht. Er war nicht wenig erstaunt über die Heldenthaten seines Nachfolgers und schwankte, ob er deshalb böse sein oder ihn loben sollte. Da Aron Hersch jedoch den Oelhandel unter die langen Waaren setzen wollen, so zog er endlich den Schluß,

daß sein Sohn ein ganz verfluchter Kerl sei, vor dem man Respect haben müsse, ja daß er unter solchen Umständen bald selbständig werden und heirathen könne.

Spickmann sen. stand in seinem Garten an der Außenalster und rauchte in Erwartung des Frühstücks eine Cigarre, als er diesen Gedanken faßte. Es schien, als wolle ihm das Schicksal gleich zur Ausführung behilflich sein, denn wie er über die Wasserfläche hinblickte, welche von einem leisen Winde in kleine goldige Wellen gekräuselt wurde, sah er ein Segelboot von Hamburg herüber kommen, aus dem bald sein Sohn stieg und ihn mit „Morgen“ begrüßte.

Der alte Spickmann versuchte eine würdige Miene anzunehmen, wobei er seinen Schlafrock über den Bauch zog. Da ihm aber Beides nicht gelang, so platzte er in ein Gelächter aus und fragte dann den „verfluchten Kerl“, was er heute für Streiche zu machen gedächte.

„Hättest Du was dagegen, wenn ich heute einen Heirathsantrag versuchte?“ sprach der junge Spickmann, indem er seinen Backenbart unternehmend nach vorn strich.

„Wahrhaftig?“ schrie der Alte verwundert. „De Jung hatt m Teufel im Leib. — Er will einen Heirathsantrag machen?“ Dabei sah er seinen Sprößling mit einer Art furchtsamen Verwunderung an, ungefähr als sei es einer jener verwegenen Wikinger, der in seeräuberischer Absicht an den Strand gestiegen war. „Heirathsantrag?“ sagte nochmals verwundert der Alte. „Und was würde denn das Geschäftchen tragen?“

„Geschäftchen?“ rief Spickmann jun. entrüstet. „Es ist ne reine Herzenssache!“

Hier klopfte er sich mehrere Mal auf den Magen, weil er der Meinung war, daß sich an dieser Stelle jenes rothe Ding befinde, welches er vom Coeur-Aß her als das Ziel Amors kannte.

„Den Deubel ooch,“ murmelte der Alte erschrocken, denn er glaubte,

sein Sohn habe sich etwa gar in ein Mädchen ohne Vermögen verliebt, was eine gräßliche Blamage für das Haus Spickmann gegeben hätte. — Er war ganz der Kerl danach und der Fall in den letzten hundert Jahren wenigstens drei Mal unter den erhabenen Geschlechtern der Millionäre vorgekommen.

Dem alten Spickmann begann ein gelinder Angstschweiß auszubrechen, wenn er die Möglichkeit eines solchen Falles bedachte. Wenn sein Sohn, der doch zum hohen Adel der Republik gehörte, sich so weit vergessen könnte, eine Mißheirath unter einer halben Million zu thun. Ja vielleicht gar in die Regionen der Achtzig-, Fünfzig- oder Zwanzigtausend hinab zu steigen. Vielleicht — er fühlte sich einer Ohnmacht nahe — in die Zehntausend zu sinken; oder gar den Adel der Spickmann's auf alle Zeiten zu schänden, indem er sich zu einer bloßen Aussteuer entwürdigte.

Wer einmal Gelegenheit hatte, das Entsetzen zu beobachten, welches adlige Familien befällt, sobald sich eines ihrer Mitglieder in ein bürgerliches Wesen verliebt, d. h. nicht nur verliebt, denn dabei drückt man ein Auge zu, sondern es vielmehr heirathen will, der kann sich genau die Wirkung denken, welche eine Heirath ohne Vermögen beim Adel einer Republik hervorbringt, dessen Ahnen nach Millionen gerechnet werden. Es erregt schon Aufsehen, wenn sich einer von zwei Ahnen, d. h. zwei Millionen, an ein Geschlecht von zehn Ahnen, d. h. Millionen, wagt. — Eine gerechte und echt republikanische Gewohnheit ist es jedoch, daß man eben nur nach dem augenblicklichen Stand der Ahnen, resp. Mark Banko, fragt und es dabei gänzlich ignorirt, auf welche Weise der Adlige dazu gekommen ist. Ob er vielleicht früher für das Geschlecht, mit dem er jetzt eine Verbindung entrüstet abweist, Säcke getragen oder für den Glanz des Schuhwerks gesorgt hat, danach fragt Niemand. — Es kommt nur darauf an, w a s e r h a t. Das ist oberster Grundsatz in allen Republiken, deren Adel mit dem der Monarchien nur darin differirt, daß

er sich das kleine Wörtchen „haben“ beilegt, während der adelige Adel mit „von“ zufrieden ist, das Haben aber deshalb nebenbei sehr wünschenswerth findet.

Der alte Spickmann warf einige ängstliche Blicke auf den Sohn und getraute sich nicht mit der Frage heraus, wer die Zukünftige sei. Er fürchtete eine schreckliche Dummheit seines Nachfolgers zu erfahren, denn er wußte nur zu gut, daß er von väterlicher Seite nicht zu viel Klugheit erhalten haben konnte. Um sich zu sichern, schlug er vor, auf die Terrasse zum Frühstück zu gehen, wo Mama bereits warte.

Beide gingen hin und Papa machte die Mama sofort mit dem Umstande bekannt, daß der Junge einen Heirathsantrag machen wolle.

Madame Spickmann ließ beinahe die Theekanne vor Schreck über eine solche plötzliche Verwegenheit ihres Sohnes fallen, und riß den Mund weit auf, aus dem endlich die Frage hervorkam:

„Aber um's Himmels willen, wem denn?“

„Ja, wem denn?“ rief der Alte gleichfalls mit Spannung.

„Himmlisches Wesen — blond — Engel!“ antwortete Junior.

„Himmlisches Wesen? — Engel?“ murmelte Senior voll banger Besorgniß.

„Fräulein Stubborn,“ erklärte Junior.

„Ah — Stub—born,“ sagte Senior, so tief Athem holend, als hänge an jeder Sylbe ein Sack mit einer Million in Silbergeld. — „Verfluchter Kerl — hat Geschmack. — Die Blonde ist beinahe so schön, wie Deine Mutter einmal war.“

Hier machte der Alte ein Auge zu und lachte mit dem andern seinen Sohn an, der die Mama verwundert durch die Lorgnette betrachtete. Diese war ganz verblüfft über die Schmeichelei des Senior, gab aber doch zu, daß etwas an der Sache sei und war dadurch sofort für den Antrag gewonnen.

Junior schlug nun vor, dem alten Stubborn vor allen Dingen an

der Börse auf den Leib zu rücken, worauf man mit ihm nach Neumühlen gehen und die Angelegenheit weiter verfolgen wolle.

Nach dem Frühstück bestiegen Vater und Sohn das Boot und ließen sich nach dem Jungfernstieg führen, von wo sie sich nach der Börse begaben.

Sie ermuthigten sich hier durch einen komischen Blick und pürschten von verschiedenen Seiten an Stubborn, der eben bei einem Makler das Schiff „die Gebrüder“ nebst Ladung von Conzertflügeln und feinen Glaswaaren nach Java und Singapore zur Versicherung in Auftrag gab. Als das Geschäft beendet war, trat Spickmann sen. zu ihm und fragte ihn: ob er Lust habe, ein gutes Geschäftchen mit ihm zu machen? — „Ausgezeichnetes Geschäftchen,“ bemerkte Junior von der andern Seite.

Stubborn war stets geneigt ein Geschäftchen zu machen, und besann sich nur, in was dies bestehen könne.

„Palmöl vielleicht?“ fragte Stubborn.

„Feinere Waare. — Viel feiner!“ bemerkte Spickmann Vater pfiffig.

„Elfenbein?“ sprach Stubborn rathend.

„Elfenbein?“ lachte der alte Spickmann, indem er seinen Sohn in die Seite stieß. „Ist Elfenbein dabei? Hee?“

„Wüßte nicht. Aeh!“ stotterte Junior.

„Er weiß nicht, ob Elfenbein dabei ist!“ sagte Senior, auf Junior zeigend. „Die jungen Leute verwildern ganz und gar. Lesen nichts mehr von Clauren. — Elfenbein zeigt sich, wenn die Rosenlippen lachen,“ recitirte Spickmann sen., einige Erinnerungen aus Clauren mühsam zusammenfegend.

„Aeh! Richtig!“ schrie jetzt Junior, plötzlich verstehend. „Ja, ja! Viel Elfenbein, ganzes Lager, wenn sie lacht.“

„Also Elfenbein dabei. — Dann alla — alla Pflaster? — Nein,

das Zeug heißt anders. — Allabaster — richtig. — Dann brand, brand, raben — — — Nein, das paßt nicht. — Gold, gold, glänzend blonde Ringellöckchen!" fuhr Senior lustig fort.

„Gold, gold, goldne Ringellöckchen!" echote Junior.

Stubborn fing sachte an, hinter sich zu rücken, um einen Baumstamm zu gewinnen, wenn Spickmann und Sohn etwa plötzlich zu rasen anfangen sollten. Es stand fest, daß Beide übergeschnappt waren, denn betrunken konnten sie nicht sein, dazu standen sie zu ruhig.

„Also Sie haben die Artikel, die mein Sohn sucht, auf Lager. — Wollen Sie dieselben an ihn abgeben?" sprach der alte Spickmann, Stubborn am Rock haltend.

„Er bricht los," dachte dieser, und erwiderte ängstlich — denn man muß auf die Ideen Verrückter scheinbar eingehen —: „Was ich davon habe, steht Ihnen gern zu Diensten."

„Steht Dir zu Diensten. — Nimm!" sagte Senior zu Junior.

„Gut. Sie geben also her, was wir suchen. — Wir halten Sie beim Wort!" sprach Junior.

„Sie sind richtig Beide übergeschnappt. — Wahrscheinlich sind die Oelpreise rapid gefallen," dachte Stubborn, indem er verlegen nickte.

„Schließen wir ab," drängte Senior, Stubborn auch beim andern Rockflügel erfassend. „Kommen wir zur Sache, damit was in Oel gemacht werden kann. — Ich sehe, Sie wissen am Ende gar nicht, wo der Artikel lagert, den wir suchen?"

Stubborn schüttelte rathlos mit dem Kopfe.

„Nun gut, ich will Ihnen auf die Sprünge helfen. Alle die schönen Sachen, die mein Sohn sucht, lagern in Neumühlen. — Merken Sie was?" sprach Senior, Stubborn loslassend.

Dieser sah ihn erschrocken an, und wußte nicht, was er sagen sollte, denn er hatte eben an Nielsen eine Ladung Zucker, Wein und Kaffee

übergeben, die dieser nach Neumühlen schmuggeln und dort für ihn bei sich lagern sollte. — Woher konnten Spickmann's dies wissen? — Und welche Blamage, von ihnen bei einem solchen lumpigen Geschäft von ein paar tausend Mark betroffen zu werden! — Er faßte sich endlich so weit, daß er mit schwachem Lächeln sagte: „Wollen Sie sich nicht ein wenig deutlicher erklären?“

„Nun gut,“ sprach Spickmann sen. „Da steht der Junge, der gestern fünfhundert Juden umgebracht hät, und heute nicht einmal das Maul für sich aufthun kann. Der Artikel, den er sucht, ist Ihre Tochter Julie. — Wollen Sie ihm dieselbe geben?“

Stubborn war wie aus den Wolken gefallen. Er sah Einen um den Andern verwundert an, denn von allen Dingen, die man an der Börse von ihm verlangen würde, waren seine Töchter die letzten, an die er dachte. — Das Vortheilhafte dieses Geschäfts fiel ihm sogleich in die Augen. Eben so schnell dachte er jedoch auch an die Nachtheile, die in einer Aussteuer bestanden; in wenigstens einer Viertelmillion, von der sein Geiz sich nicht trennen konnte, denn Geiz, zusammenscharrender Geiz, der kein Mittel verschmähte, um Geld zu häufen, war sein Hauptcharakterzug. — Er hatte schon längst die geheime Befürchtung gehegt, daß sich seine Töchter verheirathen und ihn dadurch um große Summen bringen könnten. — Er sah mit Schrecken die aufblühende Schönheit der beiden Mädchen und beneidete jeden Vater, der im Besitz häßlicher und krummer Töchter war. — Er hatte bisher jeden muthmaßlichen Bewerber abgeschreckt und begünstigte die Zuneigung der Gebrüder Schwarz, weil er dadurch einen Wall um die Mädchen zu ziehen glaubte, der sich jeden Augenblick auf eine leichte Art entfernen ließ, und jetzt kam dieser Spickmann mit einem Heirathsantrag vom Himmel gefallen, der sich nicht einmal abweisen ließ.

Stubborn überlegte einen Augenblick und fragte dann: „Wollen

die Herren mit mir nach Neumühlen kommen? Wir wollen die Sache draußen besprechen.“ —

Natürlich waren Spickmann's geneigt mit nach Neumühlen zu gehen und stürzten sich nun bis dahin auf die Oelbedürftigen im Börsengedränge, während Stubborn ganz vergaß einige kleine Vögel zu rupfen, die ihm in die Hände liefen und darüber nachsann, wie er aus den Händen Spickmanns schlüpfen könne.

Er hoffte sehr viel von seiner Tochter, die, wie er glaubte, den jungen Spickmann abweisen würde. — Er wollte ihr dann durchaus keinen Zwang anthun. O! Gott bewahre, dazu war er ein viel zu zärtlicher Vater. — Er schmunzelte fast bei dem Gedanken, daß er sie nur nach ihrer Neigung wählen lassen würde, das heißt so lange ihm dies paßte, welchen Riegel er vorsichtig einölte, damit er ihn zu gelegener Zeit gleich vorschieben könne.

Nachdem jedoch Spickmann's ihre Geschäftsfreunde auch tüchtig eingeölt hatten, mußte er einen Fiaker besteigen und mit ihnen bis zu der Stelle fahren, wo der Hohlweg nach Neumühlen hinab führte.

Stubborn erklärte zwischen den Bäumen, wie er es vor allen Dingen für nothwendig halte, daß der Verliebte sich des Jawortes seiner Angebeteten versichere, wonach er von seinem Segen geben würde, was sich auf dem Lager befände.

Das war freilich ein Quantum, welches das kleinste Gewicht einer Goldwage noch in die Höhe schnellte. Hätten Spickmann's die Qualität des Artikels sehen können, sie wären sofort erschrocken umgekehrt. So aber mußte Spickmann jun. zum Sturm voraus, während sich die Alten unfern des Hauses in den Hinterhalt stellten, um seines Winkes gewärtig zu sein.

Wie nun das Kalb hinging, immer langsamer und langsamer, den Hut abnehmend und sich ganz rücksichtslos gegen die Frisur im Kopf kratzend, stieg die Hoffnung Stubborns, ihn mit einem ungeheuren Korb

beladen aus dem Haus schleichen zu sehen, während der alte Spickmann mit Erstaunen das Gebaren des „verfluchten Kerls“ betrachtete und ganz vernehmlich „Gottverdamm“ murmelte, als dieser plötzlich umkehrte und wieder zurückkam.

Die beiden Alten blickten ihn verwundert an, als er vor ihnen stand, und Stubborn fragte, was er vergessen habe.

Das Kalb warf einen hülflosen Blick von Einem zum Andern. — Vergessen hatte er nichts, denn er hatte nichts gewußt. Er fragte nur höchst verlegen in gutem Plattdeutsch:

„Wat soll ik nu all seggen?“

Stubborn mußte laut lachen. Seine Actien standen vortrefflich.

„Ei, da soll einen doch gleich der Schlag treffen!“ schrie Spickmann sen. „Er fragt, was er sagen soll! — O Du panniger Döskopp, Du Löschpapierner! — Da hättest Du mich meiner Zeit sehen sollen! — In's Zimmer stürzen! Auf die Kniee fallen! Eine Hand nach dem Himmel, die andere auf's Herz und dazu gewimmert: Himmlischer Syruph, Engel, nimm mich mit allen Activas und Passivas! — Und ich hatte den Drachen — — — eh — eh — den Engel wollte ich sagen. — Die Dinger fliegen ja immer beide am Himmel rum,“ schloß er entschuldigend.

Der Sohn sah erstaunt nach den Knieen des Vaters, die dieser allerdings selbst seit etwa zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Auch Junior konnte nichts davon entdecken, denn sie waren vollständig unter dem Bauch verschwunden, weshalb das Kalb dachte, ob Papa nicht vielleicht vor Mama auf den Bauch gefallen sei. — Hierauf blickte er unruhig auf die eigenen Beine. Daß er eine Hose für fünfunddreißig Mark anhatte, genirte ihn weniger, als daß diese aus Gummistoff bestand, die unten durch die Stege und oben durch die Hosenträger bis zu den äußersten Grenzen der Haltbarkeit ausgespannt und nicht auf plötzliches Niederknieen berechnet war. — Er bog sein Bein versuchsweise, sah sich

noch einmal um, wie Einer, der ohne schwimmen zu können, in einen Fluß laufen soll, und rannte dann mit einem verzweifelten Ansatz nach dem Landhaus, um dem Beispiel Papas zu folgen.

Die Alten hatten kaum zwei Minuten auf der Lauer gelegen, als sie den Heirathskandidaten in einer höchst seltsamen Tracht aus dem Haus springen und in den Weidenbüschen am Strande verschwinden sahen. So viel sie bemerken konnten, trug er oben noch den Frack, hatte sich unten jedoch in einen Tyroler umgewandelt, indem er kurze dunkle Hosen trug, die kaum bis an das Knie reichten, während unten weiße Strümpfe und Stiefletten zu sehen waren. — Beide gingen jetzt nach dem Haus, um sich nach der Ursache dieser seltsamen Metamorphose zu erkundigen.

Sie fanden hier Julie, welche lachend in einer Ecke des Sophas lag und vor immer wieder ausbrechender Heiterkeit lange keine Auskunft geben konnte.

Endlich erfuhren sie, daß der Liebhaber richtig zur Thür herein und zu den Füßen Juliens gestürzt war. Er hatte jedoch kaum das Wort „himmlischer“ herausgebracht, als es einen großen Krach that, die Stege der Hosen abplatzten und dieselben bis über die Kniee in die Höhe fuhren. Der Liebende war aufgesprungen und hatte verzweifelte Versuche gemacht, sie wieder hinabzuzerren, bis er endlich unter dem Gelächter der Angebeteten die Flucht ergriff.

Stubborn frohlockte im Stillen. Der Bräutigam war jedenfalls unmöglich geworden.

Dies konnte allerdings der Fall sein, wenn das Mädchen nicht Stubborns Tochter war. So unähnlich sie aber dem Vater schien, so sehr auch die Natur ihre reizendsten Formen an ihr verschwendet, sie hatte dennoch zugleich den Keim von des Vaters Charakter in sie gelegt: jenen Giftkeim der Habsucht und Genußsucht, der nur des rechten Augenblickes bedurfte, um aufzugehen.

Die Natur treibt oft ein sonderbares Spiel mit den Formen und Farben, indem sie dem schlimmsten Inhalt die schönste Hülle giebt.

Betrachten wir das niedere Reich der Pilze. — Finden wir nicht die giftigsten derselben mit dem schönsten Kleid geschmückt? — Trägt nicht der Fliegenpilz den purpurnen Ueberzug mit perlweißen Punkten und ist doch der schlimmste von allen? —

Gehen wir weiter zu den Insekten, so sind es wiederum die giftigsten, welche am schönsten schillern. — Ebenso die Schlangen — die Raubthiere, von denen der Löwe und Tiger die schönsten Formen zeigen.

Hat die Natur nun in Letzteren das Schlimme in das Schöne gelegt, so gab sie diesen Geschöpfen wenigstens nicht die Macht sich zu verstellen und ihre bösen Eigenschaften nach Gefallen zu verbergen. Im Weibe aber bildete sie ein Wesen, an dem oft alle unsere Weisheit zu Grunde geht, welches zur äußern Schönheit die innere heucheln und so lange als sanftes Lamm erscheinen kann, bis sie es nicht mehr für nöthig hält und dem erstaunten Mann gegenüber plötzlich als Tiger auftritt.

Ein solches Räthsel der Natur war Julie. Mit aller Schönheit und allen Anzeichen eines liebevollen sanften Wesens ausgestattet, besaß sie zwar nicht den Charakter eines Tigers, sondern eigentlich gar keinen.

Von der Jugend und Liebenswürdigkeit Adolfs und dessen Huldigungen angezogen, war sie diesem sogleich entgegengekommen und in seinen Armen auf dem süßen Strom der Liebesfluth fortgetrieben, bis er ernstliche Anstalt machte auf die Insel des Ehestandes loszusteuern, welche Insel ihr jedoch bei Adolfs Verhältnissen etwas kahl erschien, wenn sie bedachte, daß es ihr fortwährender Aufenthalt sein solle.

Am selben Morgen in aller Frühe hatte ihr der Geliebte gesagt, daß er mit dem Vater sprechen und ihn um ihre Hand bitten wolle. — Er gedachte von aller Mitgift abzusehen und wollte nur im Besitz der Geliebten glücklich sein und seine Kräfte dem Geschäft des Vaters widmen.

Julie erschrak über diese Mittheilung und bat Adolf dringend noch einige Tage zu warten. Sie wolle erst beim Vater forschen und ihm das Resultat mittheilen. Sie versuchte indeß nur Zeit zu gewinnen, denn Schwarz war wohl der Mann, wie sie ihn als Geliebten, aber keineswegs wie sie den Gatten wünschte. Von diesem verlangte sie als erste und Haupteigenschaft ein bedeutendes Vermögen, groß genug um allen Anforderungen der Mode, des Luxus und der ausgesuchtesten Lebensgenüsse entsprechen zu können. Daß ihr Schwarz dies nicht bieten konnte, und daß ihr Vater sehr wenig dazu beisteuern würde, wußte sie nur zu gut, und kam dadurch in den sonderbaren Fall, einen Heirathsantrag zu fürchten, was sonst eigentlich nur Sache der Männer ist, welche diese Sandbank gern zu umschiffen suchen.

Fräulein Stubborn saß also in großer Verlegenheit am Fenster ihres Zimmers und zerpflückte einen Blumenstrauß, den ihr Adolf mitgebracht hatte. Ihrer Schwester Bertha konnte sie sich nicht anvertrauen, denn dies war in ihren Augen eine Schwärmerin, die in den älteren Schwarz verliebt, mit diesem sofort das bekannte Geschäft „eine Hütte und ein Herz" etablirt und sich ohne Equipage und Brüsseler Spitzen beholfen hätte.

Sie riß also Blatt um Blatt aus den Blumen, aber nicht etwa um dabei zu fragen: „liebt er mich? liebt er mich nicht?" sondern um ein Mittel zu finden, welches ihn von einem Heirathsantrag abhalten könne. Sie würde das Verhältniß ohne Weiteres abgebrochen haben, wenn es ihr nicht durch den Reiz der geheimnißvollen Besuche Adolfs zu viel Vergnügen gemacht, und für den Sommer eine Quelle der Unterhaltung gewesen wäre.

Sie zerriß eben einige Veilchen und dachte an Adolf, wie er den Weg über den Apfelbaum in ihr Fenster nahm, als die Thür aufging und das Kalb in obenerwähnter Art hereinstürzte.

Was er eigentlich gewollt — ob er einen Spaß beabsichtigt, oder

betrunken war, daran hatte Julie bei der lächerlichen Scene noch gar nicht gedacht und ward nur erst durch die Klagen des alten Spickmann inne, daß es sich um einen Heirathsantrag gehandelt.

Sie horchte plötzlich hoch auf, als Spickmann sen. den abgerissenen Faden für seinen Sohn ergriff und weiter spann. — Spickmann jun., das war der Mann, wie ihn ihr Herz, oder vielmehr ihr Sinn wünschte, denn das geheimnißvolle warme Fluidum, jene unbeschreibliche Kraft, die wir poetisch mit dem Wort Herz bezeichnen und in unsere Brust verlegen, während sie doch den, der sie besitzt, ganz erfüllt, fehlte dieser reizenden Hülle.

Dafür wohnte die Eitelkeit, die Leidenschaft für Genuß und die Speculation auf die Mittel dazu in ihrer Brust und stellte ihren Werth tief unter den einer schönen Marmorfigur, die wenigstens der Zeit trotzt und Jahrhunderte in kalter Schönheit verbleibt, während das Aeußere von Weibern wie Julie mit jedem Jahr dem Inneren ähnlicher wird und endlich jene Megären erscheinen läßt, die nicht mehr Weiber genannt werden sollten. — — —

Spickmann jun., der jährlich seine hundertfünfzigtausend Mark zu verzehren hatte, das war der Mann, wie ihn Fräulein Stubborn brauchte. Er war zwar sehr dumm, das wußte sie, aber dies war in ihren Augen kein Fehler, ja man behauptet, daß diese Eigenschaft an einem Mann, der Geld hat, von den Weibern für einen großen wünschenswerthen Vorzug gehalten wird. Ob von allen Weibern, das wollen wir nicht sagen und uns überhaupt bei solchen Fragen, dem schönen Geschlecht gegenüber, stets auf neutralen Boden stellen.

Spickmann jun., mit hundertfünfzigtausend Mark jährlich und seiner himmlischen Dummheit — welche junge Dame hätte nicht nach ihm gegriffen und alle Liebhaber sofort verabschiedet! — Das Lebensziel lag jetzt klar vor Julie, und Adolf mit seinem lächerlichen Antrag erblaßte wie ein Schatten. Doch nein. Konnte er nicht als Liebesspiel-

zeug neben dem Gemahl fortdienen? — Das waren die Gedanken der jungen Dame, als sie zur Freude des alten Spickmann und zum Schreck des Vaters erklärte, sie sei zu einer Heirath mit dem Jüngling geneigt.

Als man so weit gekommen, besann sich der alte Spickmann erst, daß sein Sohn davongelaufen war und gerieth auf den Gedanken, derselbe sei vielleicht in's Wasser gesprungen. Er liff deshalb jammernd nach dem Strande, während Stubborn den stillen Wunsch hegte, daß Junior baldigst von den Fischen verspeist werden möge.

Die Mitgiftangelegenheit begann ihm Angstschweiß auszutreiben und er strengte seinen Verstand möglichst an, um einen Weg zu entdecken, auf dem er Spickmann's entgehen könne.

Vor der Hand waren diese jedoch, der Eine um seinen Sohn, der Andere um seine Beinkleider bekümmert. Das Kalb saß wehklagend in den Weidenbüschen und machte immer noch vergebliche Anstrengungen, die Gummihosen nach dem unteren Theil der Beine zu bringen. Der alte Spickmann fand ihn bald und kam endlich auf die kluge Idee, ein Paar Hosen von Stubborn zu leihen. Da dieser aber nie auf die letzte Mode Acht gab, so spielte das Kalb in dem engen und viel zu kurzen Kleidungsstück eine höchst lächerliche Figur, als er zu seiner Angebeteten hinaufgeführt ward, um sein Glück zu vernehmen.

Der glückliche Bräutigam ging nach dem Essen in die Weidenbüsche hinab, um einen Zweig für sein Knopfloch zu schneiden. Er fand hier einen Jungen, der mit Verwunderung die liegen gebliebenen Gummihosen betrachtete und sich nach dem Eigenthümer auf dem Strand umsah, der seiner Meinung nach sehr leicht als Bergschotte erkennbar sein und seine Größe haben mußte.

Spickmann schenkte ihm das Garderobestück, welches eine Quelle großen Aergers für den armen Teufel wurde, denn als die Sommerwärme den Gummi im Gewebe schlaff machte, ward es jeden Tag länger,

während andere Beinkleider gewöhnlich kürzer werden. Man mußte alle Monate ein Stück abschneiden. Kaum trat jedoch die kältere Jahreszeit ein, so zogen sich die Fäden wieder zusammen und der erstaunte Besitzer sah seine Beinkleider auf eine erschreckende Weise gegen die Kniee hinaufrücken.

Gegen Abend fuhr Stubborn mit Spickmann's nach der Stadt, wo das Kalb später im Alstersalon erklärte, daß er mit Vergnügen ein Dutzend Flaschen Clicquot verloren habe.

Fräulein Julie Stubborn fand aber im Garten ihre Schwester Bertha, die sie den ganzen Tag nicht erblickt. Sie blieb etwas verlegen stehen, als sie die dunklen Augen derselben mit stummer Frage vorwurfsvoll auf sich gerichtet sah.

„Ist das Dein Ernst mit Spickmann?“ war Berthas leise Frage.

„Gewiß,“ entgegnete Julie.

„Und Adolf?“ fragte Bertha noch leiser.

Julie zuckte mit den Achseln.

„Pfui!!“ rief ihr die Schwester zu, indem ein verächtlicher Flammenblick aus ihren Augen brach und sie im Haus verschwand.

Julie sah ihr ein Weilchen nach und begab sich dann ein Liedchen summend und an Spickmanns hundertfünfzigtausend Mark denkend in ihr Schlafzimmer, um später ihren Adolf über den Apfelbaum hereinzulassen und ihm unter Küssen zu sagen, daß er morgen einen Brief von ihr zu erwarten habe.

Der beneidenswerthe Bräutigam ging zur selben Zeit aus einer Nachtwächterhand in die andere.



Dreizehntes Kapitel.

Ein Tag des Unheils.



Herr Trick kam eben von einer geheimen Berathung aus Stubborns Zimmer, wo die Heirathsangelegenheit, oder vielmehr die Mittel eine Mitgift zu umgehen, verhandelt wurden.

Trick hatte dafür gestimmt, daß Stubborn von der Mitgabe einer Million Mark sprechen, die Trauung vorübergehen und dann die Million vergessen, oder wenn er gedrängt

würde, nur erst als Erbtheil nach seinem Tode hergeben sollte, „denn man muß nichts herausgeben, so lange man die Augen noch offen hat, außer an die, welche es mit verdient." Das war der Rath, welchen der würdige Trick seinem Prinzipal gab, und wobei er sich bedeutungsvoll an die Nase klopfte und hinzusetzte: Jeder Stubborn eine Million und ich eine Million. Dies wird gerade eine richtige Bilanz machen: — Was mich betrifft, so möchte ich aber doch bitten, mir etwa hunderttausend Mark noch vor der Erbschaft auszuzahlen. Ich brauche sehr nöthig Geld!"

„Sind Sie verrückt?" schrie Stubborn, „Sie haben an dreißigtausend Mark bekommen!"

„Zieht nicht. Habe ich rein in Boltjes vernascht. — Ich muß nächstens die Hunderttausend haben," sprach Trick, indem er die Spitzen seiner Haare wie eben so viel Giftpfeile nach Stubborn hin strich.

„Es ist nicht möglich," schrie Stubborn mit dem Fuße stampfend.

„O sehr gut," bestätigte Trick freundlich. „Ich erspare Ihnen jetzt durch meinen Rath eine Million. Eigentlich müßte ich fünfmalhunderttausend haben, denn Sie wissen doch unser Abkommen — halb und halb!" —

Stubborn drehte ihm den Rücken zu. —

„Gut," sprach Trick. — „Jetzt werde ich unten mit den Kassendieben reine Wirthschaft machen. Ich brauche Ihre Dispositionen nicht dazu. — Müller nach Neuyork. Der Andere vor der Hand nach Stade! — Ha! Diese Spitzbuben, die Helgoländer. Unsere Ochsenhäute!" — rief der ehrliche Trick in großer Entrüstung. Er ging nach dem Comptoir, welches er durchschritt. An der Thür zu Stubborns Cabinet kehrte er jedoch um, trat zu Müller an das Pult und sprach:

„Ich habe jetzt für den Principal einige wichtige Briefe zu schreiben. Der Cassirer ist nach Altona und kommt erst spät wieder. Nehmen Sie deshalb einstweilen einlaufende Gelder an und notiren dieselben."

Dann nickte er dem Commis freundlich zu, nahm eine Papierrolle aus dem eigenen Pult und verschwand im Cabinet.

Hier wickelte er vor allen Dingen eine Portweinflasche aus dem Papier, holte ein Gläschen aus der Tasche und probirte die Sorte. Als er fand, daß sich Laarsen nicht vergriffen, setzte er sich an die Thür und legte sein Auge an ein kleines Loch im Vorhang, wodurch er das Comptoir übersehen konnte.

Um sich gehörig für seine Wache zu stärken, war es unumgänglich nöthig, daß er die Stachelschweinfrisur vollständig herstellte. Als dies geschehen, schlug Trick einigemal an die kupferne Nasenröhre, was pantomimisch sagen sollte: „jetzt gieb Acht, Müller! Ich werde Dich gleich haben!“ worauf er mit der Geduld eines Wilden am Beobachtungsloch sitzen blieb und nur von Zeit zu Zeit dem Glas einen Augenblick schenkte.

„Ah Du Spitzbube,“ flüsterte er nach etwa zehn Minuten.

Dann wartete er ruhig eine halbe Stunde, worauf er Müller leise mit dem Titel „Halunke“ beehrte, um ihn einige Zeit darauf wieder „verdammter Langfinger“ zu nennen.

„Oh, oh,“ murmelte er dann. „Das geht ja vortrefflich. Von sieben Posten vier in die Tasche und drei notirt! — Nee mien Jung! Halb und halb, das wäre doch noch christlich, aber — — — Ei so hol Dich doch der Deubel, Du Lips Tullian,“ schnaubte der ehrliche Trick. „Da schiebt er schon wieder einen Posten bei Seite. Lauter Zahlungen für Speicherwaaren, die baar gemacht werden. — Nur weiter so, mein Junge. Hernach rechnen wir ab.“

Herr Trick hatte etwa zwei Stunden auf seinem Posten gesessen und kam in die unangenehme Lage, trocken sitzen zu müssen, da seine Flasche leer war. Aus dieser Klemme half ihm jedoch die Ankunft des Cassirers, bei dessen Erscheinen er in das Comptoir trat und sich etwas zu thun machte. Dann ging er hinaus, klopfte im Vorbeigehen Müller

auf die Achsel und bat ihn, auf einige Augenblicke mit zu kommen, um einen kleinen Auftrag entgegen zu nehmen.

Der junge Mann, welcher keine Ahnung davon besaß, daß er so scharf beobachtet worden, sprang dienstfertig von seinem Bock und folgte dem Buchhalter. Er wunderte sich einigermaßen, wie dieser den Weg nach seinem Privatzimmer nahm und ihn ersuchte einzutreten.

„Wären Sie geneigt einen Tropfen Portwein zu trinken, mein lieber Müller?“ sprach Trick freundlich grinsend, indem er eine Flasche hervorzog, und die geleerte aus seiner Tasche in einen Winkel stellte.

Der verwunderte Commis acceptirte das Anerbieten dankbar und setzte sich auf den dargebotenen Stuhl.

Herr Trick schenkte ihm ein und begann seine Haare gegen ihn zu kehren, indem er ihn schmunzelnd betrachtete. — „Ho, ho, Müller, ich will Dich erst ein bischen stärken, damit Du was aushalten kannst,“ dachte er. „Trinken Sie, Müllerchen,“ sprach er dann laut, „und singen Sie Eins! — Hee! he! ich bin gern in lustiger Gesellschaft,“ fuhr er lachend fort, als er bemerkte, wie der junge Mann die Augen erstaunt bei der Aufforderung zum Singen aufriß.

„Sie sind ja wohl Mitglied einer fidelen Gesellschaft von jungen Leuten? die fidelen Hunde glaube ich.“

„Bitte! Die fidelen Seehunde,“ ergänzte Müller.

„Seehunde! richtig! Lustige Kerle? He?“ forschte Trick weiter.

„Aeußerst lustig,“ bestätigte der Commis.

„Können Sie mich wohl einmal einführen? Möchte gern eine solche Wasserpartie mitmachen. Will auch was Nasses dazu geben. — Sind doch lauter anständige Kerle, unter denen man sich sehen lassen kann? — Wer ist alles dabei? — Nennen Sie doch mal die ganze Bande Störtebeckers her!“ sagte Trick lachend, indem er wieder einschenkte.

Der durch solches Vertrauen geschmeichelte Müller begann nun

sämmtliche fidelen Seehunde aufzuzählen, wobei er jedesmal die Firma, der sie angehörten, hinzusetzte. Trick rieb sich die Hände vor Vergnügen und zeichnete die Namen auf ein Papier, wobei er ausrief: „prächtig! herrliche Kerle! — So! das giebt eine famose Seehundsjagd," lachte er, als das Verzeichniß vollständig war. Dann betrachtete er Müller schmunzelnd, klopfte bedeutungsvoll mehrmals an die Nase, wobei er ihm bis nahe vor das Gesicht rückte, und fragte leise:

„Wie viel muß denn Jeder von Euch monatlich aus der Kasse seines Prinzipals stehlen? — — —"

Der junge Mann fuhr vor Schreck in die Höhe und warf sein Weinglas um. Er ward erst roth und dann kreideweiß, wobei er Trick mit solchem Entsetzen anstarrte, als sei dieser ein plötzlich aus der Erde aufgestiegenes Gespenst. Ehe er sich noch von seinem Schreck erholen konnte, war der Buchhalter nach der Thür gegangen, hatte abgeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt.

„Also raus damit! — Wie viel muß Jeder von Euch monatlich stehlen, um ein ehrenwerthes Mitglied zu sein?" sprach er höhnisch.

„Aber Herr Trick! Wie können Sie — — —"

„Wie ich kann?" schrie Trick: „O, ich werde gleich noch mehr können! Wenden Sie mal gefälligst alle Ihre Taschen um!"

„Aber Herr Trick!!!"

„Wenden Sie um, Müllerchen! Wenden Sie hier um! Oder wollen Sie lieber auf der Polizei umwenden und dann ins Zuchthaus spazieren? — Hee? — Ich denke, Sie machen die Sache lieber privatim mit mir ab, das ist immer besser als ob wir noch die Polizei als Compagnon dazu nehmen," sprach Trick mit größter Ruhe.

Müller sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl und klapperte vor Angst mit den Zähnen.

„Wenden Sie um," fuhr Trick unerbittlich fort. — „Sie haben

uns um einige tausend Mark bemaust. Ich erwische Sie beim letzten Posten und habe die Wahl, Sie ins Zuchthaus zu bringen oder Sie das Geld abverdienen zu lassen."

Der Commis sah überrascht auf.

„Also Zuchthaus oder Abarbeiten! — O, ich bin nicht so schlimm, wenn man nur thut, was ich verlange," lachte Trick. „Also vor der Hand umwenden, Müllerchen."

Hierbei begann der Buchhalter selbst dem widerstandslosen Commis die Taschen auszuleeren und legte Alles, was er darin fand, auf den Tisch.

„So, da hätten wir ja den heutigen Nebenverdienst! — Ah, da ist ein Fünfziger und vier Zwanzig-Thalerscheine. — Da sind zehn Fünf-Thalerscheine, und ah, ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie sich mit solcher Lumperei befassen, ein Päckchen Einthaler. — Im Ganzen zweihundert, also fünfhundert Mark. — Sieh mal an, Sie haben Talent, Müllerchen! Sie können es noch zu etwas bringen!" sprach Trick, ihm freundlich auf die Achsel klopfend.

„Was machen wir aber nun! Wollen Sie ein paar Jährchen Zuchthaus genießen, oder privatim für mich arbeiten?"

Müller gab sehr kleinlaut zu, daß er das Letztere vorziehen würde.

„Denke ich auch," sprach Trick. „Also bilden Sie sich ein, Sie verschreiben sich dem Teufel, denn Sie müssen jederzeit bereit sein, Alles zu thun, was ich Ihnen auftrage."

„Wenn es nicht zu gefährlich ist, dann — — —"

„Sie verdammter Spitzbube, wollen wohl auch noch blos Austern dafür essen?" fuhr ihn Trick grimmig an. „Sie spazieren ins Zuchthaus oder sind mein Sclave und müssen einen Mord begehen, wenn ich es verlange. — Entschließen Sie sich zu Einem oder dem Andern. — Schnell! — damit Ihre Mutter noch heute Abend das Vergnügen haben kann, Ihre Staatsanstellung zu erfahren."

Der junge Mann zuckte zusammen und senkte den Kopf. „Ich will Ihre Aufträge ausführen," sprach er kleinlaut.

„Dann machen Sie mal gleich den Secretair," befahl Trick. „Schreiben Sie: — Ich bekenne hierdurch, daß ich seit mehreren Monaten das Geschäft von Stubborn u. Co., in dem ich mich befinde, bestohlen und auf diese Weise ca. dreitausend Mark baar entwendet habe. — Hamburg am fünften Mai 1839. — Christian Müller. — Gut!" sprach der Buchhalter, indem er das Document wegschloß. „Nun schreiben Sie folgenden Brief:

„Geehrter Herr Stubborn!

Ich erlaube mir, Ihnen eine Mittheilung von großer Wichtigkeit zu machen, denn ich kann nicht mit ansehen, wie Sie von Leuten betrogen werden, die in Ihrem Hause leben. — Die Sache betrifft Ernst Schwarz, den Sie in Stade glauben, der aber die Gelegenheit benutzte, um mit dem Dampfer nach England zu gehen, weil er, wie ich weiß, große Eingriffe in Ihre Kasse machte und Sie das Deficit in der letzten Zeit merkten. — Ich erfahre seine Weiterfahrt von einem Lootsen vom Feuerschiff und melde Ihnen die Sache, damit Sie Ihre Maßnahmen treffen können. — Zugleich zeige ich Ihnen an, daß gewisse Papiere in Ihre Hände kommen sollen, wenn ich die Kapitänstelle erhalte.

Neumühlen am fünften Mai 1839.

Jacob Nielsen, Lootse."

Müller sah erstaunt nach Trick, schrieb aber dann, was dieser dictirt hatte.

„Nun, es ist Ihnen doch recht, daß ein Anderer die Suppe ausessen soll, die Sie und Ihr College eingebrockt haben? — Ja, ja. Ich weiß, daß dieser auch ein Mausehaken ist, wie Sie. Ich habe ihn gerade so sicher, befehle Ihnen aber, ihn nicht das Mindeste merken zu

lassen, daß Ihr erwischt seid. Sie warnen ihn blos, daß er jetzt keine langen Finger mehr macht, da die Sache gemerkt werde — verstanden? — Es bleibt dabei, daß Sie mich morgen zu den Seehunden führen, ohne das Geringste zu verrathen. — Da haben Sie von Ihrem Raub hundert Mark, die Sie in die See- oder vielmehr Mausehundskasse einlegen. Und nun gehn Sie, und lassen Sie sich hängen, wenn es Zeit ist," schloß Trick, indem er die Thüre öffnete und den verblüfften Commis hinausließ, der volle fünf Minuten am Treppengeländer lehnen mußte, um sich so weit zu erholen, daß er mit ruhiger Miene in's Comptoir treten konnte.

Herr Trick steckte indeß die übrigen vierhundert Mark ein und machte den Brief zu, um ihn zur Post zu geben. Dann klopfte er sich höchst vergnügt an die Nase, daß es klang und sprach: „Vortrefflich! — Die Seehunde kann ich brauchen — daraus läßt sich was machen. — Machen? — Ha ha ha! Freut Euch, Ihr fidelen Seehunde!" — — Hierauf ging er in der besten Laune nach dem Comptoir.

Indem er nach dem Cabinet ging, wohin sich Stubborn indeß begeben hatte, fiel ihm Adolf Schwarz auf, der leichenblaß und mit verstörten Zügen an seinem Pult saß und auf einen Brief blickte, den er halb zerknittert in der krampfhaft geballten Hand hielt.

Herr Trick warf einen schnellen Blick auf Müller, denn er glaubte, dieser habe etwas über Ernst Schwarz fallen lassen. Als ihn Adolf sah, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und fragte mit gepreßter Stimme: „Wissen Sie nicht, wie lange mein Bruder noch in Stade bleibt?"

„Wie — lange — Ihr — Bruder — in Stade — bleibt?" sprach Trick sich rings im Comptoir umsehend und bei jedem Wort geheimnißvoll an die Nase klopfend. — „Er ist gar nicht dort angekommen, wie ich eben erfahren habe. — Es ist höchst sonderbar! — Wissen Sie nichts von ihm?"

„Er ist nicht in Stade?“ fragte Adolf erstaunt.

„Er soll mit dem englischen Dampfer weiter gefahren sein, wie ein Lootse von unten erzählt hat. — Sonderbar, und gerade jetzt, wo Umstände eintreten, die seine Anwesenheit höchst nöthig machten. — Haben Sie vielleicht einen Brief von ihm?“ bemerkte der Buchhalter, indem er lauernd auf das Papier in Adolf's Hand blickte.

„Weiter gefahren?“ sagte Adolf ihn anstarrend. „Dann weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll. — Haben Sie noch einen Platz für mich auf dem Schiff nach Singapore? Sie wollten mich ja letzthin so gern mit hinüber haben?“ frug er dann plötzlich. „Jetzt gehe ich mit — Morgen will ich Ihnen Gewißheit sagen. — Sie kennen ja mein Verhältniß. — Hier lesen Sie.“ Damit hielt er Trick heftig den Brief hin, den dieser mit großer Neugierde ergriff und las. — Er war von Juliens Hand und lautete:

Mein geliebter Adolf!

Ich habe Dir versprochen heute zu schreiben, was hiemit geschieht. Nachdem ich mir den Schritt, den Du thun willst, um mich für immer an Dich zu ketten, reiflich überlegt habe, komme ich zu dem Schluß, Dich zu bitten, von einer Werbung um mich abzusehen. — Ich liebe Dich wohl, so sehr es nur möglich ist und könnte mir keinen schöneren und besseren Liebhaber wünschen. Deine Verhältnisse sind aber nicht danach, daß Du eben so wünschenswerth als Gatte wärest, und ich bin keineswegs gesonnen, der Liebe zu liebe alle jene Annehmlichkeiten zu entbehren, von denen ich jetzt schon viele vermisse, die ich aber von dem Mann verlange, der sich meinen Gatten nennen will.

Ich finde es ganz reizend, sich einige Monate lang in ein kleines Landhaus zu setzen und zu schwärmen, wie wir dies jetzt thun. Aber um Himmels willen nicht für immer in eine Hütte am Bach, dem Liebe

nachfließt und neben dem man vielleicht zu Fuß nach der Stadt laufen muß.

Ich verlange von meinem künftigen Mann vor allen Dingen eine glänzende Equipage und Dienerschaft. — Kannst Du mir Beides bieten? — Nein!

Ich verlange den ausgedehntesten Kredit bei Mode- und Putzhändlern so wie bei Juwelieren, um in jeder Mode der Saison mit den prachtvollsten Stoffen glänzen zu können. — Kannst Du mir jährlich nur fünfzehntausend Mark dafür aussetzen? — Nein!!

Ich will jeden Sommer ein Bad besuchen. — Kannst Du mir zehntausend Mark dafür anweisen? — Nein!!!

Ich will eine glänzende Wohnung haben, die ich jedes Jahr bei meiner Rückkunft aus dem Bad neu eingerichtet finde und worin ich prachtvolle Diners und Soupers, Bälle und Conzerte gebe. Wo ich in einem Wintergarten die Gäste empfangen kann. — Kannst Du mir dies bieten? — Nein!!!!

Ich will ferner eine Loge in jedem Theater und eine Villa an der Alster haben. — Ich bedarf Summen zu verschiedenen Ausgaben, die mein Mann nicht zu wissen braucht. — Kannst Du mir dies Alles außer den Mitteln zum gewöhnlichen Haushalt bieten? — Nein! und abermals Nein!!!!! — —

Du kennst meinen Vater so gut wie ich und weißt, daß von Dem nichts für meine Wünsche zu erwarten ist. — Sollte ich aber vielleicht gar auf Das warten, was mir als Erbtheil zufiel? — O nein! Ich habe die feste Meinung, daß die Jahre meiner Blüthe zum Geldausgeben und die Jahre der Reife zum Sparen sind, nicht aber umgekehrt. — Deshalb laß den unsinnigen Plan einer Werbung um mich fallen und begnüge Dich mit meiner Liebe, die Dir bleibt, wenn ich Dir auch schließlich sage, daß sich ein Mann gefunden hat, wie ich ihn

brauche, und daß ich bereits die Verlobte des jungen Spickmann bin, demohngeachtet aber bleibe Deine liebende

Julie Stubborn.

Neumühlen am fünften Mai 1839.

„Ein kluges Mädchen! Bei Gott, sehr klug," murmelte Herr Trick nach Durchlesung des Briefes. — Er ward von förmlicher Hochachtung für die Tochter Stubborns erfüllt und klopfte eine volle Minute lang an seiner Nase herum, als er den Brief zurückgab. — Es war kein Zweifel, daß dieser Brief den jungen Schwarz über See jagen würde, wenn Julie Spickmann's Verlobte blieb. — Den älteren Schwarz konnte er aber dann vor Adolf's Abreise nicht als durchgegangenen Langfinger hinstellen, was er bereits beabsichtigt hatte. — Nielsen sollte und mußte zum Kapitän der seefertigen „Gebrüder" gemacht werden. Dies Alles forderte Ueberlegung, eine Aenderung des Planes und schnelles Handeln, weshalb Trick nur sagte: „Morgen mehr", und in das Cabinet Stubborns trat.

Adolf Schwarz saß noch lange mit starrem Blick vor dem Brief, in dem Julie ihren Charakter so offen niedergelegt und dadurch sein Herz wie mit Eis erfüllt hatte. — Er konnte nicht glauben, daß in dieser himmlischen Gestalt ein solcher Teufel der Genußsucht wohne und beschloß, am Abend noch einmal selbst mit ihr zu sprechen.

Der glückliche Bräutigam und zukünftige beneidenswerthe Gatte der schönen Julie saß in tiefen Gedanken am Jungfernstieg und sah sich wartend nach Schnepfe um, den er seit der Judenverfolgung für einen Mann zu halten begann, welcher im Stande war, ihm mehr Unterhaltung zu verschaffen als alle seine merkantilischen Bekannten.

Spickmann hatte bereits einige Stunden speculirt und sich den Kopf zerbrochen, welche Aufmerksamkeit er seiner Braut erweisen könne. Er kam eben vom Fischmarkt, wo er einen großen Steinbutt erblickte. Ein Prachtexemplar, das fünfzehn Mark kosten sollte und welches er kaufen wollte, um es seiner Zukünftigen zu verehren. Da der Fisch jedoch ziemlich stark roch und zwar nicht so gut als millefleurs, so erregte dies bei ihm einiges Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit des Geschenkes und er fiel auf ein paar Hummer, durch die er seine zarte Huldigung ausdrücken wollte. Aber auch dies paßte nicht recht, obgleich er die Idee gefaßt, jedem einen Blumenstrauß in die Scheere zu stecken.

Spickmann zermarterte das wenige Gehirn, welches ihm die Natur zukommen ließ, vergeblich, um etwas Originelles für Julie zu finden und kam, da er sich durchaus nicht vom Thierreich losreißen konnte, endlich auf einen Affen, wahrscheinlich, weil er ihr damit sein Ebenbild zur steten Erinnerung vor Augen zu bringen dachte. Er hielt dies für eine so ausgezeichnete Idee, daß er sofort zu einem Affenhändler ging und ein prächtiges Exemplar von der Größe eines zweijährigen Jungen erstand, welches er sofort hinausschickte und dadurch unendliches Erstaunen hervorrief.

Fräulein Julie wußte nicht, ob sie sich über das Geschenk ärgern oder lachen sollte und ließ das Präsent in eine Ecke setzen, weil sie mit dem Clavierstimmer sprach, der gerade den Flügel zur Verlobungsfeier stimmte. Puck, welchen Namen der Affe führte, saß mäuschenstill und sah mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsinnigsten Ernst dem Stimmer zu, wobei er jedoch die Zuckerdose ausfraß. Das meiste Vergnügen machte es ihm indeß offenbar, wenn der Stimmer die Saitenstifte etwas festschlug, weil dann alle Saiten klangen, was ihm so ausnehmend gefiel, daß er die Augenbrauen bis mitten zum Scheitel hinaufzog.

Spickmann saß indessen am Jungfernstieg. Er glaubte nicht genug gethan zu haben und wartete sehnlichst auf Schnepfe, der gewiß noch etwas Besseres wußte.

Der Bräutigam sah mit einiger Ungeduld unter den alten Linden auf und ab, denn es war Zeit zum Frühstücken für die höheren Kreise der Menschheit, da bereits das niedere Volk zum Mittagsessen zu laufen begann. Es hatte zwölf Uhr geschlagen und das Glockenspiel, welches am Petrithurm wie Johann von Leyden in einem eisernen Käfig aufgehängt war, einen endlosen Choral mit verschiedenen fehlenden Intervallen abgehämmert, als Schnepfe erschien.

„Wie steht es, Doctorchen? Lust zum Frühstücken?“ fragte Spickmann.

Schnepfe besann sich ernstlich, ob ihm in den zweiundzwanzig Jahren seiner Erdenpilgerschaft jemals die Lust zum Frühstücken gefehlt habe. So weit er zurückblickte, er fand keinen Tag, an dem dies der Fall gewesen wäre. Es müßte denn in jener Zeit vorgekommen sein, wo man bewußtlos an der Mutterbrust frühstückt.

Es ist eine eigene Sache um den wichtigen Vorgang, den wir Frühstücken nennen. Er spielt eine größere Rolle im Privatleben und der Weltgeschichte, als wir glauben. Große Geschäfte sind durch ein Frühstück sowohl im Handel wie in der Politik abgeschlossen worden. — Große Schlachten gingen verloren, weil die Armee nicht gefrühstückt hatte.

Wir möchten behaupten, daß Jeder von uns mehr Lust zum Frühstücken als zum Mittagsessen besitzt. Ja, es giebt Leute, die stets bereit sind, zwei-, dreimal zu frühstücken.

Wir sprechen hier natürlich nicht von jener Masse, welche ihr Frühstück bei Sonnenaufgang in einigen Minuten eilig hinterschluckt, um dann auf den zwölften Glockenschlag zu warten, wo sie, wenn es gut geht, eine Composition von Fleisch und Kraut findet, welche sie Mittags-

essen nennt, um dann wieder eine Pause zu machen, die sie, wie alle Pausen ihres Lebens mit Arbeit und Plage ausfüllt, um mit hungrigen Augen auf ein Ding zu schauen, was mit dem Namen Abendbrod beehrt wird. Wir sprechen von jenem Theil, der verzehrt, nicht von dem, der verzehrt wird.

Bekanntlich theilt man die Menschheit in zwei Theile. In einen, der verzehrt wird (gefressen wird, sagen naturwüchsige Philosophen), und in einen, der verzehrt (resp. frißt).

Wenn uns ein neugieriger Leser fragen sollte, wohin wir gehören, so müssen wir gestehen, daß wir eine ausgesprochene Neigung zum Frühstücken besitzen und uns deshalb dem letzteren angeschlossen haben.

Früher gehörten wir zum ersteren Theil, fanden es aber bei steigender Lebensweisheit sehr dumm, sich verzehren zu lassen und machten uns auf die andere Seite hinüber, wo wir es viel behaglicher finden. — Kurz, wir sind Wolf geworden und verzehren Schöpsenbraten so viel wir kriegen können.

Wenn wir nun ehrlich genug sind, dies offen zu gestehen, so geht daraus hervor, daß wir immer noch mehr Schöps als Wolf sind und unser Schäfchen nicht ordentlich zu scheeren gelernt haben. Viel besser sind jene Wölfe daran, die sich ein Schaffell umhängen und sich darin zu Leithammeln der großen Heerde machen, wobei sie jedem ihrer Schöpse einen Flocken Wolle ausreißen, so recht hübsch in die Wolle kommen, und während sie mit dem großen Haufen nach Futter schreien, hinter ihren Wollsäcken gemüthlich frühstücken.

Das Frühstücken ist indeß nicht so leicht, als es auf den ersten Augenblick scheinen mag. Es gehören verschiedene Eigenschaften dazu, um es in Ruhe und Behaglichkeit treiben zu können.

Daß vor allen Dingen Geld das erste Erforderniß ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden und ist nur in dem Fall anführbar, wenn wir uns fragen, wie es doch viele Leute machen, die jeden Tag gut früh-

stücken, ohne jemals einen Groschen zu verdienen, geerbt zu haben oder überhaupt zu besitzen.

Hier sehen wir nun gleich, daß mehr zum Frühstücken gehört, als Brod essen zu können, denn wer kein Geld hat, muß das Talent besitzen, Jemand zu finden, der das Frühstück für ihn bezahlt.

Dann muß der Frühstücker vollkommen selbständig sein — Junggesell, oder hat er die große Dummheit begangen, doch Herr im Hause. — Wenigstens muß er dem Lamento über zu spät zum Essen kommen eine stoische Ruhe entgegensetzen können.

Ist der Frühstücker aber verheirathet und steht unter dem Pantoffel, dann kann ihm das Frühstücken sehr gefährlich werden, ja selbst das Leben kosten.

Er betreibt dann seine Leidenschaft im Geheimen wie ein Wilddieb. — Er schleicht sich auf Umwegen nach dem Frühstückslokal, und wählt am liebsten solche Etablissements, welche Hinterthüren und verborgene Eingänge haben. — Er macht schwierige Calculationen und ersinnt Lügen, um die Bilanz seiner Kasse herzustellen, auf welche die Gattin stets speculirt, um ihrerseits beim Conditor zu frühstücken. Sein Gewissen hängt stets am Uhrzeiger und wird langsam mit herumgeschleppt, wie ein Delinquent der alten Justiz auf der Kuhhaut nach dem Hochgericht. — Er hört einen beliebten Komiker mit Entzücken eine Geschichte erzählen und denkt dabei mit Todesangst an die Speisestunde zu Haus, welche dringend heranrückt und ihn fortreißt, wobei er um die Pointe der Geschichte kommt.

Aber nicht allein die geistige Aufregung ist es, welche ihn martert. — Er hat Schinken mit geheimer Furcht vor Trichinen, Caviar oder Lachs gegessen und ist vollständig für den Tag satt. Er muß aber Hunger heucheln und ißt ohne Appetit, wodurch er seine Verdauung ruinirt und sich so frühzeitig unter die Erde bringt. — Dies ist das Loos der Wilddiebe unter den Frühstückern.

Es gehört jedoch nicht blos Unabhängigkeit und Geld zum Frühstücken. Diese Kunst will eben so gut gelernt sein, wie jede andere. Uebung ist allerdings die Hauptsache und gut erzogene Leute finden sich leichter hinein als Parvenus, die meistens nur ein Erforderniß zu dieser edlen Kunst von der Natur erhielten, einen Straußenmagen, der sie Unglaubliches leisten läßt. Das ganze Frühstück kann einem vernünftigen Menschen aber verdorben werden, wenn er zusehen muß, wie ein solcher Emporkömmling ein Stück Lachs wie Kaldaunen verschluckt, wie er Krebse zermalmt und Caviar wie Pflaumenmuß schleckt, kurz, wenn er trinkt wie ein Pferd und schlingt wie ein Wolf, statt mit behaglicher Eleganz das Frühstück zu einer angenehmen Beigabe geselliger Unterhaltung zu machen. Einen wahren Aerger verursacht es, solche Ungethüme Austern essen zu sehen, die sie wie kleine giftige Ungeheuer betrachten und mit Entsetzen hinterschlucken, indem sie die Augen dabei schließen und denken, man soll sie für anständige Leute halten, *weil sie Austern essen*. Oder wenn sie Champagner einschenken, daß die Gläser überlaufen, worauf sie schnell nach dem Schaum schnappen und gern den Tisch ableckten, wenn sie allein wären.

Wir könnten das Frühstücken noch von vielen Seiten beleuchten, wenn wir nicht Schnepfe und Spickmann folgen müßten, die schon lange den neuen Wall hinunter sind, um bei Martens die Sache in praxi zu treiben.

Schnepfe erstaunte nicht wenig, als ihm Spickmann erzählte, welche Auswahl von Geschenken er heute seiner Braut zugedacht. — „Aber um Gottes willen!“ schrie er, die Hände vor Bewunderung zusammenschlagend. „Wer in aller Welt außer Ihnen kann denn auf den Gedanken gerathen, seiner Geliebten einen Fisch oder gar ein paar Krebse schenken zu wollen?“

„Aeh!“ sprach Spickmann verwundert: „Ein Fisch? — Bitte, lieber Freund! Es war ein Steinbutt!! — Wissen Sie, ein Stein-

butt, womit einmal ein französischer Herzog so renommirt hat, weil er zwei Stück besaß; — wo mit dem ersten der Diener beim Hereintragen hinfallen mußte, damit der Haushofmeister sagen konnte: bringen Sie schnell einen andern Steinbutt. — Ha! Wenn zwei Steinbutt auf dem Markt gewesen wären, dann hätte ich sie ohne Zweifel gekauft, um die Geschichte selbst aufzuführen. — Aber so? — Man hat keine Gelegenheit sich so auszuzeichnen und in die Weltgeschichte zu kommen."

„Nun," lachte Schnepfe, „die Judenverfolgung war doch auch was?"

„Hm," meinte Spickmann, „wenn nicht der verdammte Kirchhoff dazu gekommen wäre, und uns um den Ruhm gebracht hätte. — Aber passen Sie auf, statt Spickmann wird es Kirchhoff in der Weltgeschichte heißen. — Uebrigens mache ich mir nichts draus, denn bei Lichte besehen, sind die Leute, welche in die Weltgeschichte kommen, alle nicht zu beneiden. Sehen Sie nur noch, ob Sie nicht meistens todtgeschossene, erstochene, ersoffene, geköpfte, gehenkte, verbrannte, verhungerte, kurz auf jede Art umgekommene Leute finden. — Es scheint ordentlich nothwendig zu sein, daß einen der Teufel holen muß, wenn er abgedruckt werden soll. — Nee — ich danke! — Wir wollen lieber draußen bleiben und fidel leben, lieber Doctor!" schloß Spickmann seine ungewöhnlich lange und geistreiche Betrachtung.

„Aber Sie hätten doch Ihrer Braut wenigstens einen Papagei, statt eines Affen schenken sollen," bemerkte Schnepfe.

„Aeh! Was Sie für verteufelte Ideen haben. — Das ist auch wahr! — Weshalb ist mir das nicht eingefallen?" sprach Spickmann kauend. — „Papagei — weiß Gott! — konnte sprechen lernen — Ich liebe Dich! — Haben sonst noch gute Idee, Doctorchen?"

„Hm!" — sagte dieser, einen Hummer um sein Inneres bringend — „wie wäre es denn heut Abend mit einem Ständchen? — Eine Serenade!!"

„Prachtvolle Idee!“ rief Spickmann entzückt.

„Ich spiele gut Guitarre,“ fuhr Schnepfe fort. „Ich werde den Sehnsuchtswalzer vortragen, das wird sich ausgezeichnet in der Frühlingsnacht machen. — Ich habe ihn einmal in Leipzig mit noch einem Freunde gespielt — zwei Guitarren — in der blauen Mütze beim Theater — kommt der Nachtwächter und will es nicht leiden. — Wir haben eben angefangen, in D dur — a-gis-a-fis-e-d-cis-h-h-g-fis-e — — „Herrnse, das geht se niche — das derfen se hier nich“ — sagt der Nachtwächter. — „Ach was, das geht Ihnen nichts an,“ sagen wir und fahren fort: bumm, bumm, bumm, — „nee, da muß ich einschreiten. — Wees Kott,“ sagt der Nachtwächter und rückt uns auf den Leib. — „Männeken,“ sage ich, „gehn se und legen se sich auf's Ohr, bumm — bumm — bumm.“ „Was schreit er, mich uf's Ohr legen? Das is Verhöhnung eines Beamten. Ich pfände Sie,“ und dabei greift er nach meiner Guitarre. Das war denn doch zu arg, so daß ich ihn damit über den Kopf haue, daß es kracht und der Hals abbrach. Mein Freund spielte zweite Guitarre auf dem Nachtwächter und so war der Sehnsuchtswalzer alle und die Guitarren auch.“

„Ausgezeichnet,“ rief Spickmann entzückt. „Müßte sich mit zwanzig Guitarren und sechs oder acht Nachtwächtern prachtvoll machen. — Will morgen zwei Dutzend Guitarren kaufen.“

„Spielen Sie denn nicht irgend ein Instrument, daß Sie mich begleiten könnten?“ frug Schnepfe.

„O ja — kleine Trommel — ausgezeichnet.“

„Geht nicht,“ bemerkte Schnepfe kopfschüttelnd — „zum Sehnsuchtswalzer gar nicht – durchaus nicht! —“

„Halt! Der junge Siemens bläst Trompete.“

„Ach was denken Sie, zur Guitarre!“

„Hm — hm — ich habe es — der Makler Kirchhoff — spielt wundervoll Baßgeige — hat sich erst letzthin auf's Malergerüst zwei Treppen

hoch vor's Fenster von Madame Heine ziehn lassen, und dort gespielt: O, wärst du ganz mein eigen," sprach Spickmann erfreut.

„Was denken Sie denn?" sagte Schnepfe lachend — „sollen wir etwa gar mit der Baßgeige nach Neumühlen rennen und im Garten rum brummen? — Ich dächte, wir nähmen lieber gleich die Orgel aus der Nicolaikirche mit. — Lassen wir's bei der Guitarre — Sie können sagen, Sie hätten gespielt."

„Gut", nickte Spickmann beistimmend. „Ich gehe denn mit Ihnen, holen wir Guitarre."

Schnepfe erschrak und kam in große Verlegenheit. — Er konnte Spickmann unmöglich in die Dachkammer führen, welche er mit Bernhart bewohnte.

Er sah sich vorsichtig um und flüsterte: „Ich kann nicht gleich mit Ihnen gehen. — Bin auf einer Spur. — Nachricht von Berlin, daß einer nach Amerika will — Verräther — muß Auswandererschiff inspiciren. — Wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich dort als Doctor finden. — Wundern Sie sich überhaupt gar nicht, wie und wo, und als was Sie mich finden. — Den Verräther müssen wir haben."

„Und wenn Sie haben, machen Sie — Hut aus ihm?" frug Spickmann, den vermeintlichen Freimaurer mit geheimem Entsetzen betrachtend.

„Ist nicht meine Sache. Wird an Loge in Berlin geliefert, die ihn verschwinden läßt," flüsterte Schnepfe.

„Haben Sie schon Einen — — — —" forschte das Kalb mit schreckhafter Neugier, sich scheu umsehend.

„Ist nicht meine Sache," sprach Schnepfe abweisend. — „Schweigen Sie hier, unvorsichtiger Don Juan!" Er sah sich mißtrauisch um.— „Holen Sie mich bei Sonnenuntergang am Auswandererschiff, der Fähre gegenüber ab." — Hiemit stand er auf und ging grüßend, während Spickmann darüber nachgrübelte, wie wohl die Freimaurer ihre Ver-

räther bei Seite schafften. Ob mit Gift, Strang, Schwert oder Dolch. Er hoffte dies noch von Schnepfe herauszulocken.

In Neumühlen saß indeß seine Verlobte im Garten und blickte auf die Elbe hinaus. Sie betrachtete die Schiffe, welche von unten heraufkamen und berechnete, welchen Werth sie über das weite Meer brachten und welche Summen übrig bleiben müßten, um der Verschwendung zu dienen. Sie dachte an Spickmann's Einkünfte, aber weder an ihn noch sein sinniges Geschenk von heute.

Plötzlich schreckte sie ein höllischer Lärm im Salon auf, während gleichzeitig ihre Schwester herbeilief. Der Lärm kam offenbar vom Clavier her, welches auf eine unerhörte Art gespielt ward. Als die Schwestern in den Salon traten, sahen sie den Affen wie wahnsinnig auf den Tasten umherspringen, wobei er mit einem Hammer aus allen Kräften auf die Stimmstifte loshieb und diese in den Stimmstock schlug, wie er es vom Clavierstimmer gesehn hatte. Dabei griff er nach den Hämmern, die durch das Spiel seiner Beine gehoben wurden und kreischte vor Entzücken über seine musikalischen Leistungen.

Die Schwestern wollten ihn verjagen und ergriffen deshalb ihre Sonnenschirme. Der musikalische Vierhänder setzte sich aber auf die Tasten, zog die Augenbrauen hoch in die Höhe und zeigte eine Reihe glänzender Zähne, die von einem Ohr bis zum andern gingen und mit der Schnelligkeit eines Mühlwerks gegen einander klapperten. — Die Damen rannten schreiend davon und der Lärm begann von neuem, bis der Gärtner den Musikanten mit einem langen Besen vom Flügel verjagte, der freilich total ruinirt war.

„Dieses infame Vieh!“ rief Julie erzürnt. „Ein so dummes Geschenk.“

„Es hat Dir genau die Harmonie vorgespielt, die Du von einer solchen Verbindung zu erwarten hast. Dein Herz wird dann ganz dem Flügel drin gleichen,“ sprach Bertha, und blickte mit trübem Lächeln

der Schwester nach, die sich achselzuckend entfernte. Dann sah sie stromabwärts und suchte die schmalen Landstriche, welche in der äußersten Ferne das Wasser vom Horizont schieden, dort war die Gegend von Stade und, wie sie glaubte, Ernst Schwarz. — —

Die Sonne schien sehr geneigt nach des Tages Last und Mühe ein Bad in der Elbe zu nehmen, als Spickmann die Hafentreppe hinabstieg und einen Jollenführer engagirte, der ihn und Schnepfe nach Neumühlen und zurückfahren sollte.

Am Bord des großen Dreimasters, welcher die Europamüden über das Meer zu schaffen bereit war, stand dieser und hielt eine in Papier eingepackte Guitarre in der Hand, mit der er in das Boot hinunterkletterte.

Der Jollenführer trieb sein Fahrzeug mit einigen Ruderschlägen in den Strom hinaus und wollte eben im freien Wasser nach Altona zu rudern, als Spickmann sich vor den Kopf schlug und rief: „Halt! Ich habe was vergessen — wahrhaftig, total vergessen! — Das Erstemal in meinem Leben!!“ — —

„Was denn?“ fragte Schnepfe.

„Ich habe nicht zu Mittag gespeist! — Denken Sie, Doctorchen, um Himmelswillen! — Das zu vergessen!!“ — —

„Teufel! Sie erinnern mich daran. Ich habe es wahrhaftig auch vergessen,“ sprach Schnepfe lachend.

Spickmann sah sich verzweifelt rund um. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht.

„Dort hinüber, Jollenführer,“ rief er, „durch die Kohlenschiffe und bei London-Tavern angelegt — auf uns warten.“ Dann stieg er mit Schnepfe die Treppe hinauf, um seine unverzeihliche Nachlässigkeit wieder gut zu machen, an der entweder die Liebe oder, was wir eher glauben, das Frühstück schuld war.

Als man das Versehen erschöpfend gesühnt hatte, wozu London-

Tavern alle Gelegenheit bot, stieg man wieder in die Jolle und trieb langsam nach Neumühlen hinunter, um dort bei ziemlicher Dunkelheit anzukommen.

Der Troubadour hatte während der Fahrt sein Instrument ausgepackt und gestimmt. Etwas oberhalb von Stubborn's Landhaus stieg man ans Land und ließ den Bootsführer warten. Die beiden Nachtmusiker waren indeß kaum einige Schritte auf dem Strande gegangen, als plötzlich Jörs aus dem Gebüsch huschte und Schnepfe packte, jedoch gleich wieder losließ, als er die Guitarre bemerkte, welche er in der Dunkelheit für eine Flasche gehalten haben mochte.

Die beiden Abenteurer lachten und krochen dann durch den Zaun in Stubborn's Garten, wo sie ein geeignetes Plätzchen für ihr Conzert suchten, welches doch möglichst unter dem Schlafzimmer der Geliebten abgehalten werden mußte.

Sie hatten sich dem erleuchteten Fenster genähert, dort im Gebüsch gut versteckt und wollten eben beginnen, als Spickmann Schnepfe beim Arm packte und nach dem Apfelbaum zeigte, den eben eine männliche Gestalt erstieg, die aus den Fichten hervorkam. – Beide duckten sich schnell unter die Zweige und sahen lautlos hinauf, wo sich die dunkle Figur nach dem Fenster hin bewegte.

Spickmann glaubte erst einen Dieb zu erblicken und wollte schon ein Hülfegeschrei erheben. Da der nächtliche Wanderer jedoch leise an das Fenster klopfte und dies sofort geöffnet ward, so blieb ihm blos der Mund stehen wie er war, die Ohren standen ebenfalls weit offen und seine Augen traten aus dem Kopf, denn er faßte den Gedanken, daß er eine Entdeckung machen würde, die ein wenig zu zeitig und unerwartet kam. Es war, als hätte ihm Jemand einen Eimer kaltes Wasser über den Leib gegossen.

Am Fenster erschien Julie im Nachtnegligé.

„Bist Du da, Adolf? — Das ist recht, mein Närrchen. — Ich

sehe, daß Du ein kluger Junge bist, der sich in die Umstände schicken wird. — Habe ich Recht?“ flüsterte sie.

„Bist Du wirklich meine Julie? — Hast Du wirklich diesen Brief heute an mich geschrieben?“ sprach Adolf kummervoll.

„Ich glaube, Du willst den Sentimentalen spielen,“ scherzte Julie. — „Sei kein Narr! Komm herein und sitze nicht wie ein Eichhörnchen auf dem Ast — sei vernünftig und überlege die Verhältnisse. Sieh, ich nehme diesen Wechselbalg von Bräutigam (hier duckte sich Spickmann, als hätte ihn Jemand auf den Kopf geschlagen), weil er bis über seine langen Ohren (Spickmann fiel ganz zu Boden) im Gelde sitzt. Ich heirathe nur sein Geld, um es zu verwenden, und Du bleibst nach wie vor mein Geliebter, der die gute Eigenschaft besitzt, sich nie in einen mürrischen Mann zu verwandeln.“

„Ist dies Dein wahrhaftiger Ernst, Julie?“ fragte Adolf schmerzlich.

„Ganz gewiß — komm herein, Närrchen,“ antwortete diese lachend, indem sie die Arme nach ihm ausstreckte.

„Dann leb' auf immer wohl, Du furchtbares Trugbild eines liebenden Weibes,“ sprach Adolf zornig, indem er sich umdrehte und mit einem Sprung in dem Fichtendickig verschwand.

„Adolf!“ rief Julie leise — „Adolf! — Sei kein Narr!“

Keine Antwort.

Endlich sah sie, wie eine dunkle Figur wieder am Baum in die Höhe stieg. Adolf kommt wieder, dachte sie. Die Gestalt kam näher — sie streckte die Arme nach ihr aus, schlug aber dann das Fenster mit einem Schrei zu. — Es war der Affe, dem es im Garten zu kühl ward und der nun zähneklappernd vor dem Fenster saß.

Jetzt erst sah sich Schnepfe nach seinem Gefährten um. Er fand ihn mit einem jammervollen Schafsgesicht am Boden kauern und fühlte Mitleid mit ihm. Er nahm seine Guitarre und winkte zum Fortgehen. — Spickmann blieb sitzen. Da packte ihn Schnepfe beim Kragen und

zog ihn gewaltsam fort, durch den Zaun. Schleppte ihn dann am Strand hin und in das Boot, welches kurz darauf nach Hamburg hinauf ruderte.

„Was haben wir heute für Einen?“ fragte Spickmann nach einer Weile den Bootsführer.

„Den fünften Mai,“ antwortete dieser.

„Fünften Mai! — schöner Tag — schöner Tag,“ murmelte Spickmann zwischen den Zähnen.

„Fünfter Mai. — Schöner Tag,“ sprach Herr Trick zur selben Zeit, lachend in den Kalender sehend.

„Verdammt schöner Tag!“ fluchte Müller grimmig beim sechsten Glas Grog in der Gesellschaft der fidelen Seehunde.



Vierzehntes Kapitel.

Bitterer Honig.

Am Morgen nach dem mißlungenen Ständchen stand Jörs nebst noch einigen Grenzjägern auf dem Strand. Alle blickten mit grimmigen Gesichtern umher, die noch zorniger wurden, sobald sie einer der Strandbewohner freundlich grüßte.

Man hätte glauben sollen, daß die Zollbeamten weniger Ursache zum Zorn als sonst gehabt, da sie doch ihren Hauptgegner Nielsen an zwei vorhergehenden Tagen ertappten, und zwar jedesmal mit einem großen Topf voll Honig, den er vom hannoverschen Ufer für den Senator Eiskuhl herüberschmuggeln wollte.

Das erste Mal hatte Nielsen den Topf gerade aus dem Boot in die Büsche gesetzt, als Jörs grinsend daraus auftauchte und sich der Beute bemächtigte. Nielsen stand im Boot und gerieth in einen fürchterlichen Aerger, daß man ihn ertappte. Er schimpfte wie ein Rohrsperling, während Jörs und sein College den Topf lachend forttrugen, um ihn in Ottensen an das Zollamt zu liefern, denn Honig war nicht Jörsens Sache, und ein anderer Zollwächter überdieß dabei.

Nielsen schrie den Beiden noch nach: „Un ick schuckle morgen doch all widder en Pott Haunig Euch zum Possen an Land!“

„Schön!“ riefen die lachenden Zollwächter und brachten ihre Beute in das Zollamt, wo man sogleich frische Semmeln holen ließ und den Honig verspeiste. Das einfachste summarische Verfahren, wobei unnöthige Schreiberei erspart wurde.

Die Nachricht, daß man am nächsten Tag noch einen Topf Honig zu erwarten habe, erregte viel Heiterkeit, und bewirkte, daß drei Grenzjäger vom frühsten Morgen an wohlversteckt die Elbe beobachteten.

Man hatte Nielsen in seinem Boot abfahren sehen, worauf Jörs das Wasser unausgesetzt durch das Fernrohr betrachtete.

Nach einigen Stunden geduldigen Wartens schob er sein Fernrohr zusammen und that einen lauten Pfiff. — Er hatte Nielsen in der Ferne entdeckt.

Dieser kam langsam heran und fuhr vorsichtig den ganzen Strand entlang, wobei er in jeden Winkel blickte und jeden Busch durchspähte. Endlich ruderte er nach seinem vor Anker liegenden Ewer zurück, band sein Boot dort an und setzte sich, eine Cigarre rauchend, an Bord.

Da nach einer halben Stunde kein Grenzjäger sichtbar ward, so stieg er auf den Mast, und blickte von dort aus nochmals scharf in den Büschen umher; als er nicht das geringste Verdächtige entdeckte, band er die Jolle wieder los und ruderte dann nach einer vorspringenden Buschgruppe, deren äußerste Zweige noch in der ablaufenden Fluth standen. Hier setzte er schnell den großen Honigtopf in die Blätter und fuhr dann weiter, als wolle er an einem andern Platze landen.

Er war kaum dreißig Schritt vom Honigtopf entfernt, als eine Partie grüner Zweige lebendig und von Jörs abgeschüttelt wurden, der durch das Wasser auf den Topf zulief und ihn laut lachend emporhob.

Nielsen sah sich um und wollte vor Aerger rasend werden, daß man ihn so überlistet hatte. — Er schimpfte gotteslästerlich, als die Grenzjäger den Topf hohnlachend davon trugen und sich noch spöttisch bedankten.

Im Zollamt war große Heiterkeit. Man holte wieder frische Semmeln und bewunderte die ausnehmend schönen goldgelben Honigscheiben, welche den ganzen Topf ausfüllten. — Zwei derselben waren schon verzehrt und man nahm eben die dritte heraus, als sich ein Schrei des Entsetzens hören ließ. Der untere Theil des Topfes war nicht mit Honig gefüllt. — Es mußte aber etwas Schreckliches darin sein, denn die Herren, welche ihre Semmeln schon verzehrt hatten, wurden leichenblaß und rannten hinaus, um nach einiger Zeit noch bläßer wieder zu kommen, während die Uebrigen den Topf nebst dem Honigrest still bei Seite schafften, Jörs aber erschreckliche Grobheiten und dänische Flüche einstecken mußte.

Deshalb standen die Grenzjäger so grimmig am Strande und wußten, warum sie mit so ausnehmender Freundlichkeit gegrüßt wurden.

Als aber nun gar Nielsen ruhig daher und gerade auf sie zuschlenderte, nahmen ihre Gesichter eine dunkelrothe Farbe an.

Nielsen kam langsam heran und grüßte höchst vergnügt im ganzen Gesicht schmunzelnd. Einige Lootsen standen in der Nähe und zogen ebenfalls die Mäuler breit.

„Na? Wie hett de Haunig smeckt?“ frug Nielsen mit unnennbarem Behagen. „War he recht feut? nu, heft ju ook den ganzen Pott uteeten?“ —

Die Collegen von Jörs wandten sich in verachtungsvollem Schweigen ab und gingen unter dem lauten Gelächter der Lootsen ihrer Wege. — Jörs aber ballte die Faust und knirschte: „Warte nur, ich kriege Dich s'gon noch, Du — Du — Du Giftmis'ger.“

„Is de Haunig giftig weest?“ rief Nielsen erstaunt. „Dann muß dat an de Biens liegen. Die heft dat Gift intragen.“

Jörs ging wutherfüllt nach dem Weg, wo er Herrn Trick fand, der nach einigen Worten mit ihm in den Hohlweg hinaufstieg und hier eine lange Conferenz hielt, die in einem Wirthshaus zu Altona endigte, wo Jörs ein Päckchen Kassenbillets bekam und außerdem seinen Weinkeller mit großem Vorrath, auf wenigstens sechs Stunden, versorgte.

„Also faßt ihn beim letzten, und macht Eure Sache gut. — Ihr habt werthvolle Kunden an uns,“ erinnerte Trick beim Abschied.

„Keine Sorge. — Ich will's s'gon machen,“ sprach Jörs kopfnickend, wischte sich den Mund und ging am Wasser wieder nach Neumühlen hinaus, wo er sich in einem der am Hügel liegenden Gärten verkroch und sanft einschlief.

Die Lootsen standen noch am Strande bei einander, als Herr Stubborn langsam daher kam und Nielsen ersuchte, ihn ein wenig auf dem Wasser zu fahren. Dieser machte sofort sein Boot bereit und ruderte den Kaufmann auf den Strom hinaus.

„Heute sind alle Zollwächter fort, wie es scheint,“ bemerkte Stubborn.

„Ich habe sie so gut traktirt, daß sie die Gegend wohl satt haben werden,“ sagte Nielsen lachend.

„Glauben Sie, daß Sie mir heut Abend den Zucker und Kaffee sicher rüber schaffen können? — Er wird bei mir besser liegen,“ sagte Stubborn.

„Ich glaube gerade heute. — Sobald es dunkel wird, sollen Sie die Ladung haben,“ erwiederte der Lootse.

„Gut!“ nickte Stubborn. — „Können Sie mir nicht einen guten Kapitän zuweisen? Die „Gebrüder“ können jede Stunde in See gehen. Ich hatte aber in der letzten Zeit so viel Malheur, daß ich mißtrauisch geworden bin.“

„Wüßte gerade nicht,“ sprach Nielsen kopfschüttelnd.

„Es müßte ein Mann Ihrer Art sein,“ bemerkte Stubborn.

„Ich denke, die See bleibt wo sie ist, und ich wo ich bin,“ entgegnete Nielsen trocken. — „Doch — man kann's nicht verschwören; das blaue Wasser ist gar zu schön. — Wer sich aber so lange darauf 'rum getrieben hat, wie ich, der sitzt doch lieber ruhig.“

„Nun, einen Kapitän werde ich ja wohl kriegen,“ sagte Stubborn gleichgültig. — „Seht nur zu, daß ich den Zucker auch kriege.“

Stubborn stieg an das Land und nickte Nielsen zu. Dieser kehrte zu den Lootsen zurück, welche sich nach einigen Worten vertheilten, während Nielsen an verschiedene Bootsbauereien ging und die Schiffszimmerleute bei Dunkelwerden zu sich bestellte, was diesen viel Vergnügen zu machen schien.

Als die Sonne ihrem Untergange nahe war, schlenderten die Lootsen und Bootsbauer am Strande umher, wie sie dies gewöhnlich thaten. Nach und nach zogen sie sich in die Strecke zwischen Nielsen's und Stubborn's Haus, welche etwa hundert Schritt von einander entfernt lagen. Hier blieb Einer nach dem Andern stehen und betrachtete sich die Gegend.

Nach einiger Zeit kam Nielsen nebst ein paar Bekannten heraus und bat die Nachbarn, ihm sein Schaf suchen zu helfen, welches sich wieder in den Weidenbüschen verkrochen habe und dort bei der Fluth ersaufen werde. Die gefälligen Nachbarn nahmen sogleich Bootshaken und hieben und stachen ein wenig rücksichtslos in die Büsche. Da sie jedoch weder ein Schaf noch einen Wolf fanden, so ließen sie plötzlich ihre Haken fallen, stellten sich zwischen den Häusern in eine Reihe und nun begannen eine Partie Zuckerhüte mit wunderbarer Schnelligkeit von einer Hand zur andern zu fliegen und legten in unglaublich kurzer Zeit die Strecke zurück.

Dann folgten Kaffeesäcke eben so lautlos und schnell, worauf Weinflaschen an die Reihe kamen, wovon jedoch nicht alle an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, sondern stellenweis in die Taschen der dienstfertigen Nachbarn verschwanden.

Die dunklen Gestalten hatten bereits ein recht hübsches Colonialwaarenlager zwischen den beiden Häusern spedirt, als sie ein leiser Pfiff stutzig machte, worauf sie mit dem, was sie eben in der Hand hielten, spur- und lautlos in den Büschen verschwanden.

Kurz darauf trat Nielsen aus seinem Haus und sah sich verwundert um. „Holla! He!“ rief er leise. „Wo sind denn die Jungs hin? — Oh, wart nur, Ihr Spitzbubens! Habt Euch mit den letzten Flaschen davon gemacht. — Nun,“ brummte er, „dann muß ich den Portwein selbst nübertragen.“ — —

Er nahm zwei Körbe und ging nach Stubborn's Haus zu, wobei er so leise als möglich auftrat und so große Schritte machte, als wolle er Schlittschuh laufen.

Plötzlich huschte ein Mann aus dem Zaune hervor, der Stubborn's Garten umgab. Er sprang in den Weg hart vor Nielsen hin und packte diesen bei der Brust. — Der Lootse setzte die Körbe zu Boden, daß die Flaschen klirrten.

„Ha, ha!“ rief Jörs lachend. „Flas'gen! Ich dachte es doch! — Habe ich Dich endlich fest, Giftmis'ger?“

Nielsen war jedoch keineswegs der Mann, der sich so ohne Weiteres und von einer Person wie Jörs festhalten ließ.

„Hast Du mich fest?“ brummte er ärgerlich und packte Jörs mit einem so eisernen Griff bei der Kehle, daß dieser nach Luft schnappen mußte.

„Laßt los! — Beim Teu—fel — oder ich s'giese,“ keuchte er, indem er Nielsen seine Büchse entgegen hielt und auf die Brust zu setzen versuchte.

Der Lootse packte das Gewehr mit der andern Hand und wollte es ihm entreißen, weshalb er dasselbe herumdrehte. Plötzlich erhellte ein Blitz die Dunkelheit, während der Knall zwischen beiden Ringern donnerte. — Jörs stieß einen scharfen Schrei aus und fiel schwer zu Boden, als Nielsen seine Kehle losließ.

„Verdammt!“ schrie Nielsen und bückte sich nach ihm nieder. — Der Zollwächter lag ohne Bewegung.

„Was giebt's hier?“ sprach eine Stimme neben dem Lootsen. — Dieser fuhr in die Höhe und wollte davon springen. Er erkannte jedoch Stubborn und blieb.

„Da habt Ihr eine schöne Geschichte angerichtet,“ sprach Stubborn, nach Jörs zeigend. „Es ist nur ein Glück, daß Niemand weiter in der Nähe ist als ich. Deshalb macht Euch fort ums Himmels willen, ehe Jemand kommt. Man wird so auf Euch denken!“

„Das ist ja der Lootse Nielsen, der auf den Mann geschossen hat,“ ließ sich jetzt eine helle Stimme hören. Ein Mann ging schnell vorüber und war nach einigen Augenblicken verschwunden.

„Wer war das?“ fragte Nielsen erschrocken.

„Weiß nicht,“ erwiederte Stubborn gleichgültig. „Schlimm für Euch, Mann. Macht Euch davon. Ihr thut mir leid, es wird Euch

an den Hals gehen! — Der Zollbeamte ist todt," sprach er, nachdem er sich nach ihm gebückt hatte. — „Macht Euch fort, Nielsen, ehe Jemand kommt. — Ihr thut mir leid. — Holt Euch das Nöthigste und rudert mit Euerm Boot davon. Bei Steinwärder liegt mein Schiff, die „Gebrüder". Geht dort an Bord und haltet Euch still. Morgen komme ich hin und bringe Euch Nachricht. Wenn ich nur nicht noch in die Sache verwickelt werde."

„Ich will Sie nicht erwähnen, wenn etwas geschieht. — Da aber das Unglück einmal geschehen ist, so hätte ich Lust, den Todten in's Wasser zu werfen," sprach Nielsen und wollte sich bücken, um Jörs aufzuheben.

„Sind Sie denn des Teufels!" schrie Stubborn erschrocken, ihm in den Arm fallend. „Sie wissen doch, daß Sie eben Jemand erkannt hat. — Machen Sie fort, ehe man kommt und es zu spät ist."

Nielsen sah ein, daß es das Beste sein würde, dem Rath Stubborns zu folgen und an das Schiff zu gehen, wo er vor der Hand sicher war. Er lief deshalb nach seinem Haus, holte die werthvollsten und nöthigsten Sachen, trug sie in das Boot und ruderte, nachdem er den Ewer seinen Matrosen für die Zeit seiner Abwesenheit übergeben und den Hausschlüssel an Stubborn geschickt hatte, stromaufwärts.

Stubborn stand bei dem am Boden liegenden Zollwächter und lauschte dem Klang der sich entfernenden Ruder. Sobald sie nicht mehr hörbar waren, hob der Todte langsam den Kopf in die Höhe und stand dann lachend auf.

Er hing sich die Büchse über, ergriff schnell die beiden Flaschenkörbe und lief eilig damit fort, denn er litt schon seit mehreren Stunden wieder den schrecklichsten Durst.

Als er den Erschossenen spielte und hörte, wie ihn Nielsen in das Wasser werfen wollte, brach ihm ein kleiner Angstschweiß aus, denn er mußte, wenn Nielsen wirklich Ernst machte, aus seiner Rolle fallen, da

ihm die neuliche Wasserpartie noch zu frisch im Gedächtniß war. Er fühlte zwar sehr starken Durst, aber nicht nach Wasser.

„Er hat seine Sache sehr gut gemacht, und ich denke, daß wir Nielsen haben," ließ sich eine Stimme neben Stubborn hören. Es war Herr Trick, der die ganze Comödie veranstaltete. — „Schade um den schönen Portwein," fuhr er fort. „Der Kerl könnte Schnaps trinken, das wäre gut genug für ihn. — Haben Sie gesehen, wie er damit lief?"

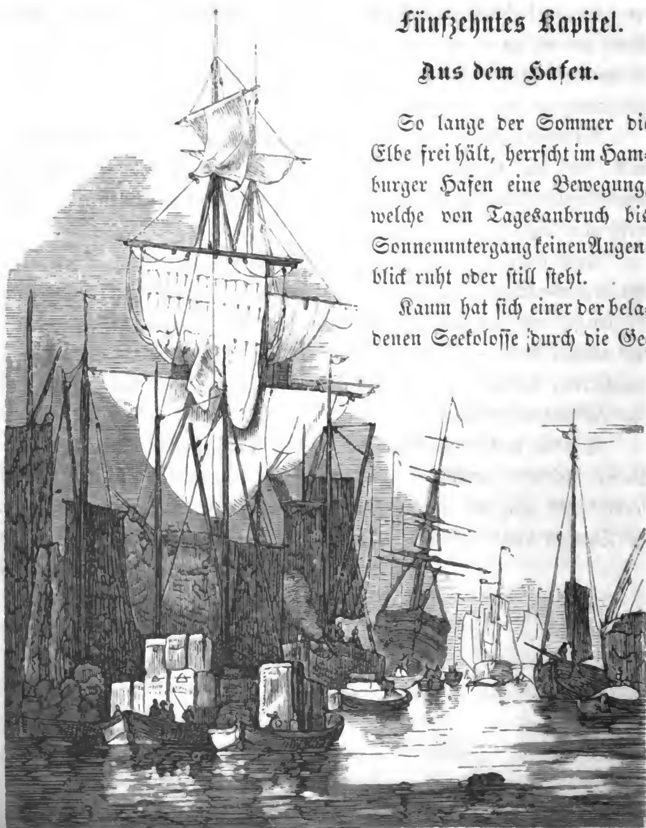
Stubborn hörte nur halb auf Trick und sprach: „Es beunruhigt mich, daß ein Mann zu der Geschichte kam, der Nielsen erkannte und wahrscheinlich Anzeige macht. Die Stimme kam mir bekannt vor. Ich weiß aber nicht, wer es war."

Trick lachte laut und sagte: „Das war Müller, mein Sclave, der jetzt in dieser Sache arbeiten muß. — Ha, ha, ha! Ich denke, wir haben Nielsen fest und werden uns sein Haus ansehen, sobald „die Gebrüder" hier vorbei sind. — Dann werden wir seinen Freund Jörs dort einquartieren, damit er das Geschäft fortsetzt, und so das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen."

Stubborn nickte beistimmend und lud Trick zu einer Tasse Thee ein. Dieser schüttelte verächtlich mit dem Kopfe, knurrte etwas wie „gute Nacht" und ging mit großen Schritten nach Altona zu, wo er Besseres als Thee zu finden wußte.

Fünfzehntes Kapitel.

Aus dem Hafen.



So lange der Sommer die Elbe frei hält, herrscht im Hamburger Hafen eine Bewegung, welche von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang keinen Augenblick ruht oder still steht.

Kaum hat sich einer der beladenen Seekolosse durch die Ge-

fahren des Meeres gearbeitet und glaubt im sichern Fluß, an die Bollwerke der Duck'alben gelegt, gemächlich ausruhen zu können, so überfällt ihn eine Schaar kleiner Ewer und Schuten, drängt sich an seine Seiten und kriecht unter seinen Bauch, während die Besatzung dieser Süßwasserschiffe in seinen Bauch kriecht, nachdem die wohlverwahrten Luken aufgebrochen sind, den Inhalt desselben in solcher Eile herausreißt, als könne er am nächsten Morgen wieder damit seewärts durchgehen.

Ist das Schiff ein deutsches, so hat auch die eigene Mannschaft nach der oft langen Seefahrt keine Ruhe. Sie muß an das verhaßte Ausladen, wo es den ganzen Tag Kisten, Ballen oder Fässer heraufzuhissen giebt, und zwar nicht in jenem Adagio, in dem wir im Binnenlande gewohnt sind, unsere Maurer arbeiten zu sehen, sondern in einem Allegro vivace, mit möglichster Schnelligkeit und Anstrengung. Es ist schon oft und lange von den deutschen Matrosen über diesen Umstand Klage geführt worden. Die amerikanischen Seeleute besorgen Alles, was zur Führung und Aufräumung des Schiffes gehört. Dann sind sie aber fertig und überlassen das Ein- und Ausladen den Hafenleuten.

Das bunteste Gewühl findet man um die Auswandererschiffe, auf deren Fallreepstreppen es sich unablässig herauf- und hinabdrängt, was bei der Enge dieser Passagen und den verschiedenen Gegenständen, die man nach oben schleppt, keine leichte Sache ist und zu öfteren Verstopfungen führt.

Nach oben drängen sich die Europamüden, beladen mit Victualien, Blechzeug, Decken und dergleichen, wobei sie zum Ueberfluß auch noch eine Matratze von Seegras nachzerren — wo möglich der Quere und zwischen den Beinen der Niedersteigenden, was eine solche Verwirrung hervorbringt, daß sich ein Matrose ins Mittel legen muß, der an einem Rüsteisen hinabkletternd, die Matratze packt, um sie herauszuziehen.

Leider sind diese Auswanderermatratzen, zu zwanzig Schilling, aber nicht für Matrosenfäuste berechnet, weshalb der verwunderte Seemann

ein Stück herausgreift, als wäre der Ueberzug von Löschpapier, und dann die Seegrasgedärme nachzieht, zur Verzweiflung des Besitzers und Belustigung aller Uebrigen. Die schrecklichste Verwirrung herrscht aber auf dem Verdeck, wo die Matrosen Alles, was in den Bereich ihrer Hände kommt, nach unten stauen, während die Passagiere Alles bei sich behalten wollen, und nur mit der größten Mühe abgehalten werden, in die Luke zu fallen.

Ruhiger geht es an den Schiffen zu, welche sich nicht mit Passagieren befassen, obgleich auch hier noch Leben genug ist, und die Kaffee- oder Reissäcke, Zuckerfässer und Kisten unablässig aus dem Raume gezogen, über Bord geschwungen und in die untenliegenden Lichterfahrzeuge gelassen werden, welche sich dann nach den Speichern zu arbeiten, um anderen am Schiff Platz zu machen.

Durch das Gewimmel von Schuten und Ewern, welches die Hafengassen füllte, arbeitete sich Stubborn's Schutenführer Wilm mit einem Boot, in dem bei verschiedenem Gepäck Adolf Schwarz saß, und theilnahmlos auf die lebendige Umgebung sah.

Wilm suchte an und unter den Schiffen nach etwas umher, bis er endlich zwischen den Hintertheilen zweier Briggs das Ende eines Bootes erblickte, welches seine Aufmerksamkeit erregte.

„Bucken Sie sich n Bißchen," rief er Schwarz zu, indem er sein Fahrzeug unter zwei Ketten wegtrieb, die so tief auf das Wasser hingen, daß sie einen sorglosen Passagier unzweifelhaft abgeräumt hätten.

Da sich Schwarz jedoch gehörig bückte, so schoß das Boot ohne Aufenthalt durch die Ketten und lief zwischen die Schiffe, wo Wilm das andere Boot packte und hervorzog.

„Wat soll dat?" frug der darin sitzende rothnasige Bootsmann, indem er seinen Haken ergriff.

„Leg Deinen Haken weg, Kerl, oder Du wirst gevizliputzlit. Ick seg Di, Takel-Jan, mach keine Flautusen und seg mi, ob Du was von unsere Schut weest," sprach Wilm.

„Eure Schute?“ entgegnete Takel-Jan verwundert. „Wat is damit?“

„Was damit ist? Na weißt Du wirklich nichts davon? — Sie fehlt seit gestern, und ist von den „Gebrüdern“ weg.“

„Soll mich der Düwel holen; ich weiß nichts davon!“ betheuerte der Rothnasige. — „Doch halt! Gestern Abend trieben ein paar Finkenwärder mit der Ebbe neben einer Schute hinunter. — Es war bei Altona. — Jetzt fällt mir erst ein, daß ich dachte, was wohl der Schutenführer mit den Fischern zu thun haben möge und so weit unten wolle; denn es war ziemlich bei Rainvilles. — Düwel nochmal! De Kerrels haben wahrscheinlich de Schut stohlen. — O, die verdammten Spitzbubens! Die Wasserrumtreibers! Die nach boom kommen, um hier rum zu stehlen un Allens wegzuschnappen! — Versuupen sollte man die Halunkens!“ rief in gerechter Entrüstung der redliche Takel-Jan, dem die Finkenwärder schon manchen Bissen vor der Nase weggeschnappt hatten, wenn er ihn Abends holen wollte.

Man sieht, die alte Geschichte mit dem Wolf und Fuchs spielt noch alle Tage fort, wenn man die Entrüstung des ehrlichen Takel-Jan mit der des Herrn Trick gegen die Helgoländer und diese wiederum mit Stubborn's gegen seine Kassendiebe vergleicht.

Da Takel-Jan schon lange eine Pike auf die Finkenwärder hatte, so versprach er, sich auf die Lauer zu legen, fragte aber als guter Geschäftsmann sogleich, was es trüg, wenn er die Schute auskundschaftete, denn „vor Nischt is Nischt“ war sein Grundsatz.

Wilm glaubte, daß Herr Trick gern fünf Thaler daran setzen würde, vielleicht auch zehn, wenn die Schute wieder herbei käme. — Er selbst aber versprach, extra sechs Flaschen Rum zu geben, wenn die Diebe „gevizliputzlit“ werden könnten. Sechs Flaschen Rum! — Takel-Jans Nase begann förmlich von innerem Freudenfeuer zu leuchten, und die Aussicht auf diesen „Tropfen“, wie er es nannte, bewog ihn sofort aus

seinem Versteck zu kriechen, wo er auf die Mahlzeit der Mannschaft lauerte, um von den Schiffen irgend ein Tau zu entführen.

„Wir haben jetzt Anfang Ebbe,“ brummte Jan, indem er sein Boot mit dem Strom durch den Hafen wrickte und dabei die Augen auf jeden Punkt richtete, wo es etwas zu holen geben konnte. — „Die Spitzbuben haben die Schut jedenfalls hinuntergeschafft und bei Finkenwärder anliegen. — Zehn Thaler — wär' nicht übel. — Mit der Fluth käm' ich noch gerade herauf, um die Taue zu holen, die da drüben einer zum Trocknen am Ewer aufgescheert hat. — Ich muß den Spitzbuben ihren Raub aus den Zähnen rücken. — Es ist zu arg. Eine ganze Schute zu stehlen. — Das Holz da am Werft kann ich dann bei Dunkelwerden holen. — Hallo, es liegt auch ein Bischen Kupfer dabei. — Na wart' nur, ihr Spitzbubens dort unten, wir wollen Euch's Raufkommen schon vertreiben“ — so monologirte Takel-Jan, bis er in St. Pauli bei einer Wassertreppe anlegte und hinaufstieg, um seine Flasche füllen zu lassen und ein Stück holländischen Käse nebst einigen Rundstücken als Proviant für die Fahrt zu kaufen, auf die er sich jetzt elbabwärts begab. — Er führte nichts Geringeres im Schilde, als den Finkenwärdern die Schute zu stehlen, mit der Fluth heraufzutreiben und sie hinter Steinwärder zu bergen, um wo möglich mehr als zehn Thaler herauszuschlagen.

Er fand die Schute zwar richtig bei Finkenwärder am Deich liegen, aber leider schon trocken und noch dazu an einer starken langen Kette. Da er in der Plight Stroh erblickte, so schloß er, daß während der Fluthzeit eine Wache darin saß, was man von der Vorsicht der Insulaner erwarten konnte. — Es gelang deshalb Takel-Jan weiter nichts, als daß er ein Büttnetz entführte, welches am Strand zum Trocknen aufgehängt war und welches Peter Wübbe gegen Abend wie eine Stecknadel suchte, bis er endlich, furchtbar schimpfend, auf der Elbe nach den gewissenlosen Spitzbuben umherblickte, die es entführten.

Wilm war indeß mit seinem Boot, durch eine Lücke zwischen den Schiffen, in die freie Elbe gekommen und ruderte nach den „Gebrüdern“ hinüber, die bei Steinwärder lagen.

Diese Insel, welche jetzt eine ganze Stadt trägt, war zur Zeit unserer Erzählung ein wüster Platz, auf den man Bauschutt und dergleichen abfuhr. — Eine kleine Bretterbude, einige heruntergekommene Schubkarren, welche hier Robinson Crusoe spielten, und einige sehr verhungerte Hunde waren Alles, was man dort fand.

Die Brigg Stubborn's, die „Gebrüder“, lag schon seit einigen Tagen hier außer dem Hafen segelfertig und wartete nur auf ihren Kapitän.

Nielsen war am Abend zuvor an Bord gekommen und hatte sich in der Kajüte einquartiert. Sein Boot lag an der Inselseite, während er selbst seit Tagesanbruch auf Deck stand und mit seinem Fernrohr jedes Fahrzeug beobachtete, welches von der Stadt herüber oder von unten herauf kam.

Er entdeckte bald Wilm, den er kannte und sah dann mit Verwunderung den jungen Schwarz sammt seinem Gepäck an Bord steigen.

„Was bringen Sie denn da?“ fragte er nach den ersten Begrüßungen.

„Mich selbst,“ entgegnete Schwarz mit trübem Lächeln.

„Sie selbst?“ frug Nielsen erstaunt. — „Ja was? wollen Sie denn zur See?“

„Vor drei Tagen dachte ich noch nicht daran. — Man kann aber nicht wissen, auf welchen Weg einen das Schicksal über Nacht wirft,“ sprach Schwarz seufzend.

„Ja, ja, mein guter Junge. — Man kann nicht wissen, wohin es einen über Nacht wirft!“ flüsterte der Lootse kummervoll, indem er wieder das Wasser überblickte.

„Wo ist der Kapitän?“ forschte Schwarz.

„Weiß nicht," bemerkte Nielsen, aufmerksam nach St. Pauli hinsehend. — „Sie können es jedoch sogleich erfahren, denn dort kommt Herr Stubborn in einer Jolle."

„Und dort drüben kommt Herr Trick in einer anderen," bemerkte Wilm, nach dem Hafen zeigend.

Nielsen betrachtete auch die letztere Jolle und ging dann in die Kajüte.

Beide Fahrzeuge legten bald am Schiff an, worauf Stubborn und sein Buchhalter an Bord stiegen.

„Wo ist der Lootse?" forschte Ersterer. — Er ging in die Kajüte, als man ihn dorthin wies.

„Wie steht es?" ward er hier gefragt.

„Schlecht! — Sehr schlecht! — Der Däne ist mausetodt," sprach Stubborn achselzuckend. „Er ward noch in der Nacht gefunden, und man glaubte, er habe sich vielleicht aus Versehen selbst erschossen. — Ich dachte schon, es würde so abgehen; da kam aber der Mann zu mir, welcher vorbeiging und Sie erkannte. Es ist ein Hamburger, der draußen wohnt. Ein verdorbener Kaufmann. Er fragte mich, ob ich in die Sache verwickelt sei, und ob er schweigen solle, bis Sie sich bei Seite gemacht hätten. — Ich habe ihn für acht Tage mit vierhundert Mark gekauft. So lange haben Sie Zeit, sich davon zu machen."

„Ich will jedoch noch mehr für Sie thun, damit ich nur nicht in die fatale Geschichte verwickelt werde. Ich biete Ihnen die Kapitänstelle auf diesem Schiff an. — Heute und morgen haben Sie vielleicht noch Zeit, alles dazu Gehörige in Ordnung zu bringen, und dann sind Sie lange in See, wenn die Geschichte aufkommt."

Herr Trick steckte seinen Kopf zur Thür herein. — „Machen Sie sich davon, lieber Freund," flüsterte er. „Heute hat schon ein Kamerad von Jörs bei mir draußen die Meinung ausgesprochen, daß er Sie im Verdacht habe. — Ich sagte ihm jedoch, daß Sie seit Nachmittag auf

unserem Schiff seien, um da Verschiedenes in Ordnung zu bringen, und daß der Schuß erst in der Dunkelheit gehört wurde. — Gehen Sie mit den „Gebrüdern" ein Bischen in See, als Speckschneider vielleicht, denn besser ist besser."

„Ich habe ihm eben die Stelle als Kapitän angeboten," bemerkte Stubborn.

„Na nu?! — Was wollen Sie mehr?" rief Trick erfreut. — „Greifen Sie zu, lieber Freund, und drücken Sie sich so schnell als möglich ab. — Gehen Sie gar nicht erst wieder nach Neumühlen, denn ich fürchte, die Zollbeamten verhaften Sie. Es liegen wenigstens ein Stücker sechs um Ihr Haus auf der Lauer."

„Man kann nicht wissen, wohin man über Nacht vom Schicksal geworfen wird," murmelte Nielsen hin- und hergehend. — „Nun denn zum Kuckuk, ich will Ihren Vorschlag annehmen, um aus dieser Klemme zu kommen," sprach Nielsen. „Machen wir die Sache so schnell als möglich ab, damit ich das Revier verlassen kann, denn ich fürchte nichts mehr, als eingesteckt zu werden. — Wie steht's um das Schiff?"

„Das kann noch diese Stunde in See gehen," sagte Trick.

„Gut denn. — Kommen Sie, Herr Stubborn, zur Admiralität. — Dann will ich mir Einiges besorgen, um die nächste Minute darauf abzusegeln. — Doch was wird mit meinem Haus draußen?"

„Ich werde es an Jemand vermiethen," sprach Trick.

„Daß aber nichts ruinirt wird. — Es ist mir jeder Baum und jeder Nagel lieb. — Teufel!" sagte Nielsen, sich vor den Kopf schlagend. — „Beinahe hätte ich vergessen. — Ich muß noch einmal hinaus."

„Was wollen Sie holen?" fragte Trick lauernd. „Gehen Sie nicht. Es steckt Alles voll Grenzjäger."

„Ich muß! Ich muß!!" sprach Nielsen.

„Nun, dann nehmen Sie sich in Acht!" raunte Trick, indem er Stubborn ansah.

„Ich rathe Ihnen auch, lieber wegzubleiben. Es wäre mir leid um meinen guten Kapitän,“ rieth dieser.

Nielsen schüttelte mit dem Kopf. — „Gehen wir und machen Alles ab,“ wandte er sich an Stubborn.

Auf dem Verdeck angekommen, rief der Rheder die beiden Steuerleute und die Mannschaft, um ihnen ihren Kapitän vorzustellen und zu sagen, daß sie sich zu sofortiger Abfahrt bereit machen sollten. — Trick übergab Nielsen ein Verzeichniß der Vorräthe und bat ihn, es durchzusehen, um etwaige Mängel noch auszugleichen. — Dann stiegen alle Drei in das Boot, um die Papiere in Ordnung zu bringen.

Als Stubborn über die Reeling stieg, fiel sein Blick auf Adolf Schwarz, der traurig nach der Stadt hinüber blickte, die er eben verlassen wollte. Der Blick des Kaufmanns blieb einige Secunden an ihm haften, bis er endlich leise fragte: „Haben Sie noch einen Wunsch, Schwarz?“

Es war eine Frage, so leise und zögernd, wie man sie an einen Sterbenden richtet.

Schwarz schüttelte mit dem Kopfe.

„Gar nichts?“

Wiederum Kopfschütteln.

Stubborn warf noch einen langen Blick auf Adolf, dann stieg er langsam in das Boot und sah nicht mehr nach dem Schiff zurück, als er zur Stadt hinüber fuhr.

Schwarz blieb an der Reeling stehen und blickte ihm nach, bis sein Fahrzeug zwischen den Schiffen verschwand. — Es war indeß Mittag geworden. — Die Glocken auf den Schiffen schlugen acht Glasen, was bei ihnen eben so viel bedeutete, wie die zwölf Schläge, welche die alten grauen Thürme zum Besten gaben, die aber so mürrisch und langsam herunter gebrummt wurden, als hätten sie die Sache überdrüssig und wäre ihr Hammer von der Gicht geplagt, während die Schiffsglocken lustig

darein klangen, wie frische Wanderburschen gegen alte Spießbürger. — Und doch hatten sie einen schlimmeren Stand, als ihre großen trägen Collegen auf den Thürmen droben. Keine feste Heimath. Sonne und Regen auf dem Kopfe und in der See die Sturzseen stets aus erster Hand — hätten sich zu todt läuten müssen, bei dem ewigen Auf- und Niederstampfen und Schlingern, wenn man ihnen nicht den Klöppel festgebunden, und ärgerten sich genug über die Ankerkette, die ihnen manchmal Eins versetzte.

Die Sonne schien fröhlich auf den Strom, dessen Oberfläche von einem leisen Ostwind leicht gekräuselt ward. — Hunderte von bunten Flaggen spielten zwischen dem Takelwerk in der Luft, während blauer Rauch aus den Campüsen zu ihnen aufstieg. — Große ungeschlachte Boote, durch eine Menge kleiner Ruder fortbewegt, krochen wie Krebse daher und trugen hungrige Schiffszimmerleute zum Mittagsessen, während schnelle Jollen mit Kapitänen und Kaufleuten dahin schossen, um diese von und an Bord zu bringen.

Schwarz stand und sah dies lebensvolle Bild unverwandt an, denn er war ja im Begriff auf lange, vielleicht auf immer davon zu scheiden, um unter Indiens Sonne und Palmen sein Leid zu vergessen, oder auch, es mit dorthin zu tragen.

Plötzlich sah er auf und griff an seine Brusttasche. —

„Ich hätte ihm den Brief für meinen Bruder geben sollen. — Doch nein. — Ich weiß nicht, was mich davon zurückhielt. — Aber ich muß ihn Jemand hier übergeben. Der arme Ernst, er wird sich wundern, wenn er mich nicht mehr findet. — Wie muß das mit der Fahrt nach London zusammenhängen?“ sprach der junge Mann für sich. — „Aber der Brief! — Der Brief!“ — —

Er sah wieder nach dem Hafen hinüber und überlegte, ob er nach der Stadt fahren und den Brief an seinen Bruder bei einem Bekann-

ten niederlegen sollte. In diesem Augenblick kam ein Boot vorbei, in welchem er den Meister Wöllers erblickte.

„Boot ahoi!" rief er.

Meister Wöllers fand es schmeichelhaft, von einem Schiff angerufen zu werden und schloß daraus, daß er sehr seemäßig aussehen müsse. Er hob deshalb und um die gute Meinung zu rechtfertigen, beide Hände an seine Backen und brüllte nach der Brigg hinüber: „Schipp ai ai!" worauf er dem Bootsführer „an die Fallreep" zu legen befahl und diese dann flink hinaufkletterte.

Er war etwas verwundert, den jungen Schwarz hier zu finden. Seine Verwunderung steigerte sich indeß, als er erfuhr, daß dieser nach Indien wolle und ihn mit dem Auftrag an seinen Bruder beehrte, den er mit Vergnügen annahm und treulich zu Lande oder zu Wasser auszuführen versprach.

„Wissen Sie nicht, wenn Ihr Bruder von England zurückkommt und mit welchem Schiff?" frug Wöllers, den Finger an die Nase legend.

„Nein!" sprach Schwarz.

„Hm — hm. — Thut mir leid. — Wäre ihm dann ein Stück entgegengesegelt. — Bin eben im Begriff, einen Kutter zu kaufen. — Hätte ihm Ihren Brief noch in See übergeben. — Thut mir wirklich leid," sagte Wöllers, bedauernd, daß ihm ein so sportmäßiges Unternehmen entging.

„Ich bin schon beruhigt, den Brief in so guten Händen zu wissen," erklärte Schwarz. „Geben Sie ihn nur meinem Bruder persönlich, und bringen Sie ihm meine herzlichen Abschiedsgrüße."

„Soll geschehen," sprach Meister Wöllers, ihm die Hand schüttelnd, worauf er wieder in sein Boot stieg und dem Jollenführer befahl, nach Marbs Werft zu fahren, wo er ein Schiff besichtigen wolle.

Nielsen war bald mit seinen Geschäften fertig, da Stubborn ohne



sein Wissen schon vorgearbeitet hatte. — Er machte Laarsen noch einen Besuch, den es sehr betrübte, solchen guten Kunden zu verlieren. Er suchte deshalb das Beste heraus, was er finden konnte, und packte Nielsen so vorzüglichen Portwein, Schinken, Käse und dergleichen Herzstärkungen in sein Boot, wie nur in der guten Stadt Hamburg zu finden sind. —

Als Nielsen bezahlen wollte, gerieth der ehrliche Laarsen in so große Entrüstung, als hätte der Lootse den Windfisch beleidigt. — Er nahm durchaus nichts an, sondern machte eine Gegenbestellung auf fünfzig Töpfe eingelegten Ingwer, bei deren Ablieferung Rechnung gehalten werden sollte.

Nielsen nahm Abschied und ließ sich nach dem Schiff hinaus rudern, wo er sofort das Kommando übernahm.

Man hörte nach einer halben Stunde das „Kling, kling" der Ankerwinde, die den Anker unter dem monotonen Gesang der Matrosen hob, worauf das Schiff abwärts zu treiben begann. — Als der Anker über dem Wasser hing, ward ein Klüver aufgezogen. Der Mann am Steuer fühlte, daß es in Fahrt kam, und die Scenerie des Hafens, der Stadt. und Vorstadt St. Pauli zog an den Blicken der Reisenden vorüber. — Dann kam Altona, Rainville und endlich Neumühlen, wo die Brigg mitten im Strom den Anker nochmals fallen ließ, um bis zur nächsten Ebbe liegen zu bleiben.

Es war ein betrübender Ankerplatz sowohl für den Kapitän, wie für den Passagier. Jeder ließ hier etwas zurück, woran sein Herz gewachsen war.

Schwarz blickte mit tiefem Schmerz nach dem kleinen Haus hinüber, wo man ihm das Herz so grausam brach, wo er ein anderes liebes Herz gefunden zu haben glaubte und endlich entdeckte, daß ein solches in der schönen Hülle, die es umgeben sollte, gar nicht existirte.

Nielsen sah ebenfalls nach jenem kleinen Haus, in dem er geboren worden, das sich seiner Phantasie so oft lebhaft vorgestellt, als er im fernen Ocean eine Basthütte unter Palmen bewohnte, — wenn er dort mit den Insulanern tagelang im blauen Meer umherschwamm, — nach dem er sich zurückgewünscht, um seine alten Tage darin zu verbringen; — wo er in der letzten Zeit jeden Baum und Strauch liebevoll gepflegt und erst vor Kurzem Alles neu und glänzend angemalt hatte. — Ein widriges Geschick riß ihn aus diesem behaglichen Platz, in dem er den Winter beim warmen Ofen und dampfenden Grogglas mit den Nachbarn verträumte, um dann den Sommer am sonnigen Strand, in der herrlichen Elbluft zu verlungern und nebenbei den Sommergästen die Wohlthat einiger unverzollten Lebensbedürfnisse zu verschaffen.

Es ist ein ander Ding, wenn man, von jugendlicher Wanderlust getrieben, die Stätte der Heimath hinter sich läßt und der blauen Ferne zustrebt, um, wenn man sie erreicht und die Bläue geschwunden, weiter hinauszustreben in andere Fernen, wo der Himmel auf der Erde zu stehen scheint und doch wieder so unerreichbar hoch oben ist, wenn man hinkommt.

Die innere Macht starker Wissens- und Wanderlust zieht uns dann hinaus und läßt uns das Herumbalgen mit dem Leben als ein Vergnügen erscheinen, welches den Reiz der Wanderschaft erhöht.

Anders aber zeigt sich die Wanderung, wenn uns ein widriges Schicksal aus dem ruhigen Kreis unserer Häuslichkeit und der Freunde reißt, und uns in eine unbestimmte Ferne treibt. — Dann blicken wir kummervoll hinter uns und setzen zögernd den Fuß vorwärts, nicht gezogen von der Lust, sondern getrieben von der Nothwendigkeit.

So auch unsere beiden Reisenden. — Nielsen ging auf dem Verdeck hin und her, bis die Sonne hinunter war. Dann stieg er in das Boot und ließ sich nach dem Strand rudern. Er beabsichtigte, in sein Haus zu schleichen und dort das ihm von Kern anvertraute Packet zu

holen, um es dem jungen Schwarz zu übergeben, da er dies für besser hielt, als es zurückzulassen.

Er wußte nicht, wie sehr es Stubborn betraf und Trick interessirte, und hatte nur die Ahnung, daß es nicht dort bleiben dürfe.

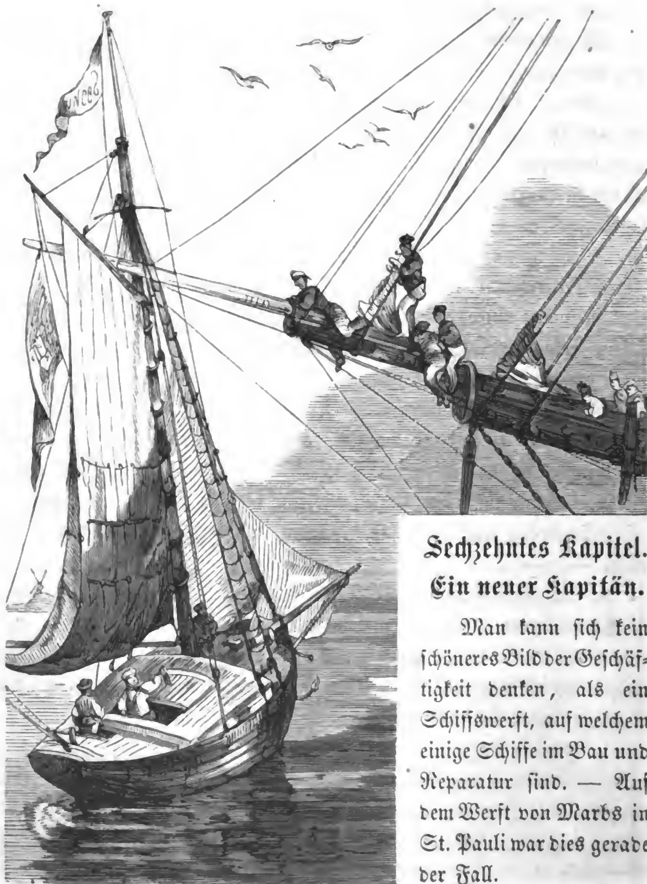
Als er sich durch die Büsche schlich, um sein Haus zu erreichen, bemerkte er, wie dasselbe von Zollbeamten umstellt, und es unmöglich war, unbemerkt hineinzukommen. Er mußte zu seinem großen Verdruß wieder in das Boot steigen, wollte er seinen Feinden nicht in die Hände fallen.

Nielsen ging auf seinen Ewer und hielt eine lange Conferenz mit seinem Matrosen, den er beauftragte, nach dem Packet an einem gewissen Ort zu suchen und es dem Ernst Schwarz zuzustellen, sobald er zurückkäme. Dann nahm er Abschied von seinem treuen Mann und ließ sich nach der Brigg zurückrudern.

Hier traf er Stubborn und Trick, die ihn zur Eile mahnten, da die Ebbe eben eingetreten war. — Die Ankerwinde schickte ihren taktmäßigen Klang wieder über den stillen Strom, das Schiff trieb hinab und verschwand im Abenddunkel, wie eine verbleichende Erinnerung.

Stubborn und Trick saßen stumm in ihrem Boot und sahen ihm nach. — —

„Ein Geschäftchen. — Ein sehr gutes Geschäftchen. — — Zwei Fliegen mit einer Klappe," murmelte Trick, indem er seine Borsten auf eine kannibalische Weise gegen den Strich kehrte und sich dann die Hände rieb, daß die Fingergelenke knackten, wie eben so viele Gewehrhähne, die er gegen irgend Jemand aufzog.



Sechzehntes Kapitel.

Ein neuer Kapitän.

Man kann sich kein schöneres Bild der Geschäftigkeit denken, als ein Schiffswerft, auf welchem einige Schiffe im Bau und Reparatur sind. — Auf dem Werft von Marbs in St. Pauli war dies gerade der Fall.

Ein großes Barkschiff ward soeben auf die Helgen gezogen, um neu gekupfert zu werden. Man hatte die höchste Fluth abgewartet und als diese eingetreten, ein paar hundert theerbeschmierte Männer, welche sich instinktmäßig zum Aufziehen hier einfanden, an die Schiffswinden gestellt, durch die der Koloß aus dem Wasser gezogen wurde.

Die Getheerten begannen denn auch die Winden in höchster Gemüthsruhe und ohne besondere Eile herumzudrehen und zogen das Schiff langsam aber sicher, es mochte nun wollen oder nicht, auf das Land, wo es nach ein paar Stunden so fest und trocken stand, als hätte es ein Riese zum Spielzeug für seine Kinder hingesetzt.

Die theerhosigen Fremdlinge konnten nun gehen und gingen auch. Sie stiegen die schmale Treppe hinauf, welche nach St. Pauli führte und welche durch einen Mann mit einem Geldsack noch schmaler gemacht ward, was sich die Theerhosigen jedoch gern gefallen ließen, da Jeder vier Schillinge in die ausgestreckte Hand gezählt erhielt, welche ihren Weg sofort zu Kiel fanden, um dort in Kümmel angelegt zu werden.

Als das Schiff festgestellt war, gingen die Zimmerleute wieder an die neugeborene Brigg zurück, welche sie wegen des Aufzuges verlassen hatten. — Stand das ältere Schiff stattlich mit allen Raaen, Spieren und Stangen hochaufgerichtet in der Luft, so sah dagegen das neue wie aus dem Ei geschält. In schönen feinen Linien schwang sich der Rumpf an dem Kiel hin. Die Biegungen der Planken waren so gleichmäßig und zierlich, daß man mit Bewunderung diese feine Arbeit bei den Riesendimensionen und starkem Material betrachten mußte, die der unserer Zimmermöbeln fast gleich kam.

War der Rumpf des neuen Schiffes noch glatt wie Papier, so sah dagegen der des Meerwanderers sehr rauh aus. — Das grüne Kupfer hing in Fetzen und Stücken umher und unzählige Bohrmuscheln hatten sich daran festgesogen, so daß es wie mit weißen Blumen bewachsen erschien.

Was für rauhen Begegnissen es außerdem auf seinem Weg ausgesetzt war, zeigte sich am Vorsteven, wo sich eine Gruppe Männer versammelte, die mit Verwunderung das zwei Ellen lange Horn eines Schwertfisches betrachteten, welches quer durch zwei Kupfertafeln und ein zwölf bis vierzehn Zoll starkes Eichenholz gerannt und abgebrochen festsaß*).

Außer den beiden großen Schiffen lagen noch eine Menge kleinerer Fahrzeuge auf dem Werft umher. Hier ward einem Boot eine neue Planke eingesetzt, während ein Mann auf dem Bauch eines anderen saß und getheertes Werg zwischen seine Planken klopfte, worauf ein zweiter mit einem Theerkessel kam und die Fugen überstrich. — Dort saß ein Lehrjunge als junger Künstler und malte ein neues Boot mit Oelfarbe an. Inwendig strohgelb und außen schwarz, wobei er manchmal etwas zurück trat und den Kopf zur Seite neigend sein Kunstwerk betrachtete.

Auf einer anderen Stelle standen einige Rundholzmacher und bearbeiteten die Masten und Raaen des neuen Schiffes, welche aussahen, als könnten sie durch nichts in der Welt zerbrochen werden.

Zwischen allen diesen Gegenständen lagen frische helle Holzspäne, die ein alter Seehund zusammen suchte, um sie unter den Pechkessel zu stecken, der für alle Fälle den ganzen Tag kochte und dampfte.

Ganz am Wasser lungerten einige verrostete riesenmäßige Anker und warteten seit Menschengedenken auf Jemand, der sie gebrauchen könnte. Da aber Niemand kam, und sie zum Stehlen zu schwer waren, so blieben sie ruhig liegen und versuchten nach und nach in die Erde zu kriechen, was ihnen auch recht gut gelang.

---

*) Kapitän Groth, von der Brigg Herrmann, schenkte solches Horn dem Museum in Hamburg. Dasselbe ward mit dem Holz aus dem Vordersteven gebohrt, wodurch es der Schwertfisch, auf der Fahrt von der afrikanischen Küste nach dem Canal, gestoßen. — Wie dies möglich war, ist unbegreiflich, da schwerlich eine Büchsenkugel, auf zwanzig Schritt abgeschossen, durch den halbelligen Eichenbalken gedrungen wäre.

In ihrer Nähe stand ein kleiner Kutter. Ein dickköpfiges Ding, welches das Aussehen eines fetten bösen Mopses hatte und an seinem Spiegel den Namen: „Der Seehund" trug. Das Fahrzeug war etwa dreißig Fuß lang und acht breit, enthielt zwei kleine Kajüten und war bis zum Steuer verdeckt.

Was würde Madame Wöllers gesagt haben, wenn sie ihren Mann gesehen hätte, wie er um das schwarze Ungethüm schlich, unter seinen Bauch kroch und jede Planke aufmerksam betrachtete. — Wie er an die Planken klopfte und zwischen Wind und Wasser mit dem Taschenmesser hineinstippte, um zu sehen, ob sie verfault seien oder nicht. — Wie Meister Wöllers auf das Verdeck kletterte, das Steuer bewegte, an den Tauen zog und die Ankerkette herausholte und durch das Klüsenloch laufen ließ. — Wie er dann in die Luke stieg, schmunzelnd in der Kajüte saß, sich auf der Schlafstelle ausstreckte, oder in die Vorderkajüte kroch und bei dem kleinen Ofen kauernd in Gedanken Grog kochte und sein eigner Wirth und Gast war.

Welcher Schreck würde sie erst erfaßt haben, wäre sie ihrem Manne gefolgt, wie er endlich mit dem Kutterbesitzer nach St. Pauli hinaufstieg und in dem Keller von Prieß, an der Ecke der langen Reihe, verschwand, wo er bei unzähligen Grogs den Kutter um die Summe von sechshundert Mark an sich brachte.

Mehr aber, als über das schwimmende Ungethüm, welches unter seinem Verdeck alles Mögliche bergen konnte, würde die Meisterin über die tollkühnen Pläne erschrocken sein, welche ihr Herr Gemahl mit diesem Fahrzeug ins Werk zu setzen beabsichtigte. — Meister Wöllers, welcher über seinen Handel entzückt und durch verschiedene Gröge unendlich heiter gestimmt war, setzte seinen Strohhut stark auf den Hinterkopf, wie dies die Seeleute in guter Laune gewöhnlich thun. Dann stieg er die Kellertreppe hinauf, steckte die Hände tief in die Hosentaschen und studirte die Windrichtung.

„Süd-Ost“, murmelte er, blieb dann stehen und legte den Finger tiefsinnig an die Nase. — Es waren zwei Sachen, die ihm Kopfzerbrechens machten. Erstens, ob er sich jetzt Rheder oder Kapitän nennen sollte und zweitens, ob es bei dem günstigen Wind nicht gerathen sei, sofort in See zu gehen, über den Canal nach der Themsemündung zu steuern und eine Spazierfahrt nach London zu machen.

Er faßte den Entschluß sich Kapitän zu nennen und überlegte, ob er nicht gleich zum nächsten Schlafbaas gehen, oder im grünen Jäger Mannschaft für sein Schiff „heuern“ sollte. Es fiel ihm jedoch noch glücklicher Weise ein, daß er eigentlich keinen Platz für dieselbe hatte und daß die Matrosen einen horribeln Appetit nebst Durst zu haben pflegen, wozu noch ein Gehalt von 15 Thalern monatlich kommt. Er glaubte es vor der Hand auf die Art versuchen zu können, daß er als Kapitän und Steuermann, und Chrischaan als Mannschaft, Koch und Schiffsjunge den Dienst versorgten.

Da er sich einmal im Bereich der Schiffsbedürfnisse befand, so ging er zu einem Händler, welcher stets gebrauchte Schiffsutensilien in Vorrath hielt. Indem er das Lager von Ketten, Blöcken und Tauen mit Kennerblicken übersah, fiel ihm ein großer Schiffskompaß mit Balanceringen auf. Ein Inventarstück, welches er auf dem Kutter vermißt hatte und nun sofort erstand, nachdem er es etwa hundertmal rund umgedreht, um sich zu versichern, daß die Magnetnadel auch wirklich ihre Pflicht thue und hartnäckig nach Norden zeige.

Hierauf entdeckte er unter verschiedenen Papierrollen eine Nordseekarte, deren Richtigkeit er mit sehr weiser Miene prüfte, obgleich er durchaus nicht herauskriegen konnte, zu was die verschiedenen Kreise in der Gegend der Leuchtthürme dienen sollten, wodurch die Lichtgrenzen angezeigt werden. — Da er auch eine Karte des Mittelländischen Meeres fand, so erstand er auch diese, denn es war ja leicht möglich, daß er Lust bekäme, um Spanien herum durch die Meerenge von Gibraltar eine kleine

Tour nach Neapel und Sicilien, vielleicht auch nach Konstantinopel zu machen.

Mit dem Kompaß und den Karten unter den Armen verließ er den Laden, indem er der festen Ueberzeugung war, daß es nun in seiner Macht stände, irgend eine Küste der Nordsee oder des Mittelmeeres nach Belieben „anzulaufen“. — Eben im Begriff seine Einkäufe nach Haus zu tragen, fiel ihm ein so schrecklicher Gedanke ein, daß er beinahe Kompaß und Karten fallen ließ, und augenblicklich erschrocken still stand.

Er dachte an seine Frau. — — —

Es giebt viele Ehemänner, denen nichts Schlimmeres einfallen kann, als „ihre Frau“. — Wöllers gehörte, wenn es die Nautik betraf, zu ihnen, obgleich er sich sonst nicht besonders über seine Hälfte beklagen konnte. Sie wollte im gewöhnlichen Leben, wie jene Schiffersfrau im Märchen, und alle anderen in der Wirklichkeit: nur gern Papst sein und war ein kleiner Lindwurm. Dem Seemann Wöllers gegenüber, schwoll sie jedoch stets zum grüngeschuppten feuerspeienden Höllendrachen an, denn er entzog sich auf dem Wasser aller Controle, ohne die ein guter Ehemann seiner Gattin gegenüber doch nimmermehr sein kann und darf. — War ihr ein offenes Boot schon als ein höchst verderbliches Emancipationswerkzeug erschienen, was konnte dann erst mit einem verdeckten Fahrzeug geschehen, mit zwei Kajüten, Ofen, Schlafstellen und Proviantäumen, worin leichtsinnige Ehemänner sich Wochen lang in unbestimmten Gegenden, ohne jede Beaufsichtigung herumtreiben konnten! — An diesen Punkt hatte der gute Meister bisher gar nicht gedacht und bereuete nun fast, den Handel abgeschlossen zu haben.

Seine Frau durfte vor der Hand nichts von seiner Stellung als Rheder und Kapitän erfahren, das stand fest. Er mußte ihr die Sache erst nach und nach beibringen und deshalb die beiden nautischen Gegenstände nicht blicken lassen, da sonst die Meisterin sofort Wasser gewittert

und vermittelst des Kompasses bald auf den Cours des Kapitäns gekommen wäre.

Da stand der gute Wöllers und war trotz Kompaß und Karte unschlüssig, welchen Strich er segeln sollte. In dieser Verlegenheit tauchte an seinem Horizonte ein bekanntes Schiff auf, bei dessen Anblick er sofort wußte, auf welcher Höhe und Breite er sich befand und wohin er seinen Lauf zu richten hatte. — Gevatter Schünnemann war es, der beim Winde dahergesegelt kam und der sofort beilegte, als er Wöllers in Sicht bekam.

„Wie geht dat, oller Junge?“ fragte dieser und blickte verwundert auf den Seewegweiser. — „Was Düwel? gehst Du mit 'n Kompaß spatzeeren, daß Du Dich all widder nach Haus finden kannst?“ fragte er lachend.

„Nee Gevatter,“ antwortete Wöllers. — „Ick wees eben nich, wohin ick mit n Kompaß soll, un da is gut, dat ich Dich sehe.“ — Nun rief er dem Gevatter jene Zeit ins Gedächtniß, wo seine Selige noch lebte und wo er, Wöllers, manchmal den Sündenbock gemacht und ihm aus der Patsche geholfen hatte. Nach dieser Einleitung kam er auf die Antipathie der Meisterin gegen die Schiffahrt, und auf seinen Kutterhandel, und verlangte schließlich von Schünnemann, daß er vor der Welt und der Meisterin als Besitzer des Seehundes auftreten und denselben aus Gefälligkeit, und weil Wöllers die Führung verstände, an diesen verborgen sollte.

Schünnemann war gern bereit, die Maske als Kutterbesitzer vorzunehmen und versprach bei Wöllers zu erscheinen und ihn nebst der Familie für nächsten Sonntag zu einer Spazierfahrt einzuladen, wobei er alle Vortheile des Kutters herausheben und die Meisterin schon gewinnen wolle.

Vorläufig beschloß man für morgen eine geheime Probefahrt zu

unternehmen und versprach sich bei Eintritt der Ebbe am Pferdeborn zu treffen.

Wöllers trug indessen den Kompaß zu einem Klempner und ließ ein Nachthäuschen nebst Lampe dazu machen, damit er nicht genöthigt war, sich in finsterer Nacht wie die alten Phönizier nach den Sternen zu richten. Dann ging er nach dem Werft und bat, den Kutter am nächsten Tag in's Fahrwasser hinauszulegen und segelfertig zu machen.

Mit derselben Sehnsucht wie Meister Wöllers, erwartete Schnepfe den Anbruch des nächsten Tages. — Befand sich Wöllers in der Lage als Kapitän aufzutreten, so ward Schnepfe an diesem Tag Schiffsdoctor, welche Würde er vertragsmäßig bis Kuxhaven behielt, wo sein Amt zu Ende war, da die Auswanderer dann auch ohne ihn auf dem Meer gesund werden oder sterben konnten und Herr Senator Eiskuhl auf diese Art einen Doctor gewann, ohne seinen Barbier einzubüßen.

Der junge Mann freuete sich weniger über seine Anstellung, als die Gelegenheit, eine kleine Reise bis zur Mündung der Elbe zu machen. — Er stellte sich Hamburg, ehe er es kannte, stets als eine Seestadt vor, das heißt, als an einem Platz liegend, von wo aus man die offene See sehen könnte, und war nicht wenig verwundert, als er einen ganz gemüthlichen Fluß fand, der nicht viel größer war als in seiner Heimath und nur die sonderbare Gewohnheit besaß, bald hinauf und bald hinunter zu laufen.

Da Schnepfe, wie alle Binnenländer, ungeheuer begierig auf den Anblick der See war, so stieg er einmal auf den Süllberg bei Blankenese, indem er die Meinung hegte, daß man von da aus die See sehen müsse. Als er aber auch dort nichts als Fluß entdeckte, schöpfte er den Verdacht, daß Hamburg sich den Namen einer Seestadt unrechtmäßiger Weise angemaßt habe und daß Dessau dies mit gleichem Recht thun könne, wenn die Elbe nur tief genug wäre, um die Schiffe hinaufzulassen. — Er hatte unter solchen Umständen schon die Hoffnung aufgegeben, die See

in der nächsten Zeit zu sehen und war nun um so erfreuter über seine Stellung.

Der Südostwind, welcher Wöllers Anlaß zu so verwegenen Plänen gegeben, stand am Morgen des folgenden Tages immer noch und machte es möglich, daß das Auswandererschiff langsam gegen die Fluth ansegeln konnte. Der Wind ward jedoch schon bei Altona so schwach, daß man kaum merklich vorrückte, und schlief bei Neumühlen ganz ein, wodurch man genöthigt war den Anker fallen zu lassen, um nicht wieder rückwärts zu treiben. Nach einer kurzen Windstille, drehte sich aber der Wind gänzlich um und begann von unten herauf zu wehen, was das Schiff zwang liegen zu bleiben, da man der Sandbänke wegen nicht zu treiben wagte.

Meister Wöllers hatte sich nach dem Frühstück von zu Hause abgedrückt, nachdem er Chrischaan einen geheimen Wink zukommen lassen, auf den dieser gleichfalls unsichtbar ward. Am Pferdeborn fanden sie Gevatter Schünnemann auf einem umgekehrten Boot sitzen und warten. Der gute Mann hatte vorsorglich gedacht, und einige verheißungsvolle Flaschen nebst einer Papierrolle neben sich liegen, in der sich sehr schlecht eine Methwurst versteckte. Chrischaan ward sofort zum Bäcker geschickt, um Semmeln zu holen, und da Wöllers zwei Flaschen auf drei Mann für lächerlich, ja geradezu unnatürlich hielt, so mußte er auch noch einige Flaschen Wein mitbringen.

Draußen bei den Torfewern lag indeß der Seehund vor Anker und ward von Wöllers mit Entzücken betrachtet. Sobald Chrischaan alles Nöthige herbeibrachte, stieg man in ein Boot und ließ sich hinüber rudern.

Es war ein Mann vom Werft an Bord, der die Segel angeschlagen und Alles zur Abfahrt eingerichtet hatte. Da der Wind noch nach unten stand, so glaubte Wöllers allein fertig zu werden und schickte ihn an das Land, nachdem er ihm ein gutes Trinkgeld gegeben.



Der Anker ward nun aufgeholt, der Klüver aufgezogen und Wöllers steuerte mit wichtiger Miene an den Ewern vorbei, wo er nur zwei Mal anrannte und in Betracht der Umstände, für das Wasser, ziemlich wenig Grobheiten erhielt, was jedoch beim dänischen Wachtschiff nachgeholt wurde, dem er näher kam, als es die Besatzung für nöthig fand. Die Complimente fielen hier so reichlich aus, daß er mit Entsetzen daran dachte, was wohl geschehen sein würde, wenn er so unglücklich war dagegen zu treiben.

Sobald er dies Hinderniß passirt, wuchs ihm der Kamm und er wollte den großen Segel aufgezogen haben. Indeß Schünnemann und Chrischaan die dazu gehörigen Taue zu errathen suchten, trat die Windstille ein, und Wöllers legte sich vorsichtig an den Eisbrecher, der am Ende des Altonaer Hafens steht und an den der Seehund vom Strom geführt ward. — Er wollte hier den Eintritt der vollständigen Ebbe erwarten.

Es war schon sehr erfreulich, daß man so gut bis dahin kam. Wöllers fand die Unterbrechung ganz geeignet, um sie mit einem kleinen Frühstück auszufüllen und befahl die Gläser zu bringen. „Meester! Wir haben keine Gläser,“ schrie Chrischaan aus der Kajüte.

„Nun, das ist lange nicht so schlimm, als wenn wir keine Flaschen hätten,“ meinte Schünnemann. — „Trinken wir aus der Flasche.“

„Chrischaan,“ schrie Wöllers, „komm auf Deck, ich will Dir mal was sagen.“

Chrischaan kam aus der Luke und sah seinen Meister fragend an.

„Jetzt merke Dir ein für alle Mal,“ sprach Wöllers sehr ernst. „So lange wir an Bord sind, nennst Du mich nicht mehr Meister, sondern wie es sich gehört, Kapitän!! — Versteihst Du mich! oder soll ick Dir von wegen bessern Merkens eine Ohrfeige geben?“

„O nee Mei — — Kapitän! Ick will dat woll merken. — Aber wie is datt zu Haus?“ fragte Chrischaan zweifelhaft.

„Hm," brummte Wöllers. „Mir wird das nicht viel schaden, wenn Du mich zu Haus Kapitän nennst. — Wenn Deine Haare zu dick werden, dann man zu."

„Also auf dem Wasser Haue, wenn ich nich Kapitän sage, un auf dem Lande Haue, wenn ich Kapitän sage. — Es is nischt, wenn man zwei Geschäfte auf einmal lernen soll," sprach Chrischaan weinerlich, indem er in die Kajüte kroch.

Als die Ebbe eintrat, holte man nach vielem vergeblichen Ziehen an unrechten Tauen die Segel auf und trieb weiter, bis der Wind von unten kam und der Kapitän erklärte, es müsse gegen den Wind gekreuzt werden.

Das war recht gut, wenn nur die Mannschaft einen Begriff von diesem Manöver gehabt hätte. Wöllers selbst wußte nur so viel, daß er so nahe als möglich an den Wind halten und dann auf die andere Seite durchdrehen müsse, wenn das Fahrwasser dies nöthig mache.

Auf der freien Wasserfläche, die er abwärts vor sich hatte, ankerten nur wenig Schiffe. Auf der hannoverschen Seite lauerten jedoch eine Menge boshafter Sandbänke unter dem Wasser. Diese Gefahr kannte jedoch Wöllers vollkommen, denn er war mit seinem Boot gar zu oft dort aufgesessen, weshalb Gevatter Schünnemann stets mit einer Stange „peilen" mußte, wenn der Seehund dort hinüber kam, so daß man zeitig wenden konnte. Freilich gab es dabei Aerger genug, denn der dickköpfige Kutter mußte jedesmal mit einer Stange vorn herumgetrieben werden, aus freiem Willen ging er durchaus nicht über Stag. —

Auf der Neumühlner Seite ging es besser, denn dort kann man das Ufer bis auf zwanzig Schritte ansegeln und dann bequem wenden. — Wöllers glaubte hier aus aller Gefahr zu sein und begann sich mehr und mehr als Kapitän zu fühlen. Der boshafte Seehund zeigte ihm jedoch bald, daß er noch nicht sein Meister sei.

Wöllers war eben wieder über Stag gegangen, und zwar unter

einiger Verhöhnung der Neumühlner Eingeborenen, welche bemerkten, daß Schünnemann den Kutter vorn mit der Stange herum trieb. Er lief auf das andere Ufer zu und gab kaum auf das Auswandererschiff Acht, welches hier im Strom ankerte, denn er dachte weit hinter ihm wegzukreuzen. Das Wasser ward jedoch jenseits des Schiffes plötzlich so seicht, daß nur knapper Raum zum Wenden da war und man gerade auf das Auswandererschiff gerieth, dessen Bord mit hunderten neugieriger Köpfe besetzt war. Wöllers steuerte deshalb ein wenig mehr voll aufwärts, um oberhalb des Schiffes vorbei zu kommen. Er bedachte aber den Umstand nicht, daß ihm der große Schiffsrumpf den Wind wegnehmen könnte und ihn dann der Strom trieb, was auch so glücklich geschah, daß der Kutter gerade auf das Schiff los schwamm, dessen Klüverbaum durch die Wanten des Seehundes fuhr, worauf dieser daran hängen blieb, wie ein großer ungeheurer Strickbeutel am Arm einer Dame.

Für die Passagiere, besonders aber die Mannschaft des Schiffes, hätte auf diesem einsamen Ankerplatz nichts Angenehmeres passiren können, als die Sonntagssegler in einer solchen Verlegenheit an ihrem Klüverbaum hängen zu sehen. Ja einige Matrosen konnten sich das Vergnügen nicht versagen, auf das Bugspriet hinauszukriechen und sich die Sache aus der Vogelperspective zu besehen. Sogar der Kapitän und die Steuerleute kamen nach vorn und fragten, ob man vielleicht auf diese Weise mit nach Neuyork wolle, wohin das Schiff nächstens abging.

Wöllers verlor indeß kein Wort, sondern stieg, das rechte Mittel zur Erlösung aus dieser Lage kennend, in die Kajüte, von wo er eine Flasche Rum brachte, die er den Matrosen oben als Lösegeld anbot, worauf sie sich herbeiließen den Kutter loszumachen.

Zu diesem Zweck nahmen einige den Anker des Seehundes nebst einem großen Stück Kette in ihr Boot und ruderten damit stromauf, wo sie den Anker fallen ließen. Indeß hatten sich zwei Mann auf dem Bugspriet auf den Rücken gelegt und strampelten mit den Beinen gegen

den Mast des gefangenen Fahrzeuges, während die Anderen dasselbe an der Kette nach dem Anker hinzogen und auf diese Art freimachten. —

Der unglückliche Wöllers stand bei alledem wie ein Bild der Verzweiflung am Steuer und schaute wortlos nach dem Vordertheile des Auswandererschiffes, unter dessen vergnügten Zuschauern er jene beiden jungen Männer erblickte — Schnepfe und Bernhart — welche das Schicksal ausersehen zu haben schien, um stets als Zeugen seiner Niederlagen, zu Wasser wie zu Lande, zu dienen.

Meister Wöllers war so ergrimmt über diese Zeugenschaft, daß er den mäßigen Wind benutzend sofort umkehrte, wieder aufwärts steuerte und wenigstens den Trost mitnahm, daß ihm diese „pannigen Keerels“ nun nicht mehr auf der Elbe begegnen würden, da er sie für Auswanderer hielt.

Er brachte den Kutter ohne Unfall wieder an das Werft, wo er bis zum nächsten Sonntag liegen bleiben sollte, und ging dann nach Haus. Unterwegs schenkte er Chrischaan einen Thaler, wogegen dieser feierlichst versprechen mußte, das Geheimniß des Seehundes gegen die Meisterin zu bewahren. — „Sonst geht dat nich gut“, bemerkte Wöllers ahnungsvoll.

Siebzehntes Kapitel.

Der betrogene Vater.

Der alte rostige Wolf hatte seinen rostigen Keller auf einige Augenblicke verlassen, um zu Laarsen hinab zu steigen und ein paar Gläser Genever zu trinken. Er konnte sich dies erlauben, denn Herr Trick zahlte ihm einige Minuten zuvor eine ziemliche Summe für gelieferte Waaren.



Der alte Wolf erlaubte sich nach jedem Geschäftchen ein paar Gläser Genever, weshalb er eine ziemlich rothe Nasenspitze im Gesicht trug. Er machte es jedoch lange nicht so arg wie sein Kunde und Lieferant Takel-Jan, der Alles in Kümmel umsetzte. Wolf hielt, wenn man den Nachbarn glauben konnte, bereits nicht nur sein Schäfchen, sondern eine ganze Schafheerde im Trockenen.

Da er also nicht sein sämmtliches Vermögen in Genever anlegen wollte, so ging er bald wieder nach seinem Keller zurück. — Es hätte ihn einigermaßen wundern können, dort ein paar hübsche junge Mädchen zu finden, die doch gewiß keine rostigen Oefen, Kessel oder dergleichen kaufen wollten. Er wunderte sich aber nicht im geringsten, sondern setzte sich an die Kellertreppe und fragte: „Na, was sucht Ihr denn, Kinders?"

„Sind Sie Papa Wolf?" fragte die Eine lachend.

„Versteht sich! Ick bin de olle gute Papa Wolf," erwiederte er.

„Der immer von seinen Töchtern betrogen wird?" fragte die andere Dame.

„Ja, ja, die bösen Deerns führt mich immer hinters Licht," sprach Wolf mit einem Seufzer, bei dem die beiden jungen Damen in ein lustiges Gelächter ausbrachen.

„Wir suchen für Sonntag einen Vater und haben von der Braunschweiger Marie gehört, daß Sie ein sehr guter Vater sind," sprach die eine junge Dame dann.

„Ein armer betrogener Vater," seufzte Wolf.

„Na, wollen Sie also Sonntag unser Vater sind? Und was soll das kosten?" fuhr die Dame fort.

„Es ist kein Spaß so'n alter betrogener Vater zu sind. — Wenn man seine Töchter spazieren führt und ihnen een solides Sonntagsvergnügen macht, und se drückt sich hernach hintern Rücken mit ihre Liebhabers ab! — Das greift dat Vaterherz an. — Denn stah ick alter

betrogener Mann da ganz alleen und soll mich doch all widder mit was stärken, un meinen Jammer stillen! — Kinders, dat kann ick nich unter zwee Märk acht — freie Station, un een lüttges Taschengeld for die Zeit der Verlassenschaft thun! — Wenn ick's Euch dafür lasse, dann is et fast unterm Kostenpreis," erklärte Wolf sehr ernsthaft.

„Zwei Mark acht! — Gut, das wollen wir geben," bemerkte die Dame, „aber mit der freien Station, da möchten wir uns nicht einlassen. — Wir hatten vor vierzehn Tagen einen Vater, der trank auf der Uhlenhorst zwanzig Gläser Grog, und in belegten Rundstücken fand er gar keinen Grund. — Trinken Sie viel Grog?" —

„O nee," sprach Wolf. „Ick trinke lieber Punsch oder Madeira."

„Sooo" — sagte die junge Dame — „wir wollen Ihnen was sagen. Sie sind ein geiziger Vater und lassen uns draußen fasten. — Wir beklagen uns darüber und Sie werden dann Punsch oder Madeira trinken, ohne daß wir ihn zahlen."

„Aber das Taschengeld," forschte Wolf.

„Nun acht Schilling?" — —

„Warum nicht gar lieber een Sesling?" knurrte Wolf entrüstet. — „Unter een Märk nich for ne Million."

„Denn zwölf Schilling — Rabenvater!"

„Nun meinetwegen. — Wo gehn wir hin, Kinners?"

„Um sechs Uhr früh nach Billwärder. — Es ist ein Klubb draußen. Können Sie rudern?"

„Wird nicht arg sein. — Aber so so en Bischen. — Wollen wir zu Boot?" fragte Wolf.

„Wir werden zu Boot gehn. Unser lieber Papa wird uns fahren und es nicht recht können. Man wird ihm helfen und so weiter," erklärte die Dame.

„Soll ich 'n Boot besorgen und hier damit warten?" forschte Wolf.

„Thun Sie das Väterchen, was wird das kosten?“

„Das Boot für'n Sonntag, wenn ich es mir borgen soll, drei Mark und Schleusengeld, zwölf Schilling.“

„Hier sind zwei Thaler.“ — damit gab die eine Dame dem alten Wolf das Geld und beide gingen lachend fort. — Wolf stieg schmunzelnd die Treppe zum Wasser hinab und putzte sein Boot aus, um es am andern Morgen als geliehen zu verwenden. — Man sieht, daß das Geschäft als Vater nicht so übel war, abgesehen von den angenehmen Flüssigkeiten, womit leichtsinnige Verführer seine Wachsamkeit einzuschläfern suchten, und den moralischen Anstrengungen seinerseits, die Töchter zu hüten.

Der alte Wolf trieb eine Menge solcher Nebengeschäftchen, die ihm in der Regel weit mehr einbrachten als sein Hauptgeschäft und in der letzten Zeit eine solche Ausdehnung erlangten, daß er ernstlich daran dachte, sich für den Keller einen Gehülfen anzuschaffen. Er lauerte nur darauf, daß irgend Jemand vom Handelsstand ins Malheur komme, um bei ihm als Commis oder Hausknecht einzutreten.

Am Sonntagmorgen erschien denn Wolf auch ganz eines Vaters würdig. Er trug einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, der allerdings nicht ganz den Beifall des jungen Spickmann gefunden haben würde, ebenso wenig als der Hut, der einen etwas freimaurerischen Eindruck hervorbrachte. Eine zitrongelbe Weste und ein rothgeblümtes Halstuch waren jedoch sowohl modern als eines Vaters zweier Töchter angemessen. Zwischen zwei ungeheure Vatermörder hatte Wolf für diese Gelegenheit ein so liebevoll sorgliches Gesicht gesteckt, welches noch durch eine Brille staffirt ward, daß ihn seine rostigen Kunden nimmer erkennen konnten.

Sein Hauptinstrument für solche Gelegenheiten war jedoch ein sehr dicker, riesenmäßiger, vertraueneinflößender Regenschirm. Ein ungeheuerliches solides Wetterdach, welches, unter den Arm geklemmt, eine Art

moralischer Glorie um die ganze Figur verbreitete. Es war ein Futteral, in dem noch die gute alte Zeit verborgen lag. Eine Falle, in welcher die leichtsinnigsten Zweifler gefangen wurden, wie in den Entenkojen zu Sylt. — Ein Mann mit einem solchen Regenschirm mußte ein argloser guter Bürger und Vater sein, den ein aufgeklärter Jüngling unseres Jahrhunderts ohne Schwierigkeiten hinter das Licht führen konnte.

Dieser Schirm war nicht nur im Stande, eine Gesellschaft von zehn Personen gegen einen Wolkenbruch zu schützen, er konnte nöthigenfalls auch als Segel und Bootshaken dienen. Ja, er hätte aufgespannt und in den Grund gesenkt, sogar einen vortrefflichen Anker gegeben, der einen Dreimaster recht gut vor dem Sturm halten konnte.

Die jungen Damen waren erstaunt, als sie ihren Vater mit seiner Ausrüstung erblickten und gaben ihren Beifall zu erkennen. — Man stieg in das Boot hinab, wo Wolf den Vaterschirm sorglich im Vordertheil unterbrachte und sich dann, beide Riemen ergreifend, auf die Bank daneben niederließ, während die Damen den Steuerplatz einnahmen. Wolf ruderte nun mit ziemlichem Geschick durch den Hafen, wo ihm seine Vatermörder, und besonders die Brille, eine Sündfluth von schlechten Witzen einbrachten, denn eine Brille auf der Nase eines Rudernden ist in den Augen der Matrosen ein so seltsames Instrument, daß es nur von einem Paar Sporen an den Stiefeln eines Bootsmannes übertroffen werden könnte. Man fuhr bis zur Biller-Schleuse, durch die man in die Bille kam. Da noch keine Boote mit jungen Leuten passirt waren, so legte sich Vater Wolf gemüthlich in's Boot und ließ dies auf dem stromlosen Wasser schwimmen, indeß er eine Flasche entkorkte und eine Zigarre anzündete. Aus der Flasche goß er sich ein kleines dickes Portweinglas voll und nahm einen Morgentrunk, wobei er sehr bedauerte, daß die jungen Damen keinen Geschmack „so frühzeitig“ an Portwein fänden.

Sein Gesicht verlängerte sich allerdings etwas, als die Damen doch Geschmack daran fanden. Er war aber ein zu guter Vater, um etwas dagegen zu haben, daß sich die Töchter aus der Flasche bedienten. Nur blickte er oft nach der Schleuse, ob sie sich nicht bald öffnen und durch das Erscheinen der erwarteten Boote seine Flasche sicherstellen würde.

Endlich ward der Schleusenwärter sichtbar und drehte das Rad der Außenthüren. Wolf nahm die Ruder und fing, sobald sich die Binnenthore öffneten, an, auf eine sehr ungeschickte Weise im Wasser herumzupatschen. Als aber statt der erwarteten Seehunde nur ein harmloser Angelbruder erschien, legte er die Riemen ärgerlich nieder und ließ das Boot treiben. — Der gute Papa strapazirte sich noch vier Mal so ohne Noth, bis endlich die fidelen Seehunde wirklich in zwei Böten ankamen.

Papa Wolf patschte diesmal so ausgezeichnet ungeschickt mit den Rudern umher, daß er glücklich zwischen die Seehunde gerieth und an ihre Boote rannte. Wäre er allein gewesen, so hätte er eine gute Ladung Grobheiten erhalten. Als Vater zweier liebenswürdiger Töchter fand er jedoch die freundlichste Theilnahme und ward sogar bis zum Wirthshaus in das Schlepptau genommen. Wie er so der Mühe des Ruderns überhoben war, drehte er sich nach dem Boot herum, welches ihn nachzog. Er riß die Augen ungemein erstaunt auf, als er ein bekanntes Gesicht mit eben solchem Erstaunen auf sich gerichtet sah. Es war Herr Trick, der ihn mit einer großen Verwunderung betrachtete, die ihm die ganze Erscheinung Wolfs abnöthigte. Da er jedoch sofort einsah, daß Wolf die jungen Damen nicht zu seinem Vergnügen spazieren fahren würde, sondern irgend etwas im Hintergrund haben müsse, so kannte er ihn durchaus nicht, was Wolf stillschweigend acceptirte.

Am Wirthshaus angekommen legte man die Fahrzeuge fest und begab sich in den Garten, wo ein allgemeines Frühstück eingenommen

werden sollte. Vater Wolf, der alte Geizhals, wollte seine Töchter durchaus nur mit einem Glas Milch abspeisen, was unter den Seehunden allgemeine Entrüstung hervorrief, und wie die Damen richtig berechneten, eine Einladung zu Thee mit Rothwein zur Folge hatte, wobei andere angenehme Kleinigkeiten, wie Eier, Schinken, Caviar und Käse nicht fehlten.

Wolf war ein langer dürrer Mann, in dessen Leibe kaum Platz für eine mäßige Mahlzeit vorhanden sein konnte. Er sah aus, als müßten ihn zwei Semmeln zum Platzen bringen. Seine grauen Augen überflogen zwar prüfend die Vorräthe, der dünne wie zum Pfeifen gespitzte Mund verkroch sich aber dermaßen hinter der überhängenden Nase, daß keine Gefahr für den Frühstückstisch von seiner Seite zu fürchten schien.

Er zeigte im Verlauf des Frühstücks aber eine solche Schlingkraft, daß eine Boa Constrictor nach dreimonatlichem Fasten nicht mehr aufräumen konnte. Nachdem er sein Inneres mit unzähligen Schinkenschnitten tapeziert hatte, wandte er sich an die Eier, ließ nebenbei eine große Büchse Caviar verschwinden, schickte eine Partie Anchovis nach, die er mit dünnen Methwurstscheiben bedeckte, und fiel dann über einen großen Holländer Käse, in den er sich eingrub, wobei er etwa ein Quart Senf auslöffelte. — Wie viel Rundstücke er dazu als Emballage brauchte, konnte Niemand sagen, da ein Mann stets nach diesem Gebäck unterwegs war. Daß er Thee mit Rothwein bei solchen Anstrengungen zu dünn fand, war ihm nicht zu verdenken, er zog Thee mit Rum vor, und zwar in jener beliebten Mischung, die aus fünf Theilen Rum und einem Theil Thee besteht.

Die beiden jungen Damen, welche ihn als Vater anerkannten, sahen mit Entsetzen den Appetit Wolfs und dankten Gott im Stillen, daß sie auf seine Verpflegung nicht eingegangen waren. — Herr Trick fand aber ungemeines Vergnügen an der Sache, da er sie nicht zu be-

zahlen brauchte, und wartete mit Spannung auf den Augenblick, wo Wolf seiner Meinung nach platzen mußte.

Dieser gehörte jedoch zu den Leuten, deren einziges und alleiniges Eingeweide ein Magen zu sein scheint. Ein Magen, an dem ein Kopf zum Schlingen und Arme und Beine zum Fortbewegen angebracht sind. — Wolf hatte etwa so viel verschlungen, als die vereinigten Seehunde zusammen, aber er ward weder dicker noch ließ sein Eifer nach. Er sah genau so mager und hungrig aus als vorher und trank so viel Thee mit Rum, daß ihn dieser allein ausfüllen mußte.

„Wenn er nicht platzt, so hat er einen eisernen Ofen als Magen im Leibe," murmelte Trick verwundert, als sich Wolf endlich mit ungemeinem Behagen über den Bauch strich und eine Zigarre anzündete, worauf er sich in eine Laube zurückzog.

Herr Trick trat zu ihm und bat um ein wenig Feuer.

„Was Teubel machen Sie hier?" fragte er leise.

„Bin mit meinen Töchtern ein Bischen spazieren gefahren," entgegnete Wolf ruhig.

„Mit — Ihren — Töchtern?" — sprach Trick, sich erstaunt nach den Mädchen umblickend.

„Papa! Die Herren wollen fischen; dürfen wir mitthun?" fragten die Mädchen.

Papa machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wir stehen für die Sicherheit Ihrer Töchter," betheuerten mehrere Seehunde.

„Sie könnten ins Wasser fallen!" meinte Wolf besorgt.

„Wir bürgen für sie," schrieen die Seehunde.

„Nun, wenn Sie mir versprechen, meine Kinder wohlbehalten wieder zu bringen, dann will ich sie Ihnen anvertrauen," erklärte Wolf feierlich.

Die Seehunde schworen darauf und brachten die Töchter in die

Boote, aus welchen man angeln wollte, während Papa Wolf in einem angenehmen Verdauungsdusel in der Laube blieb.

Herr Trick setzte sich ihm gegenüber und fixirte ihn schweigend. — „Das sind also Ihre Töchter?“ fragte er endlich und schlug sich dabei an die Nase.

Wolf machte ein Auge zu und blinzte ihn mit dem anderen ungemein komisch an, worauf Beide nach den entfernten Booten blickten und dann in ein Gelächter ausbrachen.

„Denken Sie ein Geschäftchen mit den Seehunden zu machen?“ frug Trick.

Wolf ward aufmerksam und betrachtete Trick forschend.

„Haben Sie vielleicht schon ein Geschäft mit ihnen gemacht?“ erwiederte er.

„Geht nicht gut! — Werden bei mir kaum anbeißen. Trauen mir als Buchhalter und Disponenten nicht. — Es ist wirklich schade — ließ sich mit denen viel machen,“ klagte Trick seufzend.

„Sie wären aber der Mann,“ fuhr er fort. „Wollen Sie auf halb und halb eingehen? dann liefere ich Ihnen die Seehunde in die Hände.“

„Versteht sich,“ schmunzelte Wolf. „Ich werde nach Tische ein duhner betrogener Vater sein. Dann bringen Sie mich nach Hause, während meine Töchter nachkommen. — Wir besprechen die Sache unterwegs.“

„Gut! Was machen wir aber jetzt?“ fragte Trick.

„Spielen wir Sechsundsechzig,“ knurrte Wolf, indem er Karten aus der Tasche zog.

Herr Trick war einverstanden und die beiden Ehrenmänner begannen nun ein Spiel, worin jeder den Andern möglichst zu betrügen suchte, was die Sache ungemein interessant machte, da beide Parteien

mit doppelter Aufmerksamkeit spielen mußten, einmal, um zu betrügen, und einmal, um nicht betrogen zu werden.

Das Betrügen mußte für Trick einen eigenen Reiz haben, denn er würde zwischen zwei gleich einträglichen Geschäften auf keinen Fall das glatte ehrliche, sondern das gewählt haben, wobei er Jemand „über's Ohr hauen“ konnte. — Er betrachtete den Tag als verloren, an dem es ihm nicht gelang, einen kleineren oder größeren Betrug auszuführen, und wäre in Folge seines Talentes für diese edle Kunst in Amerika gewiß ein geehrter großer Mann geworden.

So sehr er sich aber auch Mühe gab, den alten Wolf zu „machen,“ es gelang ihm nicht. Er mußte mit Verdruß sehen, wie dieser harmlose Vater Thaler um Thaler gewann und ihn endlich ganz kahl rupfte, er mochte die Haare gegen ihn kehren und an die Nase klopfen wie er wollte, er war, als die Seehunde zum Mittagsessen zurückkehrten, total ausgesäckelt. Der alte rostige Bösewicht weigerte sich sogar, ihm zehn Thaler zu borgen, da dies gegen sein Prinzip sei, und so mußte sich Herr Trick an seinen Sclaven Müller um Geld wenden, damit er nach dem Essen weiter spielen konnte.

Das Diner war brillant. — Was Billwärder schaffen konnte, war vorhanden. Die unschuldigen Kinder Wolfs wurden von Galanterien, Blumen und Delicatessen bald erdrückt, während der gute Papa sie im wahren Sinne des Wortes herauszubeißen suchte und durch seine fabelhaften Leistungen bei Trick die geheime Furcht erweckte, daß er ihn einmal hinter den alten Ofen und Kesseln auffressen könne, wenn er gerade nicht genügend gefrühstückt habe.

Es gab keine gemüthlicheren Kerle als die fidelen Seehunde. Man mußte nur sehen, wie sie Papa Wolf mit Champagner begossen, wie sie Tempel Mosis mit ihm spielten und ihr Geld an ihn verloren, bis er nicht mehr wußte, wohin er es stecken sollte. Wie sie sich seiner Töchter annahmen, als er endlich total betrunken war und von Trick in

sein Boot geschafft wurde. Es waren ausgezeichnete noble junge Leute, die ihr Geld wie vollkommene Cavaliere wegwarfen, weil sie es so leicht wie diese fanden; welche den armen alten Vater Wolf ganz cavaliermäßig um seine Töchter zu betrügen trachteten, während sie selbst von diesen und dem guten Papa bei der Nase herumgeführt wurden. — Es war ein trostreicher Anblick, zu sehen, wie die Galanterie noch bei den jungen Deutschen zu finden ist, als die eine Dame weinend nach ihrer Uhr, und die andere nach ihrem Portemonnaies suchte, wie schnell sich Beide im Besitz mehrerer Portemonnaies und Uhren befanden und wie kindlich sie sich darüber amusirten, — wie Stelldicheins hinter dem Rücken des Papas verabredet wurden und wie unsinnig sich die fidelen Seehunde freuten, diesen alten guten Bürger so über's Ohr zu hauen. — Es war ein höchst ergötzlicher Anblick, diese Gesellschaft betrogener Betrüger zu sehen, wie sie mit vollen Segeln auf den Wogen der Genußsucht dahin steuerten und ein paar so erfahrene Lootsen wie Trick und Wolf gefunden hatten, die beim Nachhausefahren einen Plan zu ihrer Ausbeutung beriethen.



Achtzehntes Kapitel.

Elb-Strandrecht.

Takel-Jan kehrte von seiner Kundschafterfahrt nach Finkenwerder nicht ganz unzufrieden zurück, denn es war ihm gelungen, am Neumühlner Strand noch einige Taue und einen Segel, den ein sorgloser Sommergast im Boot gelassen, an

sich zu bringen, welches Letztere ihm besonders angenehm war, da er sehr nöthig eine Bootshose brauchte, in welche er diese Beute zu verwandeln dachte.

Da er nicht wagen durfte, die „gefundenen“ Sachen — denn Takel-Jan fand Alles, was eben irgendwo lag — in seine Wohnung zu bringen, weil ihn die Polizei sehr oft besuchte und sich neugierig in allen Winkeln umsah, so hatte er sich einen Schlupfwinkel als Geschäftslokal ausgesucht, der sehr bequem für ihn war, und wo Niemand eine Niederlage vermuthete.

In St. Pauli lag, unweit des Schiffspavillons, der halb verfaulte Rumpf eines alten Schiffes im Wasser und bildete eine Art Vorsetzen, wohinter kleine Boote u. dgl. ruhig Platz fanden. Das Verdeck dieses Wracks war theilweise abgerissen und das Innere voller Wasser, welches mit der Ebbe und Fluth stieg und fiel. Außerdem bewohnte es eine ausgebreitete Verwandtschaft von Ratzen, die hier höchst gemüthlich und ungestört lebten. — In diesem Lokal schwamm eine Art Floß, welches an der Seite so festgelegt war, daß Takel-Jan durch ein Loch von Außen, bei einer gewissen Fluthhöhe und hinter dem Duc d'Alben seine Beute unbemerkt hineinstecken konnte. In der Nacht oder in aller Frühe holte er sie dann wieder ab, um sie auf dem Landwege in die Stadt zu bringen, da die Polizei an allen Wasserzugängen scharf Wache hält, um das Verschleppen von den Schiffen im Hafen zu unterdrücken.

Takel-Jan trieb also mit seinem Boot unter den Bauch des Wracks und steckte, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, den Segel und die Taue nebst dem Netz durch das Loch hinein. Er hatte keine Ahnung, daß über ihm der schwarzhaarige Kopf des Judenjungen Jakob hinter der alten Schanzkleidung hervorlugte, wo er versteckt lag, um auf irgend Etwas zu lauern. Der Junge trieb sich seit einiger Zeit am Wasser umher und lag oft auf dem Wrack oder zwischen den Ewern versteckt. Er studirte vielleicht das Geschäft Takel-Jans.

Jakob zog seinen Kopf zurück, um ihn durch eine Lukenöffnung, die sich am Achtersteven im Deck befand, in den Raum zu stecken, wo er durch die Dunkelheit, welche hier theilweise herrschte, die weiße Leinwand des Segels schimmern sah. Sobald Takel-Jan fort war, stieg er vorsichtig hinab und untersuchte das Waarenlager, worauf er seinen Rückweg über das Deck nahm und dann schmunzelnd, mit einigen Tauen beladen, davonlief.

Takel-Jan ruderte nach dem Brodschrangen und bog von dort in die Deichstraße, wo er Herrn Trick aufsuchte und ihm meldete, daß die Schute in Finkenwerder am Deich festgeschlossen liege und jedenfalls eine Wache in der Plight habe. Er erhielt für diese Nachricht einen Thaler und ward an Wilm gewiesen, um diesen mit den Umständen bekannt zu machen.

Tags darauf saß Peter Wübbe in Finkenwerder vor seinem Haus auf einer alten Segelkiste und wartete auf die Fluth und einige Freunde und Nachbarn. — Das Haus lag auf dem Deich, unter dem die erwähnte Schute festgeschlossen war. Es bestand aus einem Erdgeschoß, welches aus Backsteinen und Holzwerk zusammengewürfelt hie und da ein Fenster zeigte, von denen jedoch keines dem anderen gleichsah. Die Hausthür war offenbar einst ein Schiffsverdeck gewesen, und in einer Planke derselben saß noch eines jener runden Gläser, die man Ochsenaugen nennt. Das Dach reichte fast bis auf Mannshöhe herab und war mit Rohr gedeckt. — Das ganze Gebäude sah aber gerade aus wie Peter Wübbe selbst und blinzte mit seinen paar Fenstern eben so verschmitzt und verwittert auf die Elbe, wie sein Besitzer.

Das Charakteristische am ganzen Gebäude war jedoch der Zaun. Ein Ding, welches eigentlich höchst unnöthig und überflüssig erschien, da es nichts einzuschließen gab. Derselbe bestand aus lauter Schiffstheilen, wie sie eben den Bewohnern in die Hände gefallen waren. Das Steuerruder eines Milchewers, so wie das Schwert eines Bremerkahns

bildeten die Grundbreter, welche von Bootsbuchten, Rippen und zerbrochenen Rudern gehalten wurden. Alte Faßdauben und Reifen halfen diese Theile verbinden, welche jedoch im Winter immer lockerer wurden, und oft gegen das Frühjahr ganz verschwanden, weil sie Peter Wübbe dann in seinen Ofen geschoben hatte. Da jedoch der Fang im Herbst sehr reichlich und der Winter mild gewesen, so fand sich noch ein ziemlicher Zaun vor, auf den jetzt ein Netz zum Trocknen gehängt war.

Als die Fluth aufzulaufen begann, kamen auf dem Deich einige Figuren in großen Schifferstiefeln langsam daher und steuerten auf Peter Wübbe zu.

Der Führer der Truppe war ein alter grauer Sünder, dessen wetterhartes Gesicht hundert Stürme ausgefurcht, und in dessen Krähenfüßen hinter den grauen Augen das Begehren nach Beute lauerte. In seinem breiten Maul, welches beim Anblick der Schute noch breiter wurde, stak eine Thonpfeife, in deren Kopf wiederum seine Nasenspitze stak. Er klapperte langsam, wie alle Wasserleute, in seinen weiten Stiefeln auf Wübbe zu und nickte zum Gruß mit dem Kopfe, wobei die Quaste seiner Zipfelmütze höchst komisch wackelte.

Peter Wübbe nickte wieder und fragte dann lakonisch: „Na, wellt wi all nu?“

„Jau,“ grunzte der Alte.

„Du wirst dat Wort führen?“ sprach Wübbe.

„Jau!“ wiederholte der Stiefelmann.

„Hee kann dat wie'n Affekate,“ wandte sich Wübbe an die Uebrigen.

„Jau!“ klang es bewundernd aus Aller Munde.

„Denn wollt wi an Bord gahn,“ meinte Wübbe.

„Jau,“ nickten Alle und wandten sich, um den Deich hinabzustolpern und ins Boot zu steigen.

„Stopp!“ — knurrte der Alte. — „Hast Du nich 'n Lüttgen?“

Peter Wübbe sah sich etwas rathlos in der Gegend um. Er hätte gern nein gesagt. Aber die ganze Insel würde dann gewußt haben, daß er log. Er mußte gestehen, daß er einen Lüttgen unter seinem Strohdach barg.

„Na denn man rut mit,“ kommandirte der Alte.

„Jau,“ echote der Chor.

Peter Wübbe kratzte sich Einiges hinter den Ohren und holte dann eine sehr große Steinflasche heraus, zu der er ein sehr kleines Gläschen brachte, welches sich der alte Sünder ohne Gewissensbisse, aber zur stillen Verzweiflung des Eigenthümers fünfmal hintereinander vollschenkte und hinterstieß. Die Anderen folgten seinem Beispiel, so daß aus dem Lüttgen ein ziemlich großer, und die Flasche sehr erleichtert ward, worauf sich die Fischer mit ihren breiten Händen vergnügt über die breiten Mäuler wischten und in Wübbe's Fischewer stiegen, worin sie nach Hamburg hinauffsegelten.

Eine Stunde später hörte man im Comptoir bei Stubborn vor der Thür ein dumpfes Getrampel, worauf sich dieselbe öffnete, um sechs Finkenwerder einzulassen, die mit Herrn Stubborn zu sprechen verlangten.

Herr Trick kam eben aus dessen Zimmer und erkannte sogleich, um was es sich handelte, er kehrte sofort um und sprach einige Worte hinein. Dann strich er seine Haare gegen die Fischer und fragte sehr freundlich, was sie brächten. Bringen wollten diese nun eigentlich nichts, sondern etwas holen. Der alte Stiefelmann fragte deshalb sehr vorsichtig, ob man hier eine Schute vermisse. Er habe so etwas gehört.

„Vermissen wir eine Schute?“ fragte Herr Trick die Comptoiristen.

Da diese sich wahrscheinlich nicht darum gekümmert hätten, wenn

alle Schuten abhanden gekommen wären, so schüttelten sie mit den Köpfen.

Die Finkenwerder wußten jedoch zu gut, daß die Schute hierher gehörte und bestanden darauf, daß eine fehle und daß man ihnen, da sie dieselbe treibend gefunden, ein Bergegeld zahle.

Herr Trick schüttelte mit dem Kopfe und führte die Deputation zum Prinzipal, der ebenfalls nichts davon wissen wollte, daß ihm eine Schute fehle. „Gesetzt den Fall, daß es eine der unseren wäre, was wollt Ihr dann Bergegeld haben?“ fragte er endlich.

Die Fischer sahen sich einander an. Peter Wübbe gab dem alten Sünder einen kleinen Rippenstoß, der ihn beinahe unter das Pult warf und wodurch er ihm anzudeuten versuchte, daß er nun etwas für die „Lütgen“ thun solle.

Der Chorführer wickelte denn auch zum Beginn der Verhandlungen einen großen dicken Wollenshawl von seinem Hals und begann bedenklich:

„Jau! Dat is ne pannige Geschichte! — Wat meent ju?“

„Jau,“ bestätigte der Chor.

„Wi heeft veel Maleur mit de Schut hett. Erstens hett sich Claus Mertens den Arm by am Jisbrecher brochen, un muß tein Wochen liegen. — Dann is Nikel Hansen ins Wasser gefallen un hett das Fiber kreegen. — Ik heff mi mien Jacke total zerrissen und mien eschen Riem zerbrochen, und toletzt sin wi noch mit de Blankeneesers tosammen gerathen, und heeft uns mit se rum slagen müssen, sonst hett se de Schut genommen, un die hätten dann sonne Rechnung makt, dat Se de Hände übern Kopp tosammen slagen hätten. — Is et nich so??“ frug er seine Collegen.

„Jau!“ riefen diese entzückt über die Erfindungsgabe ihres Wortführers.

Herr Trick konnte dem Mann selbst seinen Beifall nicht versagen,

obgleich er wußte, daß jedes Wort erlogen war. Er klopfte einigemal an seine Nase und erkundigte sich dann freundlich, was nun die ehrlichen Fischer für ihre Mühe verlangten.

„Jau!“ sprach der Chorführer, dem bei der Leichtigkeit des Geschäfts der Muth wuchs. „Dat is ne böse Geschichte. — Unter son funfzig Thaler könnt wi dat nich thun.“

„Ich will Euch was sagen. Wenn es eine von unseren Schuten ist, dann will ich Euch zehn Thaler geben. Ihr müßt sie aber erst zum Ansehen an die Stadt bringen,“ sagte Stubborn sehr gleichgiltig.

„Zehn Thaler??“ — Ein solches Gebot den ehrlichen Fischern auf fünfzig zu machen, das war empörend. Der alte Finkenwerder stellte dies auch dem Kaufmann sehr eindringlich vor, und schwor hoch und theuer, daß sie es nicht einen Groschen billiger thun könnten und daß die Sache noch sehr durch die Wache vertheuert würde, die sie gegen die bösen Blankeneser halten müßten, weshalb er die Schute sobald als möglich auslösen möge.

Stubborn nahm die Sache jedoch sehr kühl und blieb dabei, daß ihn die Geschichte wahrscheinlich gar nichts angehe, welchem Glauben Herr Trick beistimmte. Er verlangte die Schute zur Ansicht nach der Stadt, welchem Ansinnen nachzukommen sich die Finkenwerder wohl hüteten und auf einer Auslösung bei ihrer Insel bestanden. Da sie weiter nichts ausrichten konnten, so gaben sie die großen Kosten der Wache nochmals zu bedenken und trampelten einigermaßen verblüfft ab.

Sie hatten das Comptoir kaum verlassen, als Herr Trick nach Wilm schickte, der zufällig im Speicher anwesend war.

„Die Finkenwerder waren eben da!“ sprach der Buchhalter.

„Hm!“ nickte Wilm. „Sie stehen noch vorn an der Brücke und berathschlagen. Wie viel wollten sie haben?“

„Fünfzig Thaler!“

„Fünfzig?“ — rief Wilm ergrimmt. „O! Gott — — — Die Spitzbuben sollte man doch gleich vitzliputzlien. Die Kerle sehen gar nicht so klug aus, als sie sind. — Hoho! Ich weiß aber doch Einen, der klüger ist als sie, und dann weiß ich noch Einen, der es billiger macht.“

„Herr Stubborn giebt zehn Thaler,“ bemerkte Trick.

„Und wie viel Flaschen Rum?“ ergänzte Wilm.

„Nun, ich denke, vier Flaschen Rum und vier Pfund Zucker nebst zehn Zitronen gäbe einen recht netten Kessel voll Punsch.“

„Laß mal sehen! Wir haben reinen Südwind und noch dritthalb Stunden Fluth. Wenn man — —“ Hier brach Wilm plötzlich ab und überlegte einen Augenblick. — Dann rannte er plötzlich ohne ein Wort zu sagen davon und verschwand.

Herr Trick klopfte sich äußerst vergnügt an die Nase und setzte sich dann an sein Buch.

Wilm lief in aller Eile nach dem Brodschrangen vor, und sah die Finkenwerder noch gerade in dem Weinkeller dort vor Anker gehen. Als er sie hier vor der Hand sicher wußte, lief er nach dem Wasser hinüber und warf einen schnellen Blick hinunter. Er sah ein paar befreundete Schutenführer unter dem neuen Krahn liegen und stieg die Treppe hinab.

„Jungens, habt ju Lust, fünf Thaler zu verdienen?“ frug er sie leise.

Ob sie Lust dazu hatten — welche Frage!

„Hat einer von Euch ein Segelboot?“

Es hatte keiner ein solches.

„Verflucht noch mal! — Das müssen wir haben,“ brummte Wilm und sah sich forschend um.

„He! Holla!! Jan! o hoi!!“ rief er plötzlich über das Wasser, denn er sah eben Takel-Jan, der von den Kajen herauf kam, wo er beim alten Wolf ein Geschäftchen abschloß.

Takel=Jan kam vorsichtig heran, denn er wußte nicht, ob die Schutenführer etwas vermißten, in welchem Fall er gewöhnlich Prügel von ihnen bekam, mochte er es nun haben oder nicht.

Auf die Frage, ob sein Boot zum Segeln einzurichten wäre, erklärte er, daß man es dazu nicht brauchen könne, da es flachkielig und nicht einmal ein Steuer vorhanden sei. — Wilm stampfte mit dem Fuße und fuhr sich verzweifelt durch die Haare. — Plötzlich schlug er sich vor den Kopf und that einen langen Pfiff. Dann fragte er:

„Sag' mal, Jan, sind wohl die Finkenwerder Fischewer gute Segler?“

„Die segeln alle, was möglich ist,“ gab dieser zur Antwort.

„Dat giebt n feinen Spaß,“ lachte Wilm. „Jetzt brauchen wir nur noch n Schlosser, der eine Kette loszumachen versteht.“

Takel=Jan erklärte schmunzelnd, daß man ihm jede Kette in der Welt zeigen solle; wenn er sie nicht losmachen könne, wolle er sie fressen.

„Gut, Jan. Die Kette soll Dein gehören. Das heißt,“ erklärte Wilm vorbehaltlich, „Du giebst uns einen Grog davon zum Besten. Jetzt hole schnell Dein Zeug zum Kettenlosmachen, denn mit den Fingern geht's doch nicht, und durchbeißen kannst Du sie auch nicht, weil Du keine Zähne mehr hast.“

Takel=Jan warf Wilm einen etwas verächtlichen Blick zu, und erklärte, daß er sein Zeug schon da habe. — Als wenn er erst Zange und Feile holen würde, wenn es irgendwo eine Kette loszumachen gäbe. Eine solche Nachlässigkeit ihm zuzutrauen, war fast beleidigend.

„Nun denn vorwärts! Wir sind fünf Mann. Habt Ihr Courage, eine Schute vom Deich in Finkenwerder zu holen?“ frug Wilm wie ein Feldherr.

Er konnte sich diese Frage ersparen, denn die Hamburger sind ein gesunder Menschenschlag, muthig, von raschem Entschluß und sehr zu

Gewaltthätigkeiten und Selbsthülfe geneigt. Mit fünf Thalern und dem Punsch im Hintergrund, hätten die fünf Mann ganz Finkenwerder erobert, wie Cortez vor Zeiten Mexiko.

Wilm hatte einen verzweifelten Plan gefaßt, um sich ein Segelboot zu verschaffen und darin hinab zu segeln, was mit dem Südwind sehr gut ging, während man dann mit demselben Wind und der Fluth schnell wieder herauf kommen konnte. — Er nahm seine Freunde in Takel-Jans Boot; diese hatten ihre Haken bei sich, als wollten sie in den Hafen, um ein Fahrzeug zu holen.

Man fuhr nach der Holzbrücke, wo die Finkenwerder Fischer gewöhnlich anlegten und wo sich Takel-Jan nach Peter Wübbe's Ewer erkundigte.

„Wat soll hee?“ fragte ein großer Junge, aus der Luke auftauchend.

„Du sollst gliek na Altona an den Fischmarkt rut kommen, mien gote Jung,“ sagte Jan mit ehrlicher Miene. „Spute Dich! Se warten all buten up Dich!“

„Herr Gott! Wie soll ik den Ewer gegen den Strom bringen!“ jammerte der Junge.

„Dat is ooch wahr!“ bemerkte Jan. „Dat hätten die dummerhaftigen Keerls bedenken sollen. — Na weeßt Du wat? Wir gahn nach Altona, um n Leichter zu holen, wenn Du den Herren hier n gutes Wort giebst, dann staken se Dich vielleicht rut.“

„Fallt uns gar nich in!“ schrieen die Schutenführer. „Wir werden die Jöhre spatzeeren fahren. Mach weiter. — Er mag sehn, wie er rut kommt.“

„O, Ihr seid doch hartherzige Kerrels — boshaftige — faule. — Ob dat Euch wat utmachte, wenn Ihr dem armen Jungen da rut helft, un ihm n Buckel voll Prügel erspart. — So thut dat doch!“ sprach Jan entrüstet.

„Nee!“ schrieen die Schutenführer.

„O, Ihr Bösewichter! Ick hätte Euch hernach mit n Glas Grog trakteert. — Nu sollt Ihr aber Wasser saufen!“ Mit dieser Drohung machte sich Jan fertig, weiter zu rudern.

„Halt!“ schrie Wilm. „Wat hest Du da von Grog segt? Wenn wir n Glas Grog kriegen, dann helfen wir n Jungen rut. — Komm, mien Jung.“ Damit kletterten die Schutenführer auf den Fischewer, banden ihn los, und hatten ihn im Binnenhafen, ehe der Junge noch die Sache recht begriff. — Es war eben noch ein sehr junger Finkenwerder, sonst würde ihn die Dienstfertigkeit der Hamburger mißtrauisch gemacht haben. — Er fand es auch gar nicht auffällig, daß man den Ewer gleich beim Blockhaus in die freie Elbe brachte und die Segel aufzog, um bis nach Altona zu segeln. Erst als man dort ankam und beim Fischmarkt vorbeilief, schrie er, daß dort der Fischmarkt sei, wo man landen müsse.

Der Mann am Steuer schüttelte aber mit dem Kopfe und behauptete, der Platz wäre viel weiter unten. Wie man jedoch beim Ende des Altonaer Hafens ankam und immer noch mitten im Strom fortsegelte, merkte er Unrath und erhob ein Zetermordio, wofür er von Wilm eine ungeheure Ohrfeige erhielt und in die Kajütluke hineingestopft wurde, als wäre diese ein Pfeifenkopf und er der Tabak. — Man berathschlagte jetzt, was mit dem Jungen anzufangen sei, damit er die Expedition nicht verrathe. Takel-Jan war für ein Pechpflaster auf den Mund, während Wilm vorschlug, ihn auf einer Insel auszusetzen, die vor dem großen Köhlfleth lag.

Diesen Plan führte man auch aus, und segelte dann direct auf Peter Wübbe's Haus los, wo die Schute jetzt flott schwamm.

Wübbe jun. lag in derselben auf der Plight und sonnte sich in aller Gemüthsruhe. Er hatte den Ewer schon längst bemerkt und erkannt, und zerbrach sich den Kopf, weshalb man Jemand auf der Insel

aussetze. Endlich besann er sich, daß dort Aalkörbe gelegt waren, wonach wahrscheinlich gesehen werden sollte. Wie der Ewer näher kam, ward seine Aufmerksamkeit von dem angehängten Boot so in Anspruch genommen, daß er die fremden Gesichter im Fahrzeug gar nicht bemerkte und sich ganz unerwartet gepackt und in die Plight geworfen sah, vor der man die Thür schloß und einen Pflock in die Krampe steckte.

Wübbe jun. war zwar im ersten Augenblick ganz verblüfft, erhob aber dann ein furchtbares Gebrüll in der kleinen Kajüte, weil er glaubte, er sei den Blankenesern in die Hände gefallen.

Takel-Jan hatte indeß einen Bund Haken und Schlüssel hervorgeholt und war damit auf den Deich gestiegen, wo er in aller Ruhe das Schloß öffnete, welches die Kette an einem Ring festhielt. Während diese in den Ewer gezogen ward, suchte sich Jan noch Einiges aus, was er zum Andenken an Peter Wübbe mitnahm und stieg dann mit großer Seelenruhe wieder in das Fahrzeug, an welches man die Schute band, in der Wübbe jun. immer noch um Hülfe schrie.

Mit dem günstigen Wind und der Fluth kam man sehr schnell aufwärts. Bei der Insel angekommen, auf die man bereits den Jungen ausgesetzt hatte, zog man Wübbe aus der Plight hervor und warf ihn etwas rücksichtslos an das Land oder eigentlich in's Wasser, denn er mußte erst ein Stück waten, ehe er festen Boden erreichte, wo er den Jungen fand und mit diesem vereint dem aufsegelnden Fahrzeuge ein furchtbares Wehgeheul nachschickte.

Die Flibustier langten sehr bald in Hamburg an und brachten die Schute in Sicherheit, während Takel-Jan die schwierige Aufgabe zufiel, den Ewer mit der letzten Fluth wieder nach der Holzbrücke zu bugsiren. — Er legte ihn deshalb erst beim Brodschrangen fest und schlich in den Weinkeller, um nach den Finkenwerdern zu sehen. Da er diese noch dort, und zwar in Erwartung einer zweiten Deputation, die man an Stubborn geschickt, fand, so trieb er still lachend nach dem Hopfenmarkt

hinauf und band den Ewer da an, wo er ihn vor ein paar Stunden weggeholt hatte.

Da Takel-Jan den Grundsatz: „Erst das Geschäft und dann das Vergnügen" befolgte, so ging er vor allen Dingen zum alten Wolf, wohin die Kette bereits gewandert war und kassirte den Betrag dafür ein. Als er das Geld in der Tasche fühlte, zog eine stille Befriedigung in seine Seele. Er hatte heute seiner Meinung nach ein ehrliches Werk ausführen helfen und mußte, zur Verwunderung der Vorübergehenden, manchmal laut auflachen, wenn er an die heimkehrenden Finkenwerder dachte. — Für die Kette waren zehn Mark eingegangen, dazu der Thaler Antheil. Wenn die Geschäfte so fortgingen, dann mußte Jan noch reich werden.

Der Punsch war schon im besten Gange, als er bei den Flibustiern ankam.

„Höre mal, Takel-Jan," sprach der eine Schutenführer zutraulich. „Ick will Dir wat sagen. — Meine Schute hat vorn een gelben und weißen Streif. Merk Dir dat mal."

„Und wozu denn das? Ich kenne sie schon," entgegnete Jan verwundert.

„Kiek, mien gote Jung! Du kannst so schön Schlössers aufmachen. Wenn aber eenmal een Schloß in meiner Schute aufgemacht ist, und mir was fehlt, dann ziehe ich Dir die Haut ab und mache mir eine Oeljacke daraus," erklärte der Schutenführer.

„Und meine Schute hat n schwarzen und weißen Streif. Wenn darin was fehlt, dann wirst Du gevitzliputzliet," fügte Wilm bei.

Takel-Jan trank ruhig seinen Punsch und meinte, seinem Schicksal könne Niemand entgehen.

Die Deputation der Fischer hatte indeß mehrere Stunden im Weinkeller gesessen und erfolglose Gesandtschaften nach der Deichstraße ge-

schickt, deren letzte dort geradezu hinausgeworfen ward, da man eben die Ankunft der Schute erfahren. Man beschloß deshalb, Stubborn und Comp. etwas zappeln zu lassen und die Wachgelder doppelt zu berechnen, erhob sich und stolperte nach der Holzbrücke hinauf, um wieder nach Haus zu fahren. Peter Wübbe mußte natürlich die Zeche bezahlen und war sehr ärgerlich, was er noch mehr ward, als er den Jungen nicht auf dem Ewer fand, der seiner Meinung nach in der Stadt herum lief. Da er nach einer halben Stunde nicht erschien, so fluchte Peter Wübbe fürchterlich und meinte, er solle sehen, wie er nach Haus käme, seine Prügel seien ihm sicher aufgehoben, worauf man sich auf die Fahrt machte.

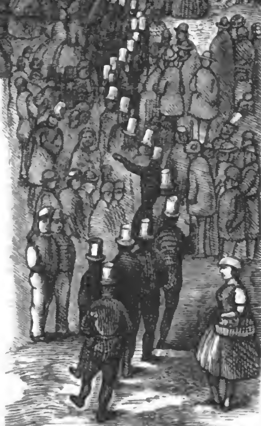
Wer beschreibt aber das maßlose Erstaunen der Finkenwerder, als sie, beim Köhlfleth vorbeisegelnd, auf der Insel Wübbe jun. und den vermißten Schiffsjungen wie zwei wahnsinnige Caraiben herumspringen sahen und um Hilfe schreien hörten; wie sie den Raub der Schute durch ihren eigenen Ewer erfuhren. — Es grenzte geradezu an Hexerei und war so ungeheuerlich, daß ihnen die Mäuler weit offen standen und sie nicht einmal „jau" sagen konnten. — Peter Wübbe starrte den Platz, wo seine Kette und die Schute gelegen, ungläubig an, und die Anderen schlichen sich mäuschenstill nach Haus. Sie hatten wenigstens keine Zeche bezahlt.

Am nächsten Morgen waren jedoch Alle wieder nach Hamburg unterwegs und trampelten in Stubborn's Comptoir, wo sie Herr Trick ganz verwundert fragte, was sie denn eigentlich wollten? — Der Chorführer beklagte sich bitter über die gewaltthätige Art, womit man sie behandelt und verlangte die fünfzig Thaler. Herr Trick behauptete, daß ihm niemals eine Schute abhanden gekommen sei. Die Finkenwerder beschworen aber das Gegentheil und gingen endlich auf vierzig, auf dreißig, zwanzig und zehn Thaler herunter. Da Herr Trick unerbittlich blieb und schließlich nicht einmal zwei und einen Thaler bezahlte, so baten sie in der Verzweiflung wenigstens um ihre Kette, von der natürlich Niemand

etwas wußte, und mußten endlich, zum größten Gaudium des Comptoirs, wie die begossenen Hunde abziehen.

„Dat nächste Mal, wenn wir all widder ne Schute fangen, setten wir se up den Kirchthurm,“ sagte der alte Sünder ingrimmig.

„Jau,“ meinte Peter Wübbe fast heulend. — Er bezahlte diesmal keine Zeche.



Neunzehntes Kapitel.

Die Rache der Juden.

Auf dem großen Neumarkt, über den sich ein fortwährender Strom des brausenden Geschäftslebens kreuzt, haben verschiedene kleine Geschäftsleute ihre Stände und Karren aufgestellt, mit denen sie in dem erwähnten Strome fischen. Bald geduldig wartend, bis der Fisch beißt, bald diesem mit Netz und Angel nachjagend.

Zu den geduldigen Anglern gehörte ein kleiner alter Jude, der hinter einem langen Tisch mit „optischen Waaren“, wie er sie nannte,

gleich einer großen Eule saß, denn seine starke Hakennase und ein paar thalergroße Brillengläser, die er zur Ehre des Geschäfts trug, gaben ihm ganz das Ansehen dieses Vogels, wie man ihn vor den Krähenhütten sitzen sehen kann.

Er war aber ein sehr freundlicher Uhu und hatte nicht im geringsten dessen grimmigen, verdrossenen Ausdruck, denn der Mund zog sich hinter dem Haken der Nase zum Lächeln in die Höhe, sobald nur jemand einen Blick auf die optischen Waaren warf. Besonders gegen Kinder war der kleine Uhu die Freundlichkeit und Langmuth selbst. — Unter den Schätzen, die er zum Verkauf ausgestellt hatte, befand sich ein Mikroskop von geblümtem Pappendeckel, mit einigen schwachen Versuchen von Vergoldung. Die Gläser saßen in hölzernen Schrauben, aber es waren doch wenigstens Gläser darin, während in einem großthuenden Messingrohr, welches sich auf drei Beinen daneben spreizte und that, als könne es Gott weiß was für entfernte Geheimnisse entdecken, nicht halb so viel Gläser zu finden waren, als hinein gehörten. Wer das Mikroskop in die richtige Stellung brachte und es beim Hineingucken nicht berührte, wobei es jedesmal zusammenrutschte, der sah den Flügel einer Fliege als Windmühlenflügel, oder das Bein einer Mücke als Pferdeschenkel erscheinen. Ein Kreis von Kindern umstand deshalb stets das Instrument und suchte in die Geheimnisse der Natur zu dringen, wobei der Uhu eine himmlische Geduld entwickelte, immer neue Objecte hineinschob, die unausbleiblichen Faustkämpfe wegen zu langem Hineinsehen schlichtete und schließlich den Floh zum Besten gab, der böse Jungen stach, wonach die bösen Jungen im Glas ein Thier erblickten, das sie mit Entsetzen erfüllte und im Stande war, sie mit seinem Stachel wie Schmetterlinge an die Wand zu nageln.

Der zweite optische Schatz, den der Uhu besaß, war ein Guckkasten, worin man die Schlacht bei Schumla, die Seeschlacht bei Navarin und dergleichen Sachen sehen konnte, die indeß Niemand mehr sehen wollte,

was für Rußland sehr ärgerlich war, welches sich doch vor kurzer Zeit bei diesen Gelegenheiten so viel Mühe gab. So sind aber nun einmal die Menschen. Sobald Frieden ist, vergessen sie die großen Kriegshelden und haben mehr Interesse für einen vergrößerten Floh oder einen Mückenflügel.

Neben dem Mikroskop lagen auf der Tafel auch noch einige Fernröhre wie geräucherte Aale nebeneinander. Sie gehörten offenbar zur Verwandtschaft des Mikroskops, denn ihre Röhren bestanden ebenfalls aus Pappendeckel. Der ehrliche Uhu hätte sie schon mehrmals an Matrosen verkaufen können, wenn er nicht so dumm war, sie selbst auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß er fürchte, sie würden auf der See naß werden und sich dann krummbiegen, was für ein Fernrohr allerdings nicht wünschenswerth ist. — Auch eine Art Rasirbecken war vorhanden, von dem der Uhu den stillen Verdacht hegte, daß es ein höchst gefährlicher Brennspiegel sei, weshalb er es, zur Sicherheit der umliegenden Häuser, bei Sonnenschein unter die Tafel steckte und zudeckte. Sonst war die Tafel mit Brenngläsern, Thermometern mit und ohne Quecksilber, und einer Sammlung von Brillen bedeckt, an der man die Geschichte dieser Sehwaffen von den ersten Anfängen studiren konnte. Da waren welche aus der alten guten Zeit, deren Messinggestelle sich recht gut als Fuchsfallen verwenden ließen, so solid waren sie gebaut, und so hartnäckig hielten die Bügel zusammen. Dann fanden sich eiserne Gestelle, offenbar für schwere Verbrecher gearbeitet, die verurtheilt waren, zeitlebens in Eisen zu schmachten. Dann gab es jene Horngestelle, die dem Gesicht der gutmüthigsten Alten das Ansehen eines Indianers geben, der die Kriegsmalerei angelegt hat. Da lagen halbblinde Brillen, denen ein Glas fehlte, welche ganz ohne Gläser — Gläser ohne Brillen, so zerkratzt, daß sie noch schlimmer als gar keine waren, kurz, die ganze Ahnenschaft der jetzigen Optik, von der die neueren Erzeugnisse, vorsichtig in einige Pappkasten verpackt, ihrer Käufer warteten, war vertreten.

Der Uhu genoß eben einen ruhigen Augenblick, denn der Floh hatte die Jungen zufriedengestellt und diese waren abgezogen, während der Optiker ein glänzendes Geschäft mit einem Torfschiffer machte, der ein Brennglas erstand und sich stark für eine Brille interessirte, nach welcher die Frau Schifferin Verlangen trug. Der kleine freundliche Mann bückte sich eben, um unter den Tisch nach dem Brennspiegel zu sehen, damit er kein Unheil anrichte, als er eine Hand auf seiner Achsel fühlte und, sich aufrichtend, seine Frau erblickte, die ihn mit besorgter Zärtlichkeit anblickte und warnend sagte:

„Cohn! Was bist de doch e verwegener, leichtsinniger Mann! De wirst Dich e mal anzünden hinterrücks selber mit dem bösen Dinge, oder De wirst anzünden n großen Neumarkt irgendwo, wo se's gar nicht können löschen. Schaffe doch weg des Ding und verkauf's an e Barbier, daß mer loswerden de Angst."

„Gott, was de Weiber ängstlich sind!" rief Herr Cohn lachend. „Is doch gewesen in Syrakus Einer, der hat gemacht solche Dinger zwei Stock hoch, und hat damit angezünd de feindliche Schiffe, als se noch sind gewesen von hier bis Kuxhaven. — Wenn ich nu machte solche Dinger."

„Ich würd's nich leiden, Cohn! — Ich würd's nich leiden!" rief die Alte voll Schrecken. „Gieb Dich nicht ab mit dem bösen Zeug und mit de Thärmemeters, wo ist drin giftiges Quecksilber. — Komm her, lieber Cohn, trink Deinen Thee und laß das gefährliche Zeugs stehen. — Gott, was ist doch vor e gewagtes Geschäft de Optikerei! — Hier ist Dein Butterbrot und Käse — Gott! leg's doch nicht bei de Thärmemeters, daß kein Quecksilber d'ran kommt und Du mer todt umfallst beim letzten Bissen."

Unter solchen sorglichen Aeußerungen hatte die Alte einen Haufen Brillen vor die gefährlichen Thermometer geschoben und setzte nun den Thee vor den Uhu, wozu sie das kleingeschnittene Brot mit dem hol=

ländischen Käse legte, denn Herr Cohn besaß nicht viel Zähne mehr, um von einem großen Stück abzubeißen, wobei ihm auch die Nase sehr hinderlich gewesen wäre. Der Alte lachte im ganzen Gesichte und begann einen Schmaus zu halten, über den seine Frau eine Freude empfand, die sie zu einer so schönen alten Jüdin machte, wie man sie nur selten sehen kann.

So saßen diese beiden Alten, inmitten des jagenden, lärmenden Geschäftsstromes, als ein Bild der Liebe und Zufriedenheit, wie es hier Niemand gesucht haben würde, bis ein Mann an den Stand trat und nach einem Vergrößerungsglas fragte.

„Gott! Herr Aron Hersch!" sprach der Uhu. „Wie geht's Ihnen? — Haben — Sie — sich — erholt —? Verzeihen Sie, aber ich kann mer nich halten 's Lachen, wenn ich mer Se denke, wie Se zu Haus kamen den Abend als alte Frau."

„Hören Se auf von der Geschichte," schrie Aron Hersch ärgerlich. — „Nur Geduld. Ich will den Butjes an der Alster schon die Unriepen noch riep machen. Ich habe schon meinen Plan. — Aber haben Se denn nich Gläser, die stärker vergrößern? Ich brauch se um zu sehen, ob Baumwolle im Zeug ist oder nicht."

„Wenn Sie mit mir kommen wollen zu Haus, da habe ich n paar feine Lupen, die machen n Zwirnsfaden so groß wie n Ankertau," sprach Cohn.

Aron Hersch war bereit mitzugehen und wandte sich eben mit dem Uhu, als dessen Frau rief:

„Cohn! Zank Dich nicht mit de Schornsteinfegers. Se sind heute wieder schlimm un haben mer erschreckt, denn als ich's Brot schnitt, ward es duster im Zimmer, und wie ich mer umsehe, da steht de Brut, und drückt an jeder Fensterscheibe Einer de Nase breit und steckt de Zunge raus. — Gott, was bin ich erschrocken!" —

„Ich werde se hauen! Ich werde se ferchterlich hauen!“ schrie Cohn zornig.

„Herr Hersch! Halten Se meinen Mann!“ bat die Alte erschrocken. „Sperren Se ihn ein und bringen Se mer n Schlüssel, daß er nicht mit de Schornsteinfegers anbindt!“

„Was ist denn das mit de Schornsteinfegers?“ fragte Hersch aufmerksam.

„Ach, die Brut macht mer's Leben sauer,“ lamentirte Cohn. „Wenn ich sitze und arbeite, dann stellen se sich vor die Fenster, stecken die Zungen raus, quetschen de Nasen an de Scheiben, bis se ganz breit sind, und schreien dann: hepp! hepp! wenn ich mit n Riedstöckchen raus fahre. — Es is ne gottlose Brut!“

„Wie kommen Sie denn dazu?“ forschte Hersch.

„Na, se wohnen leider hinten in meinem Hof,“ sprach Cohn.

„Hm — hm —“ machte Hersch. — „Zeigen Sie mir mal, wo sie stecken. Ich will mal mit ihnen reden.“

„Herr des Himmels, wagen Se sich nicht unter die Teufels!“ rief Cohn erschrocken.

Aron Hersch erwiderte mit Pathos: „Mer haben mit dem See gefochten, Freund, und ferchten uns vor keinem Alpenwasser!“

Der kleine Uhu sah ihn erstaunt an. Er wußte nicht, daß Aron den Tell von Schiller für zwei Schillinge beim Antiquar an der Ellenthorbrücke an sich gebracht hatte und sich auf dem besten Wege befand, ein Schöngeist zu werden, der seine Dichter recitirend zu Allem verwandte, wie es zur Zeit sehr Mode war und wofür besonders Shakespeare verarbeitet wurde.

Herr Aron Hersch wagte sich also trotz Cohn's Warnungen in die Höhle der schwarzen Rüpel und blieb dort so lange, daß ihn die Phantasie des Optikers schon als Leiche in einem Rauchfang hängend sah.

Endlich kam der Verwegene wieder, und schien sehr befriedigt von seiner Expedition zu sein. Er ließ dunkle Andeutungen von Triumphen fallen, die er mit dem schwarzen Chor über die christlich-germanische Kaufmannschaft zu erringen dachte, ließ aber Cohn sonst im Unklaren über das Geschäft, welches er mit der rußigen Gesellschaft vorhatte, und ging eilig mit der gekauften Lupe davon.

Er suchte jedoch keine Baumwolle damit, sondern begab sich in abgelegene Gassen und Höfe, wo die Schornsteinfeger-Quartiere lagen. Er hatte einen schwarzen Plan gefaßt, zu dem er schwarze Mittel brauchte. — Er suchte den ganzen Tag nach Schornsteinfegern und bestellte diese zur fünften Nachmittagsstunde an seinen Laden. Dann holte er die Judenschaft zusammen und es gab ein Drängen in der Elbstraße, und ein Flüstern und Wispern und Lachen. — Es ging etwas vor in Israel und die Stunde der Rache war gekommen, wie Aron Hersch zu seinen Jünglingen sagte, als er heim kam, worauf er recitirte: —

„Alles ist
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl ist der Boden unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt,
Und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.“

Am Jungfernstieg wogte gegen sechs Uhr ein Leben auf und ab, welches sehr verschieden von der eiligen Geschäftshetze war, in der sich bis dahin Alles drängte. Die christlich-germanische Kaufmannschaft gab sich dem ungeschmälerten Genuß des Kaffees und der frischen Alsterluft hin. Die „Unriepen“ glänzten nur auf christlichen Häuptern, denn die Judenschaft war seit der letzten Verfolgung unsichtbar geworden, oder nur in einzelnen schwarzhütigen Exemplaren vorhanden.

Heute aber fand sich zu Aller Erstaunen Herr Aron Hersch mit dem ganzen Stamm wieder ein. Auch der Stamm Levi war da, aber

Keiner hatte gewagt, einen weißen „Unriepen“ aufzusetzen. Dies war jetzt eine rein christliche Errungenschaft.

Herr Aron Hersch war wieder sehr laut. Als er in der Nähe einer Gruppe „Unrieper“ von Levi mit Ostentation gefragt wurde, weshalb er heute keinen weißen Hut trage, zog er die Augenbrauen in die Höhe und schrie —: „Gott soll mer hüten, wer ich doch mitmachen ne Mode von de Flecthkiekers und Essenkehrers!“

Der christlichen Kaufmannschaft stieg bei diesen Worten das Blut nach den weißen Hüten hinauf und Einige wollten eben etwas erwidern, als draußen auf dem Jungfernstieg ein Tumult entstand und ein ungeheures Gelächter sich vom Neuenwall daher wälzte. — Man stürzte hinaus und stand erstarrt von dem Anblick, der sich darbot, denn an die fünfzig Schornsteinfeger, groß und klein, kamen in einer Reihe daher, alle mit weißen Hüten, echten „Unriepen“, auf den Köpfen: ein Anblick, bei dem die christliche Kaufmannschaft fünfhundert Faden tief in die Erde hätte sinken mögen, denn gegen dieses Geschlecht gab es kein Auflehnen. Es blieb den Unriepen nichts übrig, als sich eilig davon zu machen, verfolgt vom Hohngelächter Israels und dem Spott ihrer schwarzen Verbündeten. Aron Hersch und seine Jünglinge behielten diesmal das Feld. Die Judenschaft war glänzend gerächt.



Zwanzigstes Kapitel.

Der Millionär-Eulenspiegel.

Kennt Jemand das Haus Schröpfer und Comp.? — Aber, wer sollte es nicht kennen! Streckt es doch seine Arme bis an die Quellen der Elbe aus. Greift es doch rechts bis an den Rhein und links bis an die Oder um sich, und muß ihm doch mancher Leser in die Hände fallen, mag es nun bei seinem Kaffee, Zucker, Thee oder Tabak sein. — Schröpfer u. Comp.! Weltbekannt in Colonialwaaren und als Millionär!

Schröpfer und Comp. war eben in großer Aufregung und beschäftigt, seinen ersten Hausknecht eigenhändig fortzujagen, weil dieser Leichtsinnige die Austerncolonie Nr. 18, welche gewöhnlich mit aller Mühe bis ziemlich Mitte Mai gehalten wurde, um als letztes Austernopfer zu so später Zeit noch einmal Furore zu machen, drei Tage ohne Eis gelassen und dadurch an den Rand des Verderbens gebracht hatte.

Schröpfer u. Comp. besaß nämlich die Gewohnheit, zwar dasselbe zu essen, was andere Leute auf ihre Tafeln brachten (unter „andere Leute" verstehen wir hiebei Millionäre), es mußte aber zu einer Zeit auf den Tisch kommen, wo es nur sehr schwer, ja fast unmöglich aufzutreiben war. — So verzehrte Schröpfer u. Comp. seine Kirschen im December, seinen Salat im Januar, und seine neuen Kartoffeln im Februar, wo er die Erdbeeren schon mit Geringschätzung behandelte und die jungen Schoten gar nicht mehr ansah. Wenn dann die Zeit kam, welche die gemeine Menschheit (ohne Millionen) sehnlichst herbeiwünscht, um sich an dem frischen Gemüse und Obst zu laben, war Schröpfer u. Comp. in Verzweiflung, denn dann hatte er beinahe nichts mehr zu essen und stellte Betrachtungen über die Versunkenheit der Menschen an, die seit der Römerzeit so schlecht geworden war, daß die Fischer nicht mehr in reißenden Strudeln fischen wollten, wie sie dies damals für die römischen Gourmands thaten, und daß ein hochweiser Senat wahrscheinlich nicht erlaubt hätte, die Muränen mit Hausknechten zu mästen, was ihnen einen besonderen Wohlgeschmack gab, wie die erwähnten Gourmands weiland behaupteten.

Um nun doch etwas zu thun, war Schröpfer u. Comp. auf die Idee verfallen, blos gut erzogene gebildete Austern zu essen und ihnen die rohen Seemanieren in süßem Wasser abzugewöhnen. Er hatte deshalb Elbbassins angelegt, in welche er die Austern auf die hohe Schule schickte. Der Cursus begann im August (leider war es unmög-

lich ihn in den Sommer zu verlegen), wenn der erste Transport Natives ankam, mit Oelfarbe als Nr. 1 auf die Schalen gezeichnet und in das Wasser gesetzt ward, wo er vier Wochen blieb, während jede Woche eine neue Folge, mit Nr. 2, 3 u. s. w. bezeichnet, dazu kam. — Da andere Menschenkinder gewöhnlich im März mit dem Austernessen aufhören, so hatte Schröpfer u. Comp. wenigstens die Genugthuung, es bis Mai auszudehnen, welchen Vortheil er so eben beinahe durch die Nachlässigkeit des Hausknechtes verlor, deshalb mit ihm in die Muränenteiche! — — — Doch nein, die Zeiten sind ja vorbei — deshalb ward er also weggejagt.

Aber nicht nur die Austern, oder vielmehr deren Hausknecht, machten Schröpfer u. Comp. das Leben sauer, auch mit dem Musiklehrer der Tochter vom Hause hatte er seinen Aerger, wozu noch eine Sitzung des Millionenclubs kam, dessen Mitglieder sich eben einfanden, während der weiße Portwein, wovon die Flasche vierzig Mark kostete, noch auf der Post war, was ihn jedoch nicht so alterirte, als daß der Claviervirtuos, den das Millionenkind doch des Anstandes halber als Lehrer haben mußte, die Stunde nicht unter einem Louisd'or geben wollte. Schröpfer u. Comp. war in Verzweiflung über das Ungeheuerliche einer solchen Forderung und konnte nicht begreifen, wo der Clavierspieler die Frechheit hernahm sie zu stellen. Das Millionenkind konnte aber nicht mit einem geringeren Lehrer vorlieb nehmen, was also in dieser Lage anfangen? —

Die Freunde und Mitglieder des Clubs, denen der furchtbare Umstand mitgetheilt ward, geriethen zwar alle in die äußerste Entrüstung über den Virtuosen, wußten jedoch auch keinen Rath, als in den sauren Apfel zu beißen und die Stunden wenigstens möglichst zu beschränken. — „Vielleicht monatlich blos eine“ — rieth Knausig u. Comp.

Als der Stand der Dinge so kritisch war, kam gerade der Makler Kirchhoff, Ehrenmitglied und Hofnarr des Millionenclubs, an. Dies

war der Mann, der vielleicht helfen konnte. Er wußte auch sogleich Rath und erbot sich, dem Fräulein Musikunterricht, die Stunde zu einem halben Louisd'or zu geben. — Freilich nicht auf dem Klapperkasten, sondern auf der Baßgeige, worauf er sie zu einer Ole Bullin zu machen versprach.

Da dieser Vorschlag zwar große Heiterkeit erweckte, jedoch nicht acceptirt ward, so gab Kirchhoff Schröpfer und Comp. den Rath, das Millionenkind nur jedesmal eine halbe Stunde nehmen zu lassen. Wenn sie dabei so klug wäre, die Tempos noch einmal so schnell zu nehmen und aus Viertelnoten Achtel, aus Halben Viertel machte, dann käme Alles wieder ins Gleiche und der Virtuos wäre geprellt.

Das war ein Vorschlag, der Anklang fand und die gute Laune des Clubs herstellte, welche dieser millionlose Virtuos beinahe aus dem Gleichgewicht brachte. Da der weiße Portwein noch ankam, so ward der Virtuos bald vergessen und ging in der Bewunderung des Weines unter. — Das war ein Tropfen, womit Schröpfer u. Comp. einen Triumph errang. Das floß wie Oel in die Gläser und machte die Millionäre die Augen zudrücken und mit der Zunge schnalzen, und wenn ein Millionär mit der Zunge schnalzt, dann muß er etwas besonders Gutes darauf haben. — Die zwei Dutzend Flaschen kosteten aber auch in Portugal am Platze tausend Mark ohne Postporto und Spesen, welche, da sie nur mühsam und einzeln im Lande aufzutreiben waren, wozu Schröpfer u. Comp. einen eigenen Reisenden zwei Monate lang herum schickte, auch so ziemlich tausend Mark betrugen. — Da es Schröpfer u. Comp. ferner gelungen war, den ersten Häringsjäger zu erwischen, auf den ein Commis des Hauses schon einige Tage in Kuxhaven lauerte und ihn bei der rothen Tonne abfing, wo er die sämmtlichen fünfhundert Stück neuen Häringe, welche er führte, das Stück zu ein Mark aufkaufte; — da diese Häringe Gnade vor den Millionären fänden, die zwar blos die Rücken herausschnitten, dadurch aber einen außergewöhnlichen Durst erhielten, so wurden die

zwei Dutzend Flaschen aus Portugal rein ausgeputzt, und es wäre beinahe Mangel entstanden, wenn der Wein nicht so stark gewesen, daß die Millionäre etwas Leichteres, nur für den Durst, verlangten, worauf für schwache Naturen Champagner und für die, welche noch aus ihrer früheren Stellung einen ungeschwächten Magen mit in den Millionärstand brachten, Sherry ankam.

Da das Thema über Kunst beim Virtuosen erschöpft war, so ward vom Geschäft gesprochen, wobei sich einige Rheder über die Ratzen beklagten, die in ihren Schiffen überhand nahmen. Man stritt über die besten Mittel dagegen, worauf eine Partei für Gift, die andere für Räuchern war.

Der Makler Kirchhoff machte dabei ein so geheimnißvolles Gesicht, daß man ihn fragte, ob er ein besseres Mittel wisse?

„Ich weiß nicht nur ein Mittel, sondern ich habe schon eins. — Kennen Sie die Whittingtoncramps, meine Herren?“ fragte Kirchhoff.

„Was ist das? — Gänzlich unbekannt. — Noch nie von diesem Artikel gehört,“ klang es durcheinander.

„Glaub's!“ nickte Kirchhoff — „hilft sicher gegen Ratzen, ist aber ungemein schwer zu bekommen. — Ich bringe jedoch übermorgen eine starke Probe davon an die Börse, womit Sie einen Versuch machen können.“

„In was besteht der Artikel und woher beziehen Sie ihn?“ fragte man den Makler.

„Ah! Das werde ich Euch gleich auf die Nase binden,“ sprach Kirchhoff pfiffig lächelnd. „Paßt nur auf, Kinder. Der Artikel wird ungemeines Aufsehen machen. Es war noch niemals etwas Aehnliches an der Börse, so viel kann ich behaupten.“

Man zerbrach sich den Kopf und suchte hinter die Sache zu kommen. Kirchhoff hielt jedoch sein Geheimniß fest und vertröstete auf übermorgen, was zur Folge hatte, daß man ihn am nächsten Tag schon

um das neue Ratzenmittel bestürmte und durch sein lakonisches „morgen“ nur noch neugieriger wurde.

Die Börse war lange nicht so gespannt gewesen, als an dem Tag, wo Kirchhoff Whittingtoncramps bringen wollte. — Man rieth über die Natur des Artikels hin und her, war jedoch im Ganzen darüber einig, daß jedenfalls ein Unsinn dabei mit im Spiel sein würde, wie bei Allem, was Kirchhoff unternahm, denn daß dieser als Leinwandsmakler plötzlich mit Rattengift handeln wolle, war zu auffällig. Etwas Neues, noch nie an die Börse Gebrachtes, sollte es auch sein. — Die Neugierde erreichte deshalb gegen ein Uhr den höchsten Gipfel, besonders als Kirchhoff noch nirgends zu finden war.

Endlich erschien er am Eingang, und ließ dann ein ungeheures Faß aus einer Schute herauf hissen und mitten auf den Börsenplatz kollern, wobei ein sonderbares Geräusch daraus erklang.

„Was wird es sein?“ war die allgemeine Frage — „Rattenmittel! — Klingt wie Glasscherben!“ — Die Börsenmänner, besonders die Rheder und Kapitäne, drängten sich um das Faß. — Die Makler stürzten herbei. — Die junge Kaufmannschaft machte von hinten lange Hälse und einige stiegen sogar auf die Bäume, um in den Kreis blicken zu können.

Kirchhoff setzte sich wie Bacchus auf das Faß und ließ die vorderen Reifen losschlagen und den Deckel herausnehmen, wobei er mit seinem Stock auf den hinteren Boden loshämmerte. — Die Vorderen steckten die Nasen beinahe in das Faß, fuhren aber entsetzt zurück, als der Boden losging und ein Haufen K a t z e n heraussprang, die durch Klemmen, in welche ihre Schwänze gezwängt waren, halb wahnsinnig gemacht, unter die Börsenleute fuhren, ihnen zwischen die Beine kamen, daß sie wunderbare Ballets aufführten — Hosen zerrissen — Hände und Gesichter zerkratzten und nachdem sie die Börse kopfüber, kopfunter gekehrt hatten, miauend in den nächsten Straßen verschwanden, wo die Bewohner mit

Verwunderung die wilde Jagd betrachteten, denn die eben promenirenden Hunde nahmen sich der Sache an und rannten bellend hinterher.

Kirchhoff saß aber brüllend vor Lachen auf der leeren Tonne und die Börse lachte mit, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen. — Die Hamburger sind ein joviales gesundes Volk und es fiel keinem Menschen ein, den Spaßvogel zur Rechenschaft zu ziehen. Selbst die Zerrissenen und Zerkratzten lachten mit. Spickmann sen. mit einem Kratzer über den Bauch brüllte für zehn Mann, und Vater Kühnmann, mit einer zerrissenen Hose, hielt sich vor Lachen an einem Lindenstamm fest. — Nur Stubborn stand am Wasser und blickte finster hinab.

Kirchhoff machte aber, als sich die Börse etwas beruhigte, glänzende Geschäfte. Die Millionäre waren stolz auf ihn. — Senator Eiskuhl bestellte allein fünf Stück der feinsten holländischen Leinwand, denn erst gestern war ihm wieder ein Hemd von dem unsichtbaren Schützen mit einem Theerpfeil vergiftet worden, und wenn dies so fortging, konnte Kirchhoff einen guten Kunden an ihm gewinnen.

„Kirchhoff! Sie sind ein göttlicher Junge," sagte ein Zehnfacher. — „Wie kommen Sie aber auf den Namen Whittingtoncramps?"

„Nun! Kennen Sie nicht die Geschichte von Whittington, der dreimal Lordmayor von London durch eine Katze wurde?"

„Ah! Hätte dabei an Katze und Klemme denken können," schrie lachend der Millionär.

„Kirchhoff, ich brauche zwei Dutzend Hemden, aber so was wie Sie da selbst auf dem Leibe haben. — Schaffen Sie mir welche," fuhr er fort.

„Mien goote Jung," sprach Kirchhoff bedenklich, „Du wirst Dich ruineeren! Das Dutzend von den Hemden, wie ich sie trage, kostet tausend Mark!"

„Mien goote Jung," entgegnete der Millionär. „Solch Lumpenzeug trage ick nicht. Da muß Baumwolle in sind. — Wenn Du mir

nicht das Dutzend für dreitausend Märk schaffen kannst, dann laß es bleiben."

„Du sollst Deinen Willen haben," sprach lachend Kirchhoff und notirte das prächtige Geschäftchen, wie viele ähnliche an diesem Tage, wo Alles in Hamburg entzückt über Kirchhoff war: — die Millionäre — die junge Kaufmannschaft — die Hausknechte — die Schutenführer — die Schornsteinfeger, welche die Katzen gefangen hatten — Alles schwärmte von Kirchhoff — Nur die Katzen, die er in eine so schändliche Klemme gebracht hatte, waren vielleicht die einzigen unzufriedenen Wesen in Hamburg.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein geheimer Schütz.



Die Jagd nach dem edlen Wild „Banko", nach dem die Hamburger einen solchen Appetit haben, daß sie es Tag für Tag genießen können, ohne den Geschmack daran zu verlieren, begann zu ruhen. Einige unermüdliche Jäger ausgenommen, welche auch die Nacht auf den Beinen waren, verließ die große Jägerschaar den Jagdplatz und drängte sich in aller Eile

nach dem friedlichen Herd, denn Eile wird dem Hamburger zur zweiten Natur. Er mag thun, was er will: er mag essen oder spazieren gehn, es geschieht stets mit einer Eile, als könnte ihm in der nächsten Minute etwas Wichtiges entwischen, Einer zuvorkommen, oder die Welt zehn Minuten eher untergehen, als das Geschäft gemacht wäre, was er stets zu machen bereit ist.

Jeder Bummler, der weder etwas zu verlieren noch zu gewinnen hat, kommt so eilig daher, als ob für ihn Zeit Geld wäre. Eine lächerliche Einbildung für Jeden, der Zeit genug hat.

Es giebt aber auch Leute, die niemals Zeit haben (obgleich auch kein Geld), die sich wirklich einbilden, Zeit wäre Geld, ihren ungeheuren Vorrath davon jedoch nur spärlich in klingende Münze verwandeln können und sehnlich wünschen, sie hätten Geld und keine Zeit.

Diese imaginären Keine-Zeithaber sind die schrecklichsten, widerwärtigsten Menschen. Elende Abklatsche und Karrikaturen der Amerikaner, thäten sie besser, dorthin zu verschwinden, als eine so dumme Phrase, wie „ich habe keine Zeit!“ in Deutschland laut werden zu lassen, denn diese Redensart ist eine Abscheulichkeit, welche sonst bei uns unbekannt war und nur erst aus Amerika eingeschleppt wurde.

Es giebt Menschen, die immer Zeit genug haben und dabei zehnmal mehr in ihrem Geschäft und nebenbei für Künste und Wissenschaften thun, als jene widerwärtigen Zeitgeizer, jene lächerlichen Narren, die sich blos abhetzen, um sich und ihrer Umgebung allen gemüthlichen Lebensgenuß möglichst zu verkümmern und schneller zum endlichen Ziel, zum Grabe zu kommen, als die, welche ruhig mit dem Zeitstrom schwimmen.

Vater Kühnmann hatte es gewiß weit gebracht und war stets auf dem Platze, wenn es etwas zu holen gab. Er hatte aber trotzdem immer Zeit — viel Zeit, und konnte in gelinde Wuth gerathen, sobald er jene amerikanische Phrase hörte.

„Ich möchte gern im Clavierspiel weiter kommen, aber ich habe keine Zeit dazu," sagte einst ein unvorsichtiger Commis in Kühnmanns Gegenwart.

Vater Kühnmann fragte ihn etwas pikirt, wenn er früh aufstehe.

„O, um sieben Uhr," sprach der Commis.

Kühnmann machte einen kleinen Satz und schrie: „Ei, so stehen Sie zum Guckuk um fünf Uhr auf, dann haben Sie zwei Stunden Zeit."

So ging er auch jetzt, während sich Alles in die Omnibusse drängte, um eilig aus der Stadt zu rumpeln und einige Minuten zu gewinnen, mit zwar schnellem Schritt, denn das war ihm zur zweiten Natur geworden, aber in großer Gemüthsruhe zum Müllernthor hinaus, besah in aller Muße die Muscheln bei Mohr, fand großen Gefallen an dem getrockneten Kopf eines Neuseeländers und mußte laut lachen, als er bedachte, was seine Frau wohl sagen würde, wenn er ihr denselben zum Geburtstag schenke. Blieb dann vor dem Kaspertheater stehn, nachdem er die Brille zurechtgerückt, um genau zu sehen, wie Kasperle den Tod prügelte, worüber er sich vor Lachen ausschütten wollte, staunte den Fürsten Ottokar vor dem Elysiumtheater an und ging dann sehr gemüthlich durch Altona nach Ottensen hinaus, um einmal seine Familie von rückwärts zu überfallen, da ihn dieselbe am Elbstrand herkommend erwartete.

Die Sonne warf ihre goldenen Strahlen bald scheidend über die Gegend und streute in die Baumgruppen an der Straße blitzende Lichter neben warme tiefe Schatten, was Vater Kühnmann eben bewundernd betrachtete, als ihm der Senator Eiskuhl in die Augen fiel, der sich hinter Rainvilles auf der rechten Seite der Straße hinschlich und scheu nach dem Zaun auf der andern Seite blickte. Sobald Kühnmann näher kam, machte er sich an ihn und brachte ihn geschickt zwischen sich und den Zaun.

Kühnmann bemerkte mit Erstaunen eine große Veränderung an dem Senator. Ein höchst auffälliger Umstand war der, daß er seinen Rock so fest zugeknöpft trug, daß man das weiße Hemd kaum sehen konnte. Dann war der Bauch magerer geworden, denn die Weste hielt ihn nicht mehr krampfhaft umspannt, sondern schlotterte in Falten um ihn. Dazu lag eine Angst auf seinem Gesicht, ein scheues Aufpassen nach allen Seiten, als ob er sich durch ein feindliches Indianergebiet schliche oder von Gläubigern verfolgt würde.

„Sagen Sie mir, fehlt Ihnen etwas? — Sie sehen seit einiger Zeit so angegriffen aus,“ sprach Kühnmann, seinen Begleiter betrachtend.

„Sehe angegriffen aus? – Glaub's, Verehrtester! — Wenn Sie gehetzt werden; wenn ein unsichtbarer Feind überall zu Wasser und zu Lande auf Sie lauert und Ihnen jeden Tag schmierige Theerpfeile auf die Hemdenbrust schießt, ohne daß Sie sich dagegen schützen können; wenn Sie zwanzig Polizeidiener am Ufer oder am Wege aufstellen und der Schütze trifft Sie doch, ohne von den Polizeidienern erwischt zu werden: wollen Sie dann vielleicht nicht vor Aerger platzen und endlich angegriffen aussehen?“ jammerte der Senator, indem er mißtrauisch umherblickte.

„Aber Sakerlot noch mal, das ist ja stark! — Haben Sie Niemand in Verdacht?“

„Keine Idee,“ sprach Herr Eiskuhl nach dem Zaun lugend.

„Weshalb fahren Sie dann nicht heraus?“ fragte Kühnmann.

„Fahren?“ rief der Senator, „dann trifft mich's um so sicherer. Fahre ich im offenen Wagen, so habe ich den Schuß weg und mein Hemd ist hin. Nehme ich den geschlossenen Wagen, so schießt der Meuchelmörder durch die Fensterscheibe, und dann ist das Hemd und die Scheibe hin. — Versuche ich's auf dem Boot nach Neumühlen zu kommen, so trifft es mich jedesmal. — Komme ich aus dem Keller von

Martens herauf, will ich ins Rathhaus gehen — in die Börse, so ruinirt mir der Hallunke sicherlich das Hemd. — Am besten ist's noch, wenn ich zu Fuß gehe und alle Winkel vor mir absuche. — Wenn das noch lange so fortdauert, dann hänge ich mich lieber auf, als daß ich es ferner ertrage," jammerte der Gehetzte, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete. „Aber nicht allein meine Hemden werden vernichtet," fuhr er fort, „auch über meine Gelberübenbeete geht es, denn ich finde dieselben ausgerissen und abgebissen, sobald sie die schönste Größe haben und die junge Zucht dazu. Ich hatte erst meine Frau in Verdacht, weil sie die Rüben nicht leiden kann. Dann kam ich auf die Idee, ob mir vielleicht der Maler die Rüben fräße, welcher jetzt bei mir wohnt und die Villa malt. — Ich legte mich auf die Lauer und hätte beinahe eines Morgens den Schurken erwischt, denn ich sah ihn in der Ferne. Es schien aber ein kleiner Junge zu sein, dem ich das Fell kannibalisch gerben werde, sobald ich ihn in die Hände kriege."

Die Spaziergänger waren jetzt bei der Windmühle angekommen, hinter welcher sich der Weg nach Lüddemanns Badekarren hinabzog, wie eine hölzerne Tafel dem Wanderer kund that. —

„Kommen Sie, Herr Nachbar. Steigen Sie mal mit auf den Gang der Mühle und sehen Sie sich die Aussicht an." Mit diesen Worten bog der Senator nach der Mühle ein.

Kühnmann fand die Idee ganz vortrefflich und wunderte sich, wie Herr Eiskuhl darauf gekommen war. Dieser ging jedoch weniger der schönen Aussicht wegen, sondern aus dem Grunde hin, weil er von da die Büsche und Ränder des Hohlweges überblicken konnte, den er dann passiren mußte, und in welchem er jedesmal die Rolle Geßlers zu spielen fürchtete.

Es war ein herrlicher Anblick, den man von der Windmühle aus genoß. Die nächsten Bäume und Häuser des Hügels zu Füßen, erblickte

man unter sich die ganze Elbniederung mit den Inseln und dem vom Sonnengold überhauchten Strom, auf welchem sich das ewig lebendige Schiffstreiben zeigte. Am Rand des Flusses zog sich der helle Strand hin, auf dem Menschen, Boote und Badekarren zu sehen waren, während am Fuß der Hügel die Dächer und Schornsteine der Landhäuser aus den Baumgruppen schimmerten, aus denen blauer Rauch emporstieg, da überall noch das Feuer brannte, an dem die Mittagsmahlzeiten der Bankojäger bereitet waren.

Vater Kühnmann dachte bei diesem Anblick an sein Mittagsessen und erinnerte den Senator, der das Buschwerk am Hohlweg durchspähte, gleichfalls daran, worauf Beide nach dem Strand hinabstiegen.

Es mußte für den Senator ein großes Sommerplaisir sein, sich Tag für Tag so nach und von der Stadt zu schleichen, um einem geheimnißvollen Schützen zu entgehen, oder zur Zielscheibe zu dienen. Er kam jedoch diesmal glücklich durch den Hohlweg und gelangte in seinen Garten, wo er freudig aufathmete, denn er war nun beinahe acht Tage dem Schützen entwischt und begann zu hoffen, daß dieser die Gegend verlassen habe. — Sein erster Gang war nach den Rübenbeeten, bei denen er kopfschüttelnd stehen blieb, denn es zeigten sich wieder starke Verwüstungen trotz der größten Wachsamkeit darin angerichtet.

Der Senator blickte ingrimmig umher, wobei er sich den Rock aufknöpfte und die Daumen in die Armlöcher seiner Weste steckte, welche Stellung er jedesmal beim Calculiren für zuträglich hielt und auf der Börse oder in den Sitzungen annahm. — Er ließ also die Augen umherschweifen und gewahrte dabei Herrn Henri, der auf einer Lichtung am Zaun stand und ihn mit mildem Lächeln betrachtete.

„Teuf!“ murmelte Herr Eiskuhl. „Sollte mir dieser Pommadenbuttje vielleicht meine Rüben im Auftrag der Alten ruiniren? — Er kiekt ganz und gar so her, als machte ihm mein Aerger großes Ver-

gnügen. — Na, das sollte ich wissen! — Ha, Kerl! Ich wollte — — — — — —"

Hier brach der Senator plötzlich ab, gerade wie Herr Geßler im Hohlweg bei Küßnacht. Er hatte auch denselben Grund, weil in diesem Augenblick ein Pfeil seine Brust traf, der zwar nicht ins Herz drang, dessen schmierige Theerspitze jedoch einen langen schwarzen Streifen über die weiße Hemdenbrust zog. Der Getroffene taumelte und setzte sich erschöpft auf einen Korb. — Es war fürchterlich! — Hier in seinem eigenen Garten, beim Allerheiligsten der Rübenbeete, war er nicht einmal mehr sicher. Er, der Senator, der Millionär, ein Mann an der Spitze der Republik, war sogar in den eigenen vier Pfählen schutzlos gegen die Angriffe eines Hemdenmeuchelmörders. — Herr Eiskuhl hätte sich zwar erinnern und damit trösten können, daß es gewissermaßen zu den Vorrechten der herrschenden Personen gehört, von Zeit zu Zeit auf sich schießen oder sonst attentätern zu lassen. Er dachte indeß nicht daran. Er dachte an gar nichts und hielt nur den unheilvollen Pfeil weit von sich weg, während er Herrn Henri dabei wie ein Gespenst anstarrte. Er war fast überzeugt, daß dieser auf ihn geschossen habe. Da er ihn jedoch auch nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen und ihn unbeweglich stehen sah, so konnte es nicht sein, und doch ließ Henri im Moment ehe der Pfeil traf, ein höhnisches Grinsen blicken und kam jetzt mit höhnischem Lächeln im Gesicht auf den Senator los, um ihm zu melden, daß servirt sei und ihn Frau Senatorin bei Tafel erwarte.

„Herr Senat'r haben sich etwas swärz gemacht," bemerkte hierauf Henri, sich höflich verbeugend und nach Herrn Eiskuhls Brust zeigend. „Wollen Sie nicht erst Toilette machen?" fügte er dann im Ton eines Erziehers bei.

Der Senator drehte ihm den Rücken zu und lief nach seinem Zimmer, um die Wäsche zu wechseln.

Herr Henri sah ihm ein Weilchen nach und ging dann ruhig in ein dichtes Gebüsch. Hier angekommen, konnte er nicht mehr an sich halten. Er stemmte seine Arme in die Seiten und lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. — Es machte ihm ungemeinen Spaß, daß er sowohl den Schützen als den Rübendieb gesehen und diese dem Senator hätte nennen können. Er hütete sich aber wohl, dies zu thun, und sah mit unendlicher Schadenfreude den Aerger seines Tyrannen. Seine gute Laune stieg so hoch, daß er endlich im Gebüsch eine kleine privat Hornpiepe zu tanzen begann, wobei er sich erst gegen das Haus und den Senator wandte und ein Solo mit an die Nase gesetzten und ausgespreizten Fingern — einer figürlich angedeuteten Nase — zum Besten gab, dann nach dem Pavillon der Senatorin dieselbe Tour ausführte und zum Schluß ein Doppelnasenballet auf die ganze Eiskuhlsche Familie darstellte, worauf er soweit beruhigt war, daß er mit dem milden Lächeln aus dem Gebüsch treten und seine Gebieterin zum Diner abholen konnte.

Er that dies mit einem tiefen Seufzer, wobei er die Augen niederschlug.

„Henri? — Was haben Sie?“ fragte die Senatorin sanft.

„Ach,“ seufzte dieser. „Ach, Frau Senatorin! Sie sollten den Herrn Senator sehen!“

Hier faltete Henri die Hände und blickte seine Dame mitleidvoll an.

„Henriii!“ jammerte diese, mit einer Art Pralltriller. „Ich trage es ja still und muthig. — Was ist mit ihm?“

„Oh,“ stieß Henri hervor, „Sie hätten sein Hemd mit einem großen Theerfleck sehen sollen. — Ein Theerfleck und Sie, eine himmlisch zarte Dame! — Nein, es ist — — —“ Hiemit stürzte Henri plötzlich aus dem Pavillon. Er hätte es nicht eine halbe Minute länger tragen können, ohne — in ein Gelächter auszubrechen. Die Senatorin

begann die unglückliche Frau zu spielen und warf ihm über die rothe Nase hinweg solche Schmachtblicke zu, daß er davonlaufen mußte, wollte er sein Spiel nicht verderben.

Die Senatorin schlug die Hände gegen ihre Brust, daß es klappte, als hätte sie auf ein Plattbret geschlagen. Ein entzückter Blick folgte dem davoneilenden Henri. „Er ist ein himmlisch schöner dummer Junge,“ lispelte sie, und begab sich mit dem schändlichen Vorsatz in den Salon, ihm durch ihre Blicke das Herz wie ein Bohrwurm zu durchlöchern, während es ihr Ungeheuer mit dem Namen „Hinrich“ zerstampfte.

Der arme Prinz Henri. Er stand hinter dem Tisch, trug es still und speculirte! — — —

An der Tafel des Senators ging es jetzt sehr ruhig her, weil Bernhart als täglicher Gast den Ausbruch von Feindseligkeiten verhinderte. Da er gegen die Senatorin die höchste Aufmerksamkeit zeigte und dem Senator eine Ansicht der Villa, mit den Gelbenrübenbeeten im Vordergrund und des Senators weißem Hemd als Lichteffektpunkt im Mittelgrund malte, außerdem aber nicht die geringsten Ansprüche machte, so war man ganz zufrieden mit ihm und sprach sogar den Wunsch aus, er möge den Sommer über bleiben, weil man auf diese Weise einen billigen Lehrer für die Töchter zu gewinnen hoffte, denn „was er nicht ißt, wird doch weggeworfen und Platz ist ja genug da,“ calculirte Herr Eisfuhl.

Hätte er eine Ahnung gehabt, daß noch ein anderer verborgener Schütz in seiner Villa Pfeile versendete, und zwar keine Theerpfeile, sondern jene, die mit scharfen Spitzen tief in die Herzen dringen, er würde Maler und Bilder auf ewig verbannt und keinen Schiffsdoctor angestellt haben.

Der unsichtbare Schütz durchschoß jedoch lachend vier Herzen und wartete dann ruhig auf die Wirkung seiner Pfeile. — Er saß auf der Staffelei, an welcher Bernhart arbeitete, während Selma neben ihm

stand, und drückte den Pfeil jedesmal tiefer, wenn sich das reizende Mädchen vorbog, um besser zu sehen und dabei mit ihrer Wange so nahe an die seine kam, daß es verzweifelt schwer war, keinen Kuß darauf zu drücken — wenn sie eine Erklärung über eine Farbe verlangte, und ihn dabei mit Augen ansah, die ihm alle Farben der Welt grau erscheinen ließen. — Es ward kein Wort von Liebe gesprochen, aber die Augen verstanden sich, und als Selma einst vor der Staffelei saß und ihr Bernhart mit dem Pinsel, der corrigiren sollte, einen kleinen Strich über die reizend feine Hand zog, als sie den Strich lachend erwiederte, da waren zwei Liebesbriefe geschrieben, so wirksam, wie sie in keinem Briefsteller für Liebende zu finden sind.

Am schlimmsten trieb es jedoch der Schütz, wenn Doctor Schnepfe kam und man sich im Gewächshaus beim Piano zusammen fand. Das Gebiet der Musik ist das gefährlichste und ausgiebigste Revier für den geflügelten Jäger. Mit den Netzen der Harmonie umstrickt er die Opfer, nimmt die Phantasie gefangen und lockt die Herzen in Fallen, die er für je ein Paar aufstellt.

Der Senator und seine Frau dachten auch nicht im Entferntesten daran, daß sich zwischen den jungen Leuten ein zärtliches Verhältniß entwickeln könnte. Ein Maler und Barbier, resp. Doctor, stand so tief unter ihrer Sphäre, daß ihnen die Eiskuhlschen Töchter absolut unerreichbar waren. Der Senator fand großen Gefallen an Schnepfe, weil dieser Henri seine lateinischen Phrasen in kurzer Zeit gründlich verleidet hatte. Herr Eiskuhl lud seinen Schiffsdoctor oft zu Tisch, nur um das Vergnügen zu genießen, Henri in die Enge treiben zu sehen. Da dieser jedoch seinen Sprachschatz sorgfältig verschloß, sobald er Schnepfe erblickte, war der Senator sogar so boshaft, das letztemal zu sagen: „Na, Hinrich! Se sprekt ja gar nich mehr latinisch,“ was Herrn Henri veranlaßte, das Conto Eiskuhl und Schnepfe stillschweigend mit einem Posten Rache zu belasten, um es zur gehörigen Zeit in Rechnung zu

bringen. Wären dem Senator Schnepfe's verwegene Gedanken in Betreff seiner Tochter bekannt gewesen, der unglückliche Schiffsarzt hätte eine unfreiwillige Fahrt nach Amerika mitmachen müssen, oder wäre sofort über die Grenzen der Republik gejagt und ihm diese auf ewige Zeiten verboten worden.

Da sich Herr Eiskuhl aber mehr um seine gelben Rüben als um die Töchter kümmerte, so wuchs die junge Liebe derselben besser als die jungen Rüben, welche ein böser Feind Tag für Tag heimsuchte und darin den Unfug so arg trieb, daß Herr Eiskuhl einige Zeit gar nicht in die Stadt ging, um sie selbst zu bewachen.

Eines Nachmittags lag der Senator im Gebüsch bei den Rübenbeeten versteckt und beobachtete Henri, der nach dem Frühstück im Garten umherlungerte und endlich nach dem Strand hinabstieg, wobei er durch ein großes Loch im Zaun kroch, welches Herr Eiskuhl erst jetzt bemerkte. Indem er noch hinblickte, sprang plötzlich eine dunkle Figur mitten in die Rübenbeete und begann das Kraut mit den gelben Wurzeln auszuraufen. Der Senator war starr vor Erstaunen. Im ersten Augenblick glaubte er einen Jungen vom Strand vor sich zu sehen, dann erkannte er den Affen, das sinnige Geschenk, welches Spickmann jun. seiner Verlobten machte, und welches bereits die Nachbarschaft durch seinen Unfug in Schrecken setzte. — Herr Eiskuhl, der für den Rübendieb schon lange eine Hetzpeitsche in Vorrath hielt, machte dies Instrument jetzt klar und brach nun damit hervor, indem er dem Affen ein paar so gut gezielte Jagdhiebe überzog, daß dieser quiekend einige Luftsprünge machte, und dann vom Senator verfolgt nach Stubborns Garten rannte, wohin ihm Herr Eiskuhl noch die Peitsche nachwarf und so damit einen Abschiedshieb versetzte.

Herr Eiskuhl war einigermaßen in Schweiß gerathen und ging nun nach dem Rasenplatz zwischen den Pavillons, um sich das Loch im Zaun nochmals anzusehen.

Er erstaunte nicht wenig, hier einen fremden jungen Mann zu treffen, der sich die Gegend mit einer Miene betrachtete, als habe er Lust einige Veränderungen darin anzubringen. Der Fremde, welcher sehr aristokratisch aussah und etwas vom Mephistopheles, etwas vom Mazarin im Gesicht trug, ließ sich durch die Ankunft des Senators nicht im geringsten stören und fuhr fort, die Gegend mit tiefem Ernst zu betrachten.

Es war Herrn Eiskuhl schon zu viel in seinen vier Pfählen geboten worden, und jetzt stand nun wieder ein Fremder hier, der ihn ganz ignorirte. Die Galle lief ihm über und er fragte den Fremden deshalb etwas gröber als nöthig, was zum Teufel er hier zu suchen habe.

Der Fremde drehte sich auf diese freundliche Anrede langsam nach ihm um, hob eben so langsam eine goldne Lorgnette in die Höhe, ließ diese aufspringen, und besah Herrn Eiskuhl von oben bis unten mit solcher Verwunderung, als sei dieser eine Gartenstatue, die ihn unerwartet anspräche, worauf er die Lorgnette fallen ließ und sich den Garten „kühl bis ins Herz hinan“ betrachtete.

Das war dem Senator doch zu viel. Er ward vor Zorn roth wie ein gekochter Hummer und schrie: „Herr, was haben Sie hier zu suchen! Was wollen Sie hier im Garten!“

Auf dem Gesicht des Fremden zeigte sich ein furchtbarer Ernst. Die ganze Figur wuchs plötzlich um einen guten halben Fuß. Er durchbohrte den Senator mit den Augen, trat hart vor ihn hin und sprach mit einer Donnerstimme:

„Herr! Wie können Sie sich erlauben, hier, wo ich rings zu gebieten habe, eine solche Frage auf solche Art an mich zu richten? — Sie wagen mir in meinen Staaten so Etwas zu bieten? — Ha! wahrlich, es müßte etwas faul im Staate Dänemark sein, wenn Ihnen dies so hinginge! Ha! Sie sollen schon sehen!! — Sie sollen schon sehen!!!“ wiederholte er mit drohend erhobenem Finger, indem er langsam den

Rasenplatz hinabschritt und nach dem Loch im Zaun ging, durch welches er rückwärts hinauskroch. — „Sie sollen schon sehen!“ rief er gebückt im Zaun stehend nochmals unheimlich drohend herauf und verschwand im nächsten Augenblick in den Weiden.

Herr Eiskuhl stand wirklich verblüfft oben im Garten. Es wurde immer schlimmer. Henri, der Pommadenbengel, lief den ganzen Tag träge vor seinen Augen herum. Ein Affe fraß seine Rüben. Ein Meuchelmörder schoß nach seinem Hemd, und jetzt kamen noch gar Fremdlinge, die er nicht einmal fragen sollte, was sie in seinem Garten suchten. — Wer konnte der Mann sein? — Doch nicht etwa gar Jemand vom Hof in Kopenhagen? — Er hatte vom Staate Dänemark gesprochen. — „Wahrhaftig!“ schrie der Senator. „Es war am Ende ein Prinz von Dänemark! — Schwerenoth, da habe ich eine schöne Dummheit gemacht!“

Der gute Senator beabsichtigte im ersten Augenblick, sich kopfüber durch den Zaun zu stürzen und dem Fremden nachzueilen. Da er sich aber besann, daß er keinen schwarzen Frack anhabe, so ging er kopfschüttelnd nach der Villa zurück und nahm sich vor, künftighin etwas höflicher mit Fremden zu sein, wenigstens außerhalb seines republikanischen Gebietes.

Der Fremde ging indeß am Strande hin und blieb manchmal stehen, um sich vor Lachen zu schütteln, wobei er seine Seiten auf eine höchst komische Art mit den Ellenbogen schlug, wenn er sich an das verblüffte Gesicht des Senators erinnerte.

Herr Eiskuhl hatte ganz richtig vermuthet. Es war ein Prinz von Dänemark, wenigstens für heute, wo er im St. Paulitheater den Hamlet spielte. Als er an einigen Damen vorüber kam, zog er plötzlich den Hut und erkundigte sich mit herablassender Höflichkeit im gewähltesten Französisch, ob man keine Equipage gesehen habe. Da dies in der Gegend nicht wohl möglich war, so wandte er sich zu Fuß weiter und

kam bald an einen Punkt, wo Bernhart mit seinem Skizzenbuch saß und zeichnete.

Der Fremde stellte sich hinter den Maler, sah ihm ein Weilchen zu und ließ dann plötzlich die Frage hören: „Würden Sie, Verehrtester, mir wohl für etwa hundert Louisdor ein Bild dieser Gegend malen?"

Bernhart drehte sich überrascht um, sah dem Frager erstaunt in das Gesicht und rief: „Alle guten Geister" — — —

„Essen gern Austern und trinken Bordeaux," ergänzte der Fremde, worauf er in ein heiteres Gelächter ausbrach und Bernhart die Hand hinhielt.

„Wahrhaftig, es ist Scapin! — Wie kommen Sie hierher? — Waren Sie nicht am Hoftheater zu Dresden engagirt?"

„Allerdings und zwar hauptsächlich für die berühmte Rolle, Herr Graf, die Pferde und so weiter, wie ich bald merkte. — Ich drückte mich da sofort ab und suchte mir ein Theater, wo ich spielen kann, was ich will, das heißt, wo ich etwas lernen kann. — Sie sehen deshalb ein geheimes Mitglied des Actien-Paulitheaters vor sich, auf dem Zettel Krabitsch genannt. — Hamlet, Prinz von Dänemark — Herr Krabitsch! — —" Der Schauspieler schlug sich vor Entzücken über die Zusammenstellung in die Seiten und lachte mit Bernhart ausgelassen. Dann faßte er ihn beim Arm, sah sich vorsichtig um und sprach: „Doch ruhig, Verehrtester. Ich habe gehört, daß Sie hier bei einem Senator wohnen und für ihn malen. Ich werde den Cavalier spielen und brillante Bestellungen aus der Umgegend bei Ihnen machen. Ich weiß, daß die hiesigen Geldsäcke zum größten Theil einen Künstler weniger achten, als einen Hausknecht. Ich werde ihnen eine Nase drehen und Sie in Respect setzen. — Warten Sie. Ich besitze noch fünfundzwanzig Louisdor von den dreißig, die mir mein Papa als Reisegeld gab. — Morgen ist

Sonntag. — Setzen Sie sich gegen Abend an den Strand. Hübsch in die Nähe von viel Leuten. — Zeichnen Sie. Es wird ein Fremder kommen, der Ihnen für Ihre Skizze zwanzig Louisdor zahlt und Bilder zu hundert Louisdor bestellt. — Sie werden dem Fremden die zwanzig Louisdor natürlich am Montag Vormittag in den Alstersalon zurückbringen, wo er sie erwartet, aber Ihr Renommée ist gemacht. — Jetzt sagen Sie mir, wo Sie wohnen?"

„Sehen Sie dort jene zwei kleinen Pavillons zwischen den Bäumen?"

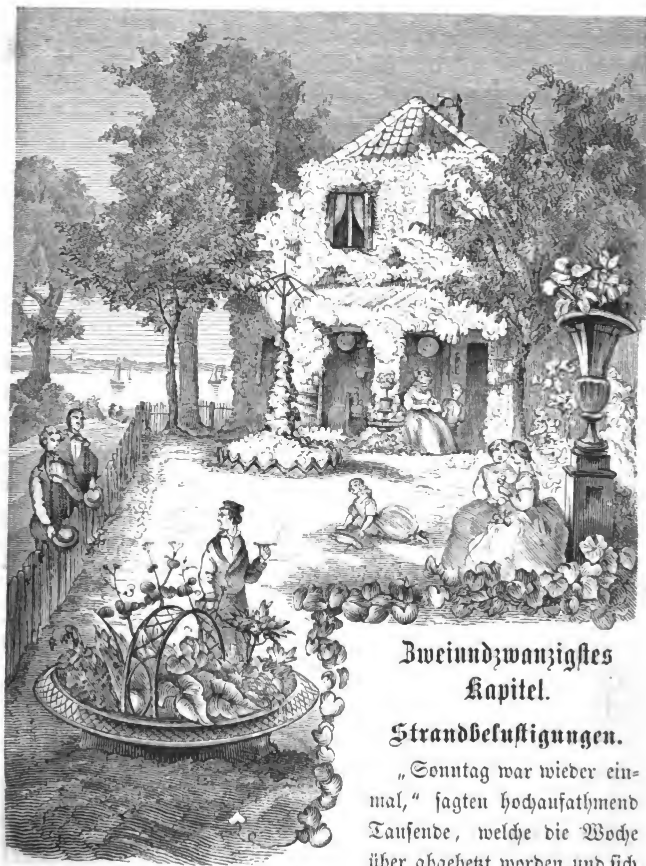
„Was?" schrie der Schauspieler lachend. „Ist etwa der dicke Kerl mit dem fürchterlich großen Vorhemdchen und dem Hausknechtsgesicht Ihr Wirth?"

Bernhart bejahte dies und erfuhr das eben bestandene Abenteuer. Er kratzte sich bedenklich hinter dem Ohr.

„Haben Sie keine Angst, Verehrtester," bemerkte Scapin. — „Sie kennen mich durchaus nicht und ich werde Ihre Stellung nicht im Geringsten gefährden. — Ich habe von Haus genug, um mich gemüthlich zu amusiren und will mir hier einmal das Vergnügen machen, die Millionäre zu verachten und über die Achsel anzusehen. — Ha, ha, ha, das ist eine neue Idee! Nicht wahr? Das Vergnügen kann sich nicht Jeder verschaffen, weil sonst Alles vor den Millionären kriecht. — Ich werde sie aber verachten!" schloß er mit dem höhnischsten Mephistophelesgesicht, welches je gesehen worden. „Jetzt aber," fuhr er fort, „muß ich bald die Frage, Sein oder Nichtsein, ventiliren und deshalb empfehle ich mich Ihnen als Dero ergebenster Krabitsch! — Morgen also!" Mit diesen Worten verschwand der Schauspieler im Gebüsch und nahm seinen Weg nach Altona zu, während ihm Bernhart kopfschüttelnd nachblickte und murmelte: „Nun, der wird den Herren hier schöne Stückchen vorspielen und sich über sie lustig machen," dann packte er seinen Feld-

stuhl und sein Buch zusammen, weil in der Ferne bei der Einsiedelei die zarte Gestalt der Selma sichtbar ward und die Stunde des Diners da war, worauf er die Augen auf das Mädchen geheftet am Strande hinging und leise sang:

„Da kam von den Bergen ein junger Gesell
Zu schauen des Meeres Wogen — — — —"



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Strandbelustigungen.

„Sonntag war wieder ein=mal," sagten hochaufathmend Tausende, welche die Woche über abgehetzt worden und sich

nun mit der Sonne rüsteten, um aus den Thoren zu strömen und das grüne freie Land zu suchen. — Sonntag! — Der erwünschte Ruhepunkt für Alle, welche sechs Tage im Schweiße ihres Angesichts arbeiten müssen. — Der Arbeitstag für Jene, die sechs Tage nichts zu thun haben, um am siebenten arme Teufel auf die Freuden jener Welt zu vertrösten. — Der Tag der Langeweile für die, welche alle Tage Sonntag haben und diesen Tag mit Nasenrümpfen begrüßen, weil die Gesellschaft aller Orten gemischt ist, „weil man heute nirgends hingehen kann.“

O wenn diese nobeln, aber etwas unnützen Leute doch einmal ein Jahr in der Haut des armen Arbeiters stäken, der früh um sechs Uhr in der Werkstatt stehen muß, um dann, wenn er Mittags kaum seine magere Mahlzeit genossen, wieder in eiligem Schritt an die Werkbank zu laufen und dort bis sieben oder acht Uhr zu stehen; der mit dem letzten Bissen des Abendbrodes im Munde einschläft, um am nächsten Morgen genau dasselbe wieder zu beginnen, und so sein Leben in einer Tretmühle verbringt, in welcher nur der Sonntag den ersehnten Ruhepunkt bildet.

Nach allen Seiten strömt es hinaus: — hinauf nach den Vierlanden — nach der Bille — hinab nach Blankenese und dem Kirschenland auf der andern Seite — hinüber sogar nach dem langweiligen Harburg — rückwärts nach Eppendorf und Wandsbeck, — überallhin, wo es grün ist.

Da werden die Taschen vorsorglich vollgepackt — Kuchen und Rundstücke, vor Allem für jede Familie ein solcher Sack voll gemahlener Kaffee, daß ein Sachse das ganze Jahr damit langen würde. — Es herrscht in der Gegend um Hamburg der sonderbare Gebrauch, daß die Familien ihren Kaffee und Zucker mitbringen und am Ziel ihrer Wanderung vom Wirth nur Milch, heißes Wasser und Geschirr verlangen, wofür sie allerdings beinahe eben so viel bezahlen müssen, wie für den fertigen Kaffee. Sie trinken aber doch ihren eigenen Mokka, und dies gewährt ihnen eine große Beruhigung.

In Neumühlen war die Physiognomie des Sonntags wenig verändert. Da sich dort keine besuchten Wirthshäuser befanden, so zogen nur Carawanen von Spaziergängern auf dem Strand oder zwischen den Gärten vorüber, in denen die Geschäftsleute heute ihre Börse hielten und einmal „Mensch“ waren.

Vater Kühnmann, in einen grünen Schlafrock gehüllt, wodurch er das Ansehen eines Riesenlaubfrosches erhielt, kauerte im Garten umher und band widerspenstige Ranken fest, oder suchte Schnecken, die er über den Zaun in die Weiden warf, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie ihm die jungen Pflanzen abfräßen. Als ihn Vetter Schwarzknopf, der mit Förster zum Frühstück erschien, fragte, ob er eine dabei erwischt habe, und Kühnmann bemerkte, daß er dies gerade nicht sagen könne, behauptete Schwarzknopf, daß er dann auch kein Recht besäße, die Schnecken hinauszuwerfen. Schnecken seien in Gärten heimathsberechtigt und der Teufel solle eine Schnecke sein, wenn sie Jedermann hinauswerfen könne wie er wolle; das verstoße ganz gegen Kühnmann's Ansichten von allgemeiner Berechtigung aller Geschöpfe.

Da kam er aber schön an. Kühnmann's Lieblingsthema war, daß allerdings ein Recht aller Geschöpfe am Universum bestände, dies träte aber nur erst ein, wenn sie bezahlen, resp. sich Eigenthum erwerben könnten. Wer nichts bezahle, könne auch nichts beanspruchen, oder „Vor nischt is nischt“ sei erster Grundsatz der allgemeinen Weltordnung.

„Ich kann also aus meinem Garten werfen, was und wen ich will, und wenn ich Sie jetzt beim Kragen nehme und über den Zaun werfe, so können Sie gar nichts dagegen machen,“ schloß Kühnmann.

Schwarzknopf war ein Riese von etwa sieben Fuß, der Kühnmann um anderthalb Köpfe überragte, und fand es ungemein belustigend, daß ihn dieser beim Kragen nehmen und über den Zaun werfen wolle. Er bat ihn dringend, das Ding doch einmal zu versuchen. — Kühnmann that es jedoch nicht — durchaus nicht, — weil er Nachsicht mit des Vet-

ters Jugend haben wollte. Er forderte die jungen Leute auf, ihm zu folgen, damit sie ein Werk dieses Morgens sähen und daraus sonst nutzlose Geräthschaften zu Gartenzwecken verwenden lernten. Beide gingen neugierig mit ihm nach einem Beet am Hause.

Kaum hier angekommen, lockte Schwarzknopf's schallendes Gelächter die ganze Familie aus dem Haus. Als man ihn um die Ursache seiner Heiterkeit befragte, zeigte er nach dem Beete, wo Kühnmann's Wunderwerk stand, über welches die Familie nun auch a tempo losbrach, während Papa in den Pausen die Worte „nur Geduld" hören ließ und sein Werk sehr befriedigt betrachtete.

Er hatte am Sonnabend in der Stadt ein altes Regenschirmgestell in einem Winkel des Vorzimmers entdeckt, welches ihm viel Kopfzerbrechens machte. Nachdem er, trotz einer scharfen Untersuchung, nicht erfahren konnte, wie es dahin gekommen, faßte er die Sache von der heitern Seite und schloß: „entweder hat sich meine Frau einen Mantel oder Hut aus dem Ueberzug machen lassen, oder es nahm Jemand aus Versehen den Ueberzug mit und ließ das Gestell stehen." — Hierauf spannte er es auf und da er sah, daß es noch ganz gut und dazu sehr groß war, so nahm er es unter den Arm und lief bei den Schirmmachern umher, um zu fragen, was ein neuer Ueberzug kosten würde. Da er erfuhr, daß ein solcher wo möglich noch theurer als ein neuer Schirm zu stehen käme und ein Gestell gar nichts werth sei, so sah er mit Trauer, daß man dem Regenschirmgerippe seine Universalberechtigung verkümmern wolle und beschloß, ihm diese zu verschaffen. Er trug es zärtlich und zu einiger Verwunderung der Begegnenden nach Neumühlen hinaus, spannte es auf und band es an eine Stange, die mitten in einem Beet voller Winden stand, welche sich eben aufzuranken anfingen und die er nun als lebendigen Ueberzug des Gestelles heranziehen wollte. — Es sah vor der Hand freilich ungemein komisch aus, und er mußte an diesem Tage mehrmals die Frage hören: „Ob hier die Regenschirme wie der Spargel wüchsen,

und wenn sie reif würden." — Er behielt jedoch seinen Gleichmuth und entgegnete stets: „Kommt nur in vier Wochen wieder."

Das Gestell war übrigens eine Quelle des herzlichsten Gelächters, denn sobald ein Bekannter kam, fing Schwarzknopf an, von einem Pavillon oder einer Gartenlaube zu sprechen, die Herr Kühnmann gebaut und die alles Derartige an Schönheit und Originalität übertreffe. Dann ward der Neugierige hingeführt und Kühnmann grausam aufgezogen.

Er schwur indeß Schwarzknopf Rache und schlich sich kurz vor dem Mittagsessen, mit einem Spaten bewaffnet, in die Weidenbüsche, nachdem er im Kalender die Fluthzeit studirt. Hier war ein Platz vom feinsten Sande bedeckt und von Büschen umgeben, bis zu dem die Fluth gewöhnlich stieg und wo die Kühnmann'sche Familie sich stets nach Tisch lagerte. Nach dem Strom hin stand noch eine kleine Gruppe Büsche, welche bei Hochwasser halb überfluthet wurde. Hierhin richtete Kühnmann seine Schritte, sah sich vorsichtig um, und begann dann an der Außenseite der Büsche mit rastlosem Eifer ein tiefes Loch zu graben, welches etwa drei Ellen in's Gevierte hielt. Den herausgeworfenen Sand machte er schön glatt, besah dann das Werk von allen Seiten und stieg, höchst vergnügt schmunzelnd, wieder nach dem Garten hinauf, wo man bereits zum Essen rief.

Kühnmann's Mittagsessen war stets ein kleines Fest. Es konnte auch nicht anders sein, da Glück, Liebe und Frohsinn mit an der Tafel saßen. Heute gab es die berühmte Erbsensuppe, welche Mama Kühnmann auf eine Art zubereiten konnte, daß jeder Gastronom in Entzücken gerieth, sobald er den ersten Löffel davon in den Mund bekam. Dann erschien ein riesiger Blumenkohl, unter einer weißen, schneeigen Masse versteckt, wozu die gehörigen Fleischbeilagen u. dergl. den Appetit herausforderten, der durch einen St. Julien geschärft wurde, welcher nach Kühnmann's Versicherung zu kostbar zum Trinken war und eigentlich unter Glas und Rahmen hätte gemacht werden müssen.

Nach einer solchen Erklärung schenkte er jedem Kind ein halbes Glas voll ein unt ließ dann die Flasche mit einiger Besorgniß weiter gehen, denn Vetter Schwarzknopf pflegte etwas rücksichtslos mit dem edlen Trank zu verfahren, gerade „als wenn er wild in der Lüneburger Haide wüchse und dort nur geschöpft zu werden brauchte." Er behauptete hier seine Universalberechtigung auszuüben, was Kühnmann ganz in der Ordnung fand, nur daß er die Gegend von Bordeaux dazu für geeigneter hielt, als die von Neumühlen, während Schwarzknopf geneigt war, die letztere vorzuziehen und sich dabei aus Versehen von dem kostbaren Rothwein, zum Entsetzen des Hausvaters, ein Wasserglas vollschenkte.

„Na man zu," murmelte dieser. „Er kann's hernach brauchen. — Warte nur, Vetter, ich kriege Dich schon!" worauf er hinterlistig vorschlug, den Kaffee nach Tisch unten am Strand zu trinken, weil er wußte, daß Schwarzknopf dann auf den Stelzen im Wasser umherlaufen würde.

Vater Kühnmann machte selbst den Kaffeetisch von Sand zurecht, um den man sich lagerte. Jeder nahm seine Tasse, Mama die Zuckerdose, die Mädchen Kaffee- und Milchkanne, und so begab man sich in feierlichem Zuge hinunter zwischen die grünen Büsche und machte es sich im Sande bequem, Papa zündete seine Cigarre an und sah mit großer Befriedigung, daß die Fluth bereits ihren trügerischen Spiegel über seine Fallgrube ausbreitete.

Aber nicht nur Kühnmann's hielten ihre Siesta am Strande. Ueberall bildeten sich Gruppen, aus denen der leichte blaue Dampf der Cigarren emporstieg, obgleich, wie bei Senators, die Kaffeetassen fehlten, denn Madame Eiskuhl hielt es für entsetzlich ordinär, im Sande Kaffee zu trinken.

Bernhart war auch herunter gekommen und saß auf einer offenen Stelle, eine Baumpartie des Ufers skizzirend und nach dem Verächter der Millionäre umherblickend.

Dieser Fremdling erschien denn auch bald und verfehlte nicht, den

ganzen Strand in Aufregung zu bringen. — Vom Kopf bis zum Fuß in carrirte Seide gekleidet kam er daher und machte von Zeit zu Zeit Halt, um die Gegend in hohen Augenschein zu nehmen. — Hinter ihm ging ein alter grauer Diener in silbergestickter Livrée, mit dunkelgrünen Sammethosen und seidenen Strümpfen. Er trug einen gestickten Feldsessel und riß jedesmal den Hut vom Kopfe, sobald sich der Fremde nach ihm umdrehte.

Hanf- und Eisen-Mölcke, sowie Spickmann sen. standen eben bei Bernhart, als die Beiden in die Nähe kamen. Der Fremde blieb stehen, drehte sich um und sprach: „Jean!"

Der alte Diener war von der Stimme seines Herrn wie elektrisirt. Die tiefste Unterwürfigkeit spiegelte sich in seinen Zügen und die Arme schlotterten vor Angst am gebückten Körper herab, daß der Feldstuhl klapperte. Der Herr mußte ein Tyrann sein.

„Durchlau — — — —" stotterte er zitternd.

Der Tyrann sah ihn scharf an und hob den Zeigefinger.

„Gnädiger Herr befehlen?" wimmerte der Diener.

„Stuhl!" sprach kurz der Fremde und zeigte neben Bernhart auf den Boden, wohin der Diener eiligst den Feldstuhl postirte, dann ein Fernrohr hervorzog und es seinem Gebieter mit dem Worte „Teleskop?" präsentirte. Dieser wies es jedoch mit einer unbeschreiblich graziösen Handbewegung zurück, ergriff seine Lorgnette und besah Spickmann und Mölcke's, nachdem er den Hut ein ganz klein wenig gehoben, als seien sie Gegenstände, die hier zu finden ihm die größte Verwunderung verursache. Dann wandte er sich an Bernhart, dem es die unsäglichste Mühe kostete, seinen Ernst festzuhalten, und sprach, auf das Skizzenbuch zeigend: „Künstler? — Bitte!"

Damit nahm er das Buch und blätterte darin.

„Ausgezeichnet! — Magnifique! — Superbe!!" rief er bei jedem Blatt. „Suche Künstler wie Sie, der mir für mein Schloß einiges aus

Gegend malt — Ah! Superbe! Ganz ausgezeichnet!!" rief er bei einer aquarellirten Zeichnung. — „Wundervolles Albumblatt für Prinzessin. — Muß es haben. — Sofort. — Gebe Ihnen auf Stelle zwanzig Louisd'or. Wollen Sie?" —

„Mit Vergnügen!" entgegnete Bernhart.

„Jean!" Der Diener stürzte herbei und begann: „Durchl — —"

Ein großer Zornblick traf ihn, daß er fast in die Erde sank. „Mappe!" befahl der Tyrann kurz.

Jean präsentirte eine Sammetmappe mit goldenem Schlosse.

„Börse!" befahl sein Herr weiter.

Jean zog aus der Sammethose eine seidene Börse, durch deren Maschen Goldstücke blinkten, bei deren Anblick Mölcke's lange Hälse machten.

„Wollen gleich das Geschäft abmachen," sprach der Fremde herablassend, und befahl dem Diener, zwanzig Louisd'or abzuzählen. „Doch halt!" unterbrach er ihn. „Künstler steht zu hoch, um von Diener Geld zu empfangen, wenn selbst da bin." Hierauf nahm er die Börse und zählte sehr leger die Goldstücke ab, gab sie Bernhart und warf Jean die Börse geringschätzig zu, wonach er das Blatt aus dem Buch schneiden und in die Mappe legen ließ.

Spickmann riß bei diesem Handel die Augen auf, so weit es ihm nur das Fett darum gestattete, während Mölcke's beim Anblick der zwanzig „Ludoore", die Bernhart für ein Blatt Papier mit bunten Farben erhielt, beinahe den Verstand verloren und einen moralischen Puff bekamen, der ihnen den Athem raubte. — Der Fremde mußte ein Wahnsinniger sein, der dem Tollhaus entsprungen war, vielleicht dort die Kasse mitgenommen hatte und nun hier solche Streiche machte. — Oder ein Falschmünzer, der sein Fabrikat versuchen wollte. — Kurz, die Sache ging nach allen Seiten über ihren Horizont. Sie sollten aber noch mehr erstaunen, als der Fremde fortfuhr:

„Wären Sie wohl so freundlich, Verehrtester, mir aus dieser Gegend vier Bilder in Oel zu malen? — Ich biete Ihnen für jedes hundert Louisd'ore. Die Größe überlasse ich Ihnen.“

Mölcke's stand der Mund offen. Sie wurden blaß. Es war kein Zweifel mehr, der Fremde war rein toll!! — — Hundert Louisd'or für ein Bild, was der Maler vielleicht in vierzehn Tagen malte. Der Mensch hatte furchtbares Glück. Es war unerhört! — — Daß sie selbst oft in einer Stunde hundert Louisd'or mit altem Eisen oder getheertem Hanf verdienten und dies jahrelang fortsetzten, daß dazu weder Studium noch Talent und Fleiß gehörte, daran dachten diese Hanfseelen allerdings nicht, daran dachte auch die schmierige Oelseele Spickmann's nicht, der verblüfft davon lief, um das Unerhörte im Garten bei Senators zu erzählen.

Der Senator horchte hoch auf und drückte sich nach dem Strande ab, um den Fremden zu sehen. Madame Eiskuhl aber warf einen triumphirenden Blick auf die Madame Spickmann und bemerkte: „Es kann bei unserem Professor nicht anders sein,“ worauf sie ihr die Hoffnung, dieses Jahr den Professor zu besitzen, rundweg abschnitt, weil ihn Eiskuhl's bis zum Winter belegt hatten.

Herr Eiskuhl sah aber mit Kummer, daß der wunderbare Fremde Niemand anders als der gestern so grob behandelte Gartenbesucher war. Jedenfalls eine hohe Person incognito, die er gezwungen, schimpflich durch den Zaun zu kriechen, und bei der er nun in Ungnade stand. Der Senator drückte sich an den Diener und versuchte zu erfahren, wer sein Herr war. Diese alte treue Seele zuckte jedoch mit den Achseln und bedauerte, keinen Befehl zum Auskunftgeben zu haben. Eine Annäherung an sich selbst machte der Fremde, nach herablassend flüchtiger Begrüßung, auf so feine und diplomatische Art unmöglich, daß ein Kenner darauf geschworen hätte, er müsse am Hof von Madrid oder mitten in sonstigen Intriguenceremonienkreisen aufgezogen sein.

Nachdem er sich auf verschiedenen Punkten niedergelassen und die Veduten festgestellt, befahl er einen Bootsführer herbeizuschaffen und verließ, gegen die erstaunten Strandbewohner den Hut ein wenig rückend, den Platz, um mit der letzten Fluth nach St. Pauli hinaufzutreiben, denn es war die höchste Zeit, daß er mit dem treuen Diener in die Garderobe kam, wo sich dieser schnell in den König verwandelte, den er im Spiegel des Tausendschön spielen mußte, während Scapin-Krabitsch ohne Klage zu seinem Kammerdiener herabstieg. So schnell wechseln die Geschicke der Menschen, sowohl hinter als vor den Coulissen. Scapin-Krabitsch bekam aber verschiedene Lachanfälle, wenn er daran dachte, wie grausam er heute mehrere Millionäre über die Achsel angesehen und mit Verachtung gestraft, wie es ihm gelungen, sich hoch über sie zu stellen. —

Hanf-Mölcke konnte indeß die Idee an den Falschmünzer nicht los werden, und ließ sich die Goldstücke unter dem Vorwand zeigen, vielleicht daraus die Herkunft des Fremden zu enträthseln, da Bernhart jetzt erst bemerkte, daß er sich gar nicht genannt. Die Goldstücke zeigten sich jedoch als die schönsten richtigsten Friedrichsd'or und die Hanf-, Eisen- und Oelseelen waren an der Grenze ihres Verstandes angekommen: — eines Gebietes, in dem sie allerdings keinen langen Weg zu machen brauchten, weshalb sie beschlossen, eine Whistpartie zu arrangiren, das geistreichste Unternehmen für Alle, welche die Natur mit dem Talent für „lange Weile" ausgestattet hat.

Als man sich aufmachte, um zu Kühnmann's vorzugehen, wohin der Frohsinn stets Alles zog, bemerkte Schnepfe, daß der junge Spickmann fehlte. Er erkundigte sich beim Alten nach ihm.

„Ich weiß nicht, was der Junge hat," sprach dieser kopfschüttelnd. „Er ist seit vier Wochen nicht mehr herausgekommen und ich glaube auch nicht bei seiner Braut gewesen. — Ein närrischer Bräutigam — wahrhaftig," knurrte Spickmann kopfschüttelnd.

Schnepfe sagte nichts, denn er wußte nur zu gut, weshalb Spick-

mann ein närrischer Bräutigam war. — Als man bei Stubborn's vorbeikam, stand Julie im Garten und rief heraus: „Ei, Zukunftspapachen, sagen Sie mir doch, wo mein zukünftiger Herr steckt. Ich glaube, er ist einige Tage oder Wochen nicht hier gewesen. Das kann er thun, wenn er mein Mann ist, aber jetzt ist dies doch zu zeitig.“

„Ist er nicht hier?“ frug der Alte verlegen. — „Hm, wundert mich, denn wenn ich nicht irre, wollte er morgen nach Helgoland. — Ein sonderbarer Bräutigam — Wird sich wohl wegen dem lächerlichen Abenteuer mit den Gummi — — — Na, will ihm schon den Kopf zurechtsetzen.“

„Er will nach Helgoland?“ fragte die junge Dame verwundert und kopfschüttelnd, denn obgleich ihr der Bräutigam sehr gleichgiltig war, fiel es ihr doch auf, daß er nach dem Seebad wolle, ohne sich zu verabschieden. Es dämmerte eine dunkle Ahnung in ihr auf, daß Spickmann jun. etwa gar auf die Idee kommen könne, seinen Sinn zu ändern und ihr die Disposition über seine Hunderttausende zu entziehen. Diese mußten festgehalten werden. Freilich konnte dies nur geschehen, indem sie sich ihres Besitzers versicherte, wozu sie indeß sofort fest entschlossen war.

„Es ist spaßhaft, daß ich in den nächsten Tagen auch nach Helgoland zu gehen beabsichtige,“ sprach sie lächelnd zum alten Spickmann. „Sagen Sie deshalb nichts. Ich will meinen Zukünftigen dort überraschen. — Um Eins muß ich Sie aber bitten. Haben Sie die Güte, mir ein Geschenk indeß aufzuheben, welches mir Ihr Herr Sohn gegeben. Wollen Sie dies? Dann schicke ich es Ihnen morgen früh nach Ihrem Comptoir.“

„Herzlich gern,“ sagte der alte Spickmann, ohne eine Ahnung zu haben, in was das Geschenk bestände.

In diesem Augenblick hörte man am Strande ein allgemeines Geschrei und Gelächter, welches nicht enden wollte. Es lief Alles hinunter, um nach der Ursache zu sehen, die in nichts Anderem, als dem Vetter

Schwarzknopf bestand, der, vom Kopf bis zum Fuß triefend, aus dem Wasser kam.

Das arme Opfer der Hinterlist war nach dem Kaffee ohne Arg auf die Stelzen gestiegen, um seine Künste zum Besten zu geben. Kühnmann höhnte und hetzte vom Ufer aus und lockte ihn endlich um die verhängnißvollen Büsche, wo ihm das Wasser beinahe bis an die Füße reichte. Plötzlich wich der Boden unter ihm, er machte einen ungeheuren Schritt, und stürzte dann der Länge nach, wie ein Leuchtthurm, den die Fluth unterwaschen, in das Wasser, während Kühnmann vor Entzücken über sein gelungenes Werk eine Art karaibischen Freudentanz am Ufer ausführte und lachend verkündigte, daß endlich Vetter Schwarzknopf zu seiner Wasseruniversalberechtigung gelangt sei. — Dieser watete seinen Stelzen nach und fischte sie auf, worauf er dem Gelächter entlief, um sich trockene Kleider zu verschaffen, die ihm Kühnmann bereitwillig vorlegte. — Es war fast der Untergang der Familie, als er in den Kleidern erschien, denn er spielte eine höchst lächerliche Figur. Alles war ihm zu kurz und zu eng, besonders die Beinkleider, welche oben die Weste nicht erlangen konnten, sodaß sich ein breiter weißer Streifen dazwischen zeigte, während unten das Deficit noch größer war. Der Aermste sah aus wie ein Mann aus einem Märchen, der nach seiner Confirmation in einem verzauberten Garten zehn Jahre spazieren geht und aus den Kleidern gewachsen ist, als er in der Meinung nach der Stadt zurückkehrt, daß er nur den Nachmittag verbummelt habe.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Herr Trick macht ein Geschäft.

Stubborn's Schiff „die Gebrüder" war kaum von Kuxhaven aus als in See gegangen signalisirt, als sich Stubborn in Be-

gleitung des Herrn Trick nach dem Haus des Lootsen begab und dasselbe mit fieberhafter Hast durchsuchte. — Es war wieder ein Brief aus Neuyork an Ernst Schwarz eingelaufen, welcher Mittheilungen enthielt, bei denen der Principal zitterte und Trick's Haare sich ohne seine Beihilfe gegen den Strich kehrten.

„Danken wir — — dem Teufel, daß Schwarz den Brief nicht in die Hände bekommen hat. — Indeß, was wollte er machen, so lange ihm die Beweise fehlen, die draußen bei Nielsen liegen," sprach der Buchhalter.

„Was wollte er machen? — Allerdings. — Es lebt außer Kern und Ihnen zufällig Niemand mehr, der die Verhältnisse kennt. — Bedenken Sie aber den Scandal, die öffentliche Meinung. — Mein Renommée wäre unrettbar hin," sprach Stubborn finster.

„Und das meinige mit," knurrte Trick.

Stubborn sah ihn mit einem leisen Hohnlächeln an, welches der Buchhalter mit Zinsen zurückgab. — „Es ist eine gar kitzliche Sache um das Renommée," fuhr er fort. „Wenn man an der Börse erführe, daß wir hier nichts weiter — — —"

„Halten Sie — — Ruhe von der Geschichte," flüsterte Stubborn, nach der Thür blickend.

„Zu suchen hätten, als jeder Commis und daß Schwarz — — "

„Schweigen Sie, beim Teufel!" flüsterte Stubborn, Trick beim Arm packend.

„Es ist eine Sache um das Renommée," sprach Herr Trick, bedenklich an seine Nase schlagend. — „Ich muß wenigstens jetzt das meinige aufrecht halten und brauche deshalb fünfzigtausend Mark, und zwar bis acht Uhr!" —

Stubborn fuhr so entsetzt herum, als stehe ein Wolf neben ihm und starrte Herrn Trick an, der ihm mehrmals stumm zunickte.

„Sind Sie ganz und gar des Teufels?" frug er. — „Sie haben ja erst vor drei Tagen wieder dreißigtausend Mark erhalten! — Was

fangen Sie mit dem Gelde an? — Wollen Sie mich ausbeuteln? — Glauben Sie überhaupt noch viel zu bekommen?"

„Halb und halb," sprach Herr Trick mit großer Ruhe. — „Halb und halb — Geld und Strick — Renommée und Schande. — Die letzten Artikel bleiben mir sicher. — Vom Ersten habe ich noch nicht den zehnten Theil. — Also — —" Hier machte er die unzweifelhafte Pantomime des Geldzählens.

„Aber wo thun Sie denn, beim Teufel, das Geld hin?" sagte Stubborn.

„Speculire damit — habe eingebüßt, muß wieder gewinnen," knurrte Trick, sich wild in die Haare greifend. — „Also rücken Sie raus. Es hilft Ihnen nichts. Ich muß heute Abend das Geld haben! Ich muuuß es haben!" schloß er bestimmt. — „Jetzt aber kommen Sie, wir wollen sehen, was bei Nielsen versteckt liegt, ehe uns der Teufel einen Strich dazwischen macht und der versoffene Jörs etwa den Fund thut, und uns auch noch in die Hände bekommt. — Kommen Sie, der Zollwächter will heute Abend in das Haus ziehen, um im Keller aufzuräumen."

Es bedurfte keiner weiteren Aufforderung, um Stubborn anzutreiben. Er verließ mit Trick das Comptoir und ging an das Baumhaus, wo Wilm mit dem Boot wartete, in dem Weinflaschen nebst verschiedenen anderen Victualien verpackt lagen.

Wilm stand unten an der Treppe und hielt seinen Bootshaken in der Hand. Ihm gegenüber in ihrem Fischewer hielten mehrere Finkenwerder, an deren Spitze Peter Wübbe Himmel, Erde und die anwesenden Bootsleute um Hilfe und Rache gegen den Schutenführer anrief, der, wie er behauptete, ein geheimer Seeräuber war, welche Beschuldigung, aus dem Munde eines Finkenwerders, allgemeine große Heiterkeit bei den Jollenführern hervorrief, die, wie das Publikum in den altgriechischen Theatern, auf den Treppenstufen saßen und auf die Pointe

der Sache, eine Prügelei, warteten. Peter Wübbe machte den Chorführer und erhob seine Stimme noch stärker, als er Stubborn und Trick erblickte und ihren Zusammenhang mit Wilm erkannte. Er fand aber keine Sympathie und bejammerte umsonst seine eiserne Kette.

Er wollte nun versuchen sich an das bessere Publikum zu wenden, welches aus Kapitänen und Steuerleuten bestehend, sich oben am Geländer einfand. Die erste Person, die ihm hier aber in die Augen fiel, war Meister Wöllers, den er nur zu gut als den schlafenden Angler erkannte, der von ihm bestrandrechtet worden, und dessen Anblick ihm so unerwartet kam, daß ihm das Wort in der Kehle stecken blieb, worauf er in die Luke kroch und seinen Gefährten zuraunte, sie sollten weiter machen. Da diese alte geübte Fischer waren, so merkten sie sofort, daß etwas im Winde sein müsse, was in ihren Cours nicht tauge, griffen stillschweigend nach den Riemen und fuhren zur großen Enttäuschung des Publikums ab, welches doch sicher auf einen regelrechten Gang der Tragödie gehofft und nun die Schlußprügelei ausbleiben sah.

Stubborn stieg mit dem Buchhalter in das Boot und wollte eben abfahren, als Meister Wöllers die Treppe herunter kam und Beide grüßend fragte, ob sie ihm nicht sagen könnten, wo er Herrn Ernst Schwarz fände. Er habe ihm Etwas sehr nöthig zu übergeben.

Trick sah seinen Prinzipal an und war einigermaßen frappirt, daß sie gerade jetzt an Schwarz erinnert wurden, wo sie auf eine Unternehmung gegen ihn ausgingen. — Was konnte Wöllers wohl haben? — Herr Trick erbot sich zur Uebernahme der Sache.

Der Meister wollte es jedoch selbst abgeben. — Es sei ihm auf die Seele gebunden, bemerkte er geheimnißvoll.

„Vielleicht aus Amerika?“ frug Trick lauernd.

Wöllers hielt es für äußerst interessant, Besitzer einer wichtigen Sache zu sein, die er nur dem Eigenthümer selbst geben könne. Er sah also nach dem Telegraphen, der auf der Spitze des Baumhauses Turn=

übungen machte, und bemerkte, nachdem er sich bei ihm Rath geholt: — „Hm, gerade nicht aus Amerika, aber so da herum. — Ich hörte, daß er in London sei und wäre schon in meinem Kutter hinüber gesegelt, wenn ich seine Adresse wüßte. Wollen Sie die Güte haben mir dieselbe zu geben?"

„Ist die Sache so wichtig?" forschte Trick.

„Familienverhältnisse," antwortete Meister Wöllers geheimnißvoll.

„Verflucht!" murmelte Trick. — „Nun, wir können Ihnen allerdings jetzt keine Adresse geben, denn Schwarz wird wahrscheinlich von London abgereist sein und morgen mit dem Dampfer aufkommen. — Sie könnten ihm ja aber entgegensegeln und bei Stade erwarten. Es wäre vielleicht von Wichtigkeit, wenn Schwarz die Nachrichten erhielte, ehe er an die Stadt käme."

„Wissen Sie, wenn der nächste Londoner Dampfer kommt?" fragte Wöllers.

„Der wird morgen früh aufkommen," erklärte Trick. „Wenn Sie jetzt mit dem Wind unter Segel gehen, so kommen Sie bis zum Dunkelwerden nach Twielenfleth, wo Sie über Nacht vor Anker gehen und den Dampfer dann bei Stade erwarten können. — Das Wetter ist schön und Sie hätten eine herrliche Fahrt."

Meister Wöllers fand den Vorschlag sehr gut und das Unternehmen ganz nach seinem Geschmack. — Da Chrischaan nach dem Kutter beordert war, um ihn zu putzen, so beschloß er sofort unter Segel zu gehen, versorgte sich mit den nöthigen Vorräthen, holte den Brief und sagte seiner Frau, daß er Geschäftshalber nach Glückstadt müsse und die Nacht ausbleiben werde, worauf er den Kutter vom Werft hinauslegen ließ, um ohne Sorge und Anstoß abwärts zu segeln.

Herr Trick klopfte sehr bedeutungsvoll an seine Nase und flüsterte dann Wilm zu: „Willst Du zehn Thaler verdienen?"

„Versteht sich," antwortete dieser.

„Du hast gehört, daß dieser Schneider mit seinem Kutter abwärts will, um einen Brief oder ein Packet für Schwarz an den Dampfer zu bringen. — Sieh zu, daß Du den Brief erwischen kannst. — Hole alle Papiere aus dem Kutter, die Du findest. — Ich gebe Dir funfzehn Thaler dafür."

Wilm schmunzelte und versprach die Sache auszuführen, wenn er einige Bekannte mitnehmen könne. — Herr Trick stieg deshalb mit Stubborn in St. Pauli aus und ging zu Fuß vollends nach Neumühlen, wohin Wilm bald mit einigen unternehmungslustigen Freunden folgte und die Vorräthe an's Land schaffte, ohne daß Jörs etwas davon ahnte, obgleich er hart daneben im Gebüsch saß. — Nachdem das Boo. is auf einige Flaschen geleert war, ging es abwärts und war längst aus Sicht, als der Seehund mit vollen Segeln erschien, an dessen Steuer Wöllers und Schünnemann saßen, während Chrischaan vorn bereit stand, jeden Befehl seines Kapitäns auszuführen.

Trick schloß eben die Thür von Nielsen's Haus auf, und blickte dem Kutter höhnisch lachend nach.

Indem Trick mit Stubborn in des Lootsen Haus trat, zeigte sich die rothe Nase von Jörs in der Gartenthür. Dieser gute Wächter des Zollamtes hatte die moralische Kraft gehabt, die vollen Weinflaschen aus Wilms Boot hart an sich vorbeitragen zu sehen, ohne sich zu rühren. Die Zunge klebte ihm nach dieser übermenschlichen Anstrengung am Gaumen, und er erwartete deshalb mit Schmerzen den Augenblick, wo man ihm Nielsen's Haus übergeben würde, in dessen Keller seine Phantasie Reihen von Flaschen erblickte.

Man konnte es ihm nicht verdenken, daß er einen seiner besten dänischen Kraftflüche ausstieß, als ihm Trick die Thüre so vor der Nase zuschnappte, daß diese beinahe dazwischen kam.

„Ein wenig Geduld, Herr Jörs! Wir wollen erst ein kleines Inventarium aufnehmen, dann können Sie eintreten," rief Trick heraus.

„O verdamme! Inventarium? Von den Flaſ'gen vielleicht?" ſchrie Jörs an der Thüre rüttelnd.

„Nein, nein! Die Flaſ'gen bleiben Ihnen," ſprach Trick lachend.

„Ich laſſen mich nicht ſo fangen," ſchrie Jörs, „die Flaſ'gen können Sie behalten, aber was drin iſt, will ich haben!"

Er erhielt keine Antwort, denn Stubborn und Trick hatten nöthiger zu thun. Sie unterſuchten jeden Winkel im Haus, vom Boden bis in den Keller. Sie fanden Nichts!

Jörs rannte indeß rings um das Gebäude und ſah zu jeder Oeffnung hinein, die ſich nur darbot. Er lauerte an dem Kellerloch und gerieth faſt in Verzweiflung, als er einmal Flaſchen klirren hörte. — Endlich ſchloß Trick die Thür auf und lud ihn mit ſehr verdrießlichem Geſicht ein, hereinzukommen.

„Wir ſollen unſerem Kapitän einige Bücher aufheben und können ſie nicht finden. Er hat ſie irgendwo verborgen und vergeſſen uns den Ort anzugeben," ſprach Trick ärgerlich.

„Sind ſie vielleicht im Keller?" bemerkte Jörs.

„Nein. Dort haben wir Alles durchſucht. Sie müſſen oben ſtecken."

„Ha, ha! Sie verßtehen nicht ßu ſuchen," lachte Jörs. — „Alſo hier in der Kommode und dem Schrank ſind ſie nicht? — Gut! ſuchen wir anderswo." Hiemit guckte Jörs in den Ofen, ſondirte im Rohr und Kamin, und begann ſodann auf die Dielen und an die Wände zu klopfen. Man ſah, er verſtand ſein Geſchäft. Er nahm alle Bilder ab und ſah dahinter. — Endlich wollte er ein kleines Regal abnehmen, worauf ein Schreibzeug und einige Flaſchen ſtanden. Es war jedoch an der Wand feſtgemacht, und als er dazwiſchen klopfte, klang es hohl, worauf Jörs ſeine Zuſchauer triumphirend anblickte.

„Ein S'grank," ſprach er grinſend, und begann überall am Regal zu ziehen und zu drücken, bis er eine Feder fand, bei deren Berührung

es aufsprang und einen Wandschrank zeigte. Jörs sah mit Erstaunen, daß sich der sonst so kalte, ruhige Stubborn in wilder Hast auf ein Kästchen stürzte, welches im Schrank sichtbar ward, und daß Herr Trick gleichfalls danach griff, worauf es Beide, wie ein gefangenes Wild, nach dem Tisch trugen. Das Kästchen war verschlossen und versiegelt; worauf der Buchhalter jedoch keine Rücksicht nahm, sondern es mit einem Messer ohne Umstände aufsprengte.

Stubborn griff mit zitternden Händen nach einigen vergilbten Papieren. — „Es ist mein Revers. — Endlich habe ich ihn in den Händen," murmelte er. — Trick hatte indeß ein Buch durchgesehen. — „Das vollständige Inventarverzeichniß — hier ein Testament — vollständig genug, um uns — — —" er sah nach Jörs und fuhr fort: — „zu befriedigen." — „Kommen Sie jetzt, Herr Prinzipal," sprach Trick, indem er plötzlich alle Papiere in den Kasten that und diesen unter den Arm nahm, was Stubborn mit einigem Unbehagen zu erfüllen schien. „Kommen Sie, wir müssen die Papiere sofort disponiren," und ohne sich weiter umzusehen, ging er zur Thür hinaus. Ihm nach der Prinzipal, während Jörs erstaunt stehen blieb.

Er stand aber nicht lange unthätig, sondern stieg nach dem Keller hinab, um die dort versteckten Schätze in seinen Magen zu versetzen. Er kam jedoch bald grausam enttäuscht und voller Wuth wieder herauf, denn die ganze flüssige Hinterlassenschaft des Lootsen bestand in etwa einem Dutzend Flaschen, die Jörs unter den Armen trug und vor dem Bett aufstellte, auf welches er sich niederließ. Es war meistens Portwein und Rum, was der Trunkenbold jetzt in großen Zügen zu sich nahm, als wäre es Wasser. Er hielt dabei lange dänische Monologe, wobei er immer wüthender wurde, je mehr sich die Flaschen leerten. Er hatte erwartet, Nielsen werde ihm einen vollen Keller hinterlassen, und hielt sich nun für schändlich betrogen. Als die fünfte Flasche geleert war, ergriff er sie und zerschlug einige Familienbilder des Lootsen, denen er die Nasen

mit kannibalischem Behagen breit klopfte — dann wandte er sich gegen ein kleines Schiffsmodell, welches unter einem Glaskasten stand, und zertrümmerte die feinen Masten, Raaen und Takelage, worauf er die sechste Flasche öffnete, einen Schluck daraus that, und dann auf das Bett zurückfiel, um bis zum nächsten Morgen zu schlafen.

Herr Trick ging indeß mit dem Kasten unterm Arm so schnell vorwärts, daß sein Prinzipal fast in einen unanständigen Trab verfallen mußte, um ihm zur Seite zu bleiben. Als sie ein Stückchen gegangen waren, blieb Stubborn plötzlich überrascht stehen und rief keuchend: „Halt! halt! Wo wollen Sie hin?“ denn Trick bog, statt nach Stubborn's Landhaus, in den Hohlweg ein, der nach oben führte.

„Kommen Sie,“ sprach Trick, ohne stehen zu bleiben, „damit wir den Omnibus noch erwischen.“

„Was brauchen wir den Omnibus?“ schrie Stubborn. „Kommen Sie herunter, wir wollen die Papiere verbrennen!“

„Daß ich ein Narr wäre,“ lachte Trick und strich mit der freien Hand seine Haare nach vorn. „Die Papiere werde ich deponiren.“

„O Sie verdammter Schuft!“ sprach Stubborn knirschend, „was gehen Ihnen diese Papiere an? — Die Sache betrifft nur mich, und ich mag sie am allerwenigsten in Ihren Händen wissen. — Geben Sie den Kasten heraus, oder! — — —“

„Nun was?“ fragte Trick grinsend, indem er herausfordernd an die Nase klopfte.

„Die Sache geht Ihnen gar nichts an. — Geben Sie her. — Ich gebe die fünfzigtausend Mark noch heute,“ sprach Stubborn athemlos.

„Ah sieh mal an, das hätte ich bald vergessen. — Die fünfzigtausend, richtig. Kommen Sie,“ nickte Trick und begann wieder aufwärts zu steigen — „davon hier“, sprach er auf den Kasten schlagend, „werde ich Ihnen meinen Theil gegen gute Wechsel abtreten. — Halb

und halb, wissen Sie, war unser Abkommen und soll es bleiben — halb und halb! — Sie werden bald zwanzig Wechsel, jeden zu zehntausend Mark, ausgefüllt haben, um sich dann das Vergnügen zu machen, die Geschichte zu verbrennen. Eher aber keinen Augenblick."

„Ha! Zweihunderttausend Mark!" schrie Stubborn, in Verzweiflung die Hände über dem Kopf zusammenschlagend und wie angewurzelt stehend.

„Sie werden den Omnibus versäumen," mahnte Trick vorwärts gehend.

„Sie sind ein erbärmlicher Schuft, der mich ausraubt!" ächzte Stubborn.

„Ich bin genau ein solcher Schuft als Sie. Habe aber noch lange nicht die halbe Million, die ich haben muß und kriegen werde, und dann bin ich erst genau so viel werth wie Sie," entgegnete Trick in großer Seelenruhe, ohne einen Augenblick stille zu stehen und auf Stubborn zu warten, der ihm voller Grimm nachlief und ihn endlich erreichte, als er an der Straße stand und den Omnibus erwartete.

Stubborn stand athemholend und betrachtete seinen Buchhalter und Compagnon mit Blicken voll Haß und Wuth, wobei er manchmal gierig nach dem Kasten sah und sich dann umschaute. Trick lächelte grimmig und nickte ihm einigemal zu.

„Ich weiß, was Sie denken. — Oh! ich sehe es so gut, als ständ' es in Ihrem Gesichte geschrieben. — Sie würden mich jetzt mit Vergnügen ermorden, wenn Sie könnten — he? — Sie überlegen, ob Sie mich nicht drin im Haus bei Seite bringen könnten. — Vergiften vielleicht, oder erdrosseln? das macht keinen Lärm — he? oder zufällig ertrinken lassen? oder vielleicht zur See schicken! nach Singapore? — he! he! he!" schrie Trick in ein wildes Gelächter ausbrechend. — „Nein, nein, Compagnon — damit ist nichts — zu vorsichtig dazu," schloß er, sich schmun-

zelnd und hörbar an die Nase schlagend und dem leichenblassen Stubborn zunickend.

In diesem Augenblick rollte der Omnibus heran, und Trick öffnete die Thür, um seinen Prinzipal mit einer tiefen Verbeugung in den Wagen steigen zu lassen und ihm dann hochachtungsvoll zu folgen. Stubborn saß still und biß sich in schrecklicher Pein auf die Lippen. Er hatte Geld zusammengescharrt, auf jede Art, vor Nichts zurückschreckend Geld gemacht, und davon sollte er nun herausgeben, an einen Halunken herausgeben, der sein Werkzeug war und den er mit einigen Brocken seiner Beute abzuspeisen dachte. — Er hätte den Gefährten seiner Speculationen gern bei Seite geschafft, er war ihm aber zu schlau und überlegen. — Es wühlte in seinem Kopf — „herausgeben! — herausgeben — Geld!“ — das war das Gräßliche, was ihm bevorstand und dem er nicht entkommen konnte, er mochte Pläne schmieden wie er wollte.

Er mußte mit ins Comptoir. Er mußte fünfzigtausend Mark baar auszahlen. Er wand sich und wimmerte, aber er unterschrieb zwanzig Wechsel über zweihunderttausend Mark und verbrannte dann den Inhalt des Kästchens, während Trick fortging, um die Papiere in Sicherheit zu bringen. — Nicht im Hause, wie er ausdrücklich beim Abschied bemerkte.

Er brachte das Geld wo anders in Sicherheit. — Vielleicht beim alten Wolf, der an der Ecke auf ihn wartete und mit ihm in Trampsgang verschwand, wo sich noch einige fidele Seehunde an sie anschlossen und wo vielleicht eine Bank zur Unterbringung von Kapitalien existirte, bei welcher der alte Wolf betheiligt war. —

Während dessen segelte der Seehund ungemein gutwillig abwärts, denn da der Wind ziemlich von hinten kam, so ging die Sache glatt und Meister Wöllers stand sehr zufrieden am Steuer. Er glaubte jetzt vollständig an seine nautische Capacität.

Am hannoverschen Ufer mündet oberhalb Stade ein kleines Flüß-

chen, die Aue, in die Elbe, in dessen Nähe stromab einige kleine Inseln liegen. Der Seehund hatte diese kaum passirt, als der Wind einschlief und Meister Wöllers den Befehl ertheilte, vor Anker zu gehen. Da hierauf des Kapitäns Frage „Alles klar?“ mit „ai ai“ beantwortet ward, warfen Chrischaan und Schünnemann, der mit von der Parthie war, den Anker über Bord, worauf die Kette durch das Klüsenloch rasselte und der Kutter um dieselbe schwenkte und liegen blieb.

Nun befahl der Kapitän die Segel zu streichen und festzubinden, sah nach Wind und Wetter, bedauerte, keinen Barometer bei sich zu haben und schickte dann Chrischaan nach vorn, um das Abendessen zu besorgen. — Es war ein feierlicher Ernst über ihn gekommen, da er bedachte, daß er das Erstemal in seinem Fahrzeug eine Nacht auf dem trügerischen Element verbringen wollte. Es fiel ihm ein, daß der Kutter vielleicht eine schlechte dünne Stelle haben könne, die gerade durchbräch, wenn Alles im tiefsten Schlaf läge. Wie dann die ganze Besatzung gleich jungen Katzen in einem Sack ersaufen müßte und sammt dem Fahrzeug spurlos verschwände. Wie ihn die Wittwe umsonst suchen und am Ende glauben würde, er sei durchgegangen. — Ging der Kutter nicht unter, so konnte ihn in der Nacht ein Dampfschiff in Grund rennen, oder ein plötzlich ausbrechendes Gewitter einen Blitz in den Mast schicken; kurz, Herr Wöllers fand, daß er doch ein etwas verwegener und leichtsinniger Patron sei und war nur froh, daß er wenigstens sehr nahe am Lande lag und zur Noth sich dorthin retten konnte, wenn das Unheil etwa losbräche. — Er zog deshalb vorsichtig seinen Rock aus, damit er besser schwimmen könne und beschloß in der Nacht nur wenig zu schlafen und wachsam zu sein.

Die Sonne war längst untergegangen und die tiefste Dämmerung eingetreten, wie Chrischaan das Abendessen aus der Luke brachte und auf dem Kajütendach servirte. Man wollte sich eben hinsetzen, als vom

Lande aus der Ruf: „Kutter a hoi!" ertönte. Wöllers drehte sich um und sah am Ufer ein paar Männer stehen. Er fragte, was es gäbe.

„Was ist das für ein Fahrzeug?" klang es herüber.

„Kutter Seehund. Kapitän Wöllers, von Hamburg," schrie der Meister zwischen die Hände durch.

„Was hat er an Bord?" fragte man.

„Nichts," schrie Wöllers.

„Was thut er hier an der Küste?" war die weitere Frage.

„Spazierenfahren," antwortete Wöllers.

„Dat kann wahr sein und ook nich," schrie die Stimme. — „Schikt ein Boot an Land, dat wir an Bord nachsehen können."

„Wer seid Ihr?" rief Wöllers argwöhnisch.

„Beamter vom Staderzollhaus."

„Wir haben kein Boot an Bord."

„Ausflüchte! — In grüne Deich sind Netze gestohlen worden. — Wir müssen Euch visitiren," schrie der Mann, worauf er einen langen Pfiff erschallen ließ.

„Das ist ja recht nett," sprach Wöllers. „Jetzt hält man uns gar für Stranddiebe. — Nun sie mögen nur kommen. Sie werden ja sehen, wen sie vor sich haben."

Auf dem Fluß zeigten sich die Umrisse eines Bootes, welches die Männer vom Ufer einnahm und dann nach dem Seehund herüber kam, auf den ein paar Leute stiegen, die ohne Weiteres in die Kajüte krochen und alle Winkel durchstöberten. Nach einer Weile kamen sie herauf und erklärten, der Kapitän und sein Begleiter müßten ihnen nach dem Zollhaus in Brunshausen folgen. Der Schiffsjunge könne indeß am Bord bleiben.

Herr Wöllers meinte, ob man nicht lieber mit dem Kutter hinunter gehen könne.

„Wenn die Fluth nicht dagegen stände, würde er es schon gethan haben," meinte der Beamte. „So aber wollten sie sich nicht einmal mit dem Boot dagegen anquälen, und das Endchen zu Fuß gehen." Hierauf lud er Wöllers und Schünnemann nochmals sehr dringend ein, in das Boot zu steigen, was Beide thaten, weil man sie, allem Anschein nach, sonst mit Gewalt hineingesteckt haben würde. Am Ufer legte das Boot fest und zwei Männer gingen mit Wöllers und seinem Gevatter auf dem Deich nach der Schwinge zu, während sich die Bootsleute in ihrem Fahrzeug zum Schlafen ausstreckten, um später den Kapitän wieder an Bord zu setzen, wie sie sagten.

Bei der Schwinge, dem Fort gegenüber angekommen, mußten unsere Abenteurer warten, während die Beamten am Flüßchen hinauf gingen, um den Fährmann zu holen. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis endlich drüben ein Mann erschien, den sie anriefen. Er fragte, was sie wollten, worauf sie erklärten, daß man sie nach dem Zollhaus bestellt habe. Der Mann brummte etwas und machte ein Boot los, in dem er sie hinüber holte. Auf ihre Frage nach den beiden Beamten zeigte er nach dem Zollhaus und ruderte dann mit dem Boot davon.

Meister Wöllers ging also mit Schünnemann auf das Fort zu, von wo ihm plötzlich ein lautes „Wer da?" entgegenschallte, wobei er ein Gewehr im Mondlicht blitzen sah, welches jetzt die Gegend erhellte.

„Gut Freund!" schrieen Beide und duckten sich, im Fall die unvorsichtige Schildwache etwa voreilig losschießen sollte.

„Was wollt ihr?" rief der Posten.

„Wir sind nach dem Zollhaus bestellt. Die Beamten sind eben von uns weggegangen."

Der Posten sprach mit Jemand, worauf man sie hereinrief. — Ein Zollbeamter in Pantoffeln, mit einer holländischen Pfeife versehen, kam heraus und fragte, was sie beim Teufel zu solcher nachtschlafender Zeit von ihm wollten.

Wöllers erklärte ärgerlich, daß man ihn beim Abendessen von seinem Kutter weggeschleppt habe, damit er hier erklären solle, daß er keine Fischnetze oder so etwas am Strand stehle und daß er von zwei Beamten von hier hergeführt worden sei.

„Ei weh, guter Freund!“ sagte der Beamte lachend. „Ich fürchte, man hat Sie da bei der Nase herumgeführt. — Es ist keinem Menschen eingefallen, von hier wegzugehen.“

Die Soldaten und herbeigekommenen Beamten lachten, während sich Wöllers und Schünnemann verblüfft ansahen und zu fürchten begannen, daß sie Spitzbuben in die Hände gerathen seien.

„Herr Gott!“ schrie Wöllers, „setzt uns wieder hinüber! — Mein Kutter und mein Junge!“

Man nahm ein Boot und fuhr über die Schwinge. Ein paar Soldaten liefen aus Neugier mit, und so kam man bald an den Ankerplatz des Seehundes. — Aber kein Kutter war zu sehen, so weit man auch in dem hellen Mondschein über das Wasser blicken konnte. Wöllers schrie wie ein Löwe: „Chrischaan und Seehund a hoi!“ Keine Antwort. Der Seehund war spurlos verschwunden. — — —

Meister Wöllers lief nebst Gevatter Schünnemann den Deich entlang und schrie nach Chrischaan. Dann horchten sie in die ruhige Nacht hinaus, deren Stille nur manchmal vom Geschrei einer Wildente oder vom leisen Rauschen des Wassers am Uferdamm unterbrochen wurde. So waren sie bis zum Eintritt der Ebbe herumgeirrt und der Verzweiflung nahe. Da erschien plötzlich der Seehund wie das Geisterschiff des fliegenden Holländers, indem er hinter einer der kleinen Inseln hervortrieb und lautlos ohne Steuermann mit der Ebbe weiter schwamm. Wöllers brüllte jetzt nochmals verzweifelt nach Chrischaan, worauf man im Innern des Kutters ein dumpfes Hilfgeschrei vernahm. Der verzweifelte Kapitän sah sein Fahrzeug steuerlos dahintreiben und kein Boot in der Nähe. Er begann deshalb nebenher zu laufen, als er nach kur-

zer Zeit einen Plumps hörte und Gevatter Schünnemann, der kurz entschlossen die Kleider abgeworfen, im Wasser und auf das Fahrzeug zuschwimmen sah. Eine Minute darauf kletterte er an Bord und zog den Pflock von der Lukenklappe, woraus nun Chrischaan, wie aus einem Mörser geschossen, hervorkam.

Es war keine Zeit zu Erklärungen, denn der Kutter mußte irgendwo festgelegt werden und konnte nicht länger treiben. Da er dem Lande nahe war, so band sich Schünnemann ein langes Tau um den Leib, sprang wieder in das Wasser und schwamm nach dem Ufer, von wo aus er den Seehund herüber zog, bis er auf den Grund kam und so für die Ebbezeit fest lag. Hierauf nahm er Chrischaan auf den Rücken und trug ihn an das Land, worauf er sich wieder anzog.

Chrischaan erzählte nun, daß nach dem Weggange des Meisters die Leute im Boot wieder herübergekommen seien und ihm befohlen haben, alle Eßwaaren und Flaschen auf Deck zu bringen, weil sie nach dem Zollhaus geschafft werden müßten. Sobald dies geschehen, hätten sie ihn beim Kragen genommen und in die Vorderluke gesteckt, worauf diese geschlossen wurde. Dann sei die Kajüte durchsucht worden, worauf man den Anker gehoben und den Kutter mit der Fluth treiben lassen, während oben unter Gelächter und Späßen Alles aufgezehrt ward. Endlich wären die Leute in ihr Boot gestiegen und fort gerudert, während das Fahrzeug an einem steilen Ufer festliegen blieb, wie Chrischaan aus der Strömung an den Planken hörte. Dann sei es wieder ins Treiben gekommen und die Stimme des Meisters zu dem Gefangenen in der Kajüte gedrungen. —

Die Besatzung des Kutters saß nach diesem Bericht lautlos am Ufer und betrachtete den Seehund, der jetzt auf dem Grund festlag und sich beim Ablauf des Wassers auf die Seite zu neigen begann. — Meister Möllers dankte endlich dem Gevatter, daß er sich des Fahrzeuges so angenommen. Dieser entgegnete, daß er stets bereit sein werde, Leib und

Leben für Wöllers Kutter einzusetzen. Er ahnte nicht, daß ihm dieses Ungethüm noch viele sauere Stunden machen würde.

Endlich brach der Tag an und man konnte trockenen Fußes auf das Verdeck gelangen.

Es war so weit Alles in Ordnung. Der Anker sorgfältig festgemacht. Die Segel an ihrem alten Platz. Nichts fehlte, als das, was eß- und trinkbar war. Aber auch Wöllers Brieftasche mit dem Brief an Schwarz war verschwunden, obgleich er sie sicher im Kajütenschrank untergebracht hatte.

Hungrig und todtmüde kroch die Besatzung des Seehundes in die Kajüte, um bis zu seinem Flottwerden zu schlafen und dann nach Hamburg aufzusegeln.

Das war die zweite Reise des Kapitän Wöllers mit dem Seehund.

Inhalt.

Verzeichniß der Holzschnitte.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

